

Peter Freund
Laura und das Siegel
der Sieben Monde



Laura ist erst dreizehn, aber sie ist mutig und verfügt über fantastische Fähigkeiten. Und die braucht sie auch, wenn sie den nahezu aussichtslosen Kampf gegen den Fürsten Borboron gewinnen will, der ihren Vater gefangen hält.

Auch Professor Morgenstern, der Direktor ihrer Schule, steht ihr zur Seite - bis er verdächtigt wird, den blinden Bibliothekar eines geheimen Archivs ermordet zu haben.

Zum Glück kann Laura auf Alarik zählen, einen Knappen des Weißen Ritters Paravain, den es aus seiner Heimat Aventerra auf die Erde verschlagen hat. Mit seiner Hilfe gelingt es ihr, in Borborons Festung einzudringen. Doch der Schwarze Fürst überwältigt Laura und stellt sie vor die schwierigste Entscheidung ihres Lebens: Sie muss wählen zwischen dem Kampf für das Gute und dem Leben ihres Vaters.

Nur das Siegel der Sieben Monde kann ihr jetzt noch helfen – aber das zählt zu den großen Rätseln der Geschichte. Und nicht einmal der Professor glaubt, dass Laura es zu entschlüsseln vermag...

Mit Illustrationen
von Tina Dreher





Ehrenwirth ist ein Imprint der Verlagsgruppe Lübbe

Originalausgabe

Copyright © 2003 by

Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,

Bergisch Gladbach

Vorsatz- und Textillustrationen: Tina Dreher, Alfeld/Leine

Einbandillustration: Franz Vohwinkel, Ottobrunn

Einbandgestaltung: Gisela Kullowatz

Satz & Typografie: Kremerdruck GmbH, Lindlar

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Einband: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe,
vorbehalten. Printed in Germany ISBN 3-431-03562-0

Sie finden die Verlagsgruppe Lübbe -

im Internet unter www.luebbe.de

Für meine Eltern Anni und Karl Freund



*»Man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.«*

DER KLEINE PRINZ
Antoine de Saint-Exupéry



Kapitel 1 *✿* Die Höllenklamm

s ging auf Mitternacht zu in Hinterthur. Die Nacht war kalt und klar. Myriaden von Sternen funkelten am Himmel um die Wette. Ihr silbriger Schein tauchte den kleinen Wintersportort in ein geheimnisvolles Licht, zauberte Glanz auf die verschneiten Bäume des Waldes und ließ den Schnee auf den Berghängen und in den Tälern glitzern. Die Menschen jedoch bemerkten dieses Leuchten nicht. Sie schlummerten in ihren Betten dem nächsten Morgen entgegen. Hinter den Fenstern der Häuser, die sich in die enge Talsenke duckten, war es dunkel. Nur in einigen Gaststätten, in der Diskothek und im Nightclub brannte noch Licht für die Nachtschwärmer, die kein Ende finden konnten.

Der festgefahrene Schnee auf dem Parkplatz hinter dem Restaurant »Zur Sonne« gleißte vor Glätte. Die kahlen Äste der alten Ulme, die in einer abgelegenen Ecke stand, warfen ein gespenstiges Schattengeflecht auf den Boden. Unter dem Baum parkte ein einsames Auto. Der Motor brummte leise; schwarze Qualmwolken quollen aus dem Auspuff und verbreiteten einen beißenden Geruch.

Im Inneren des Wagens herrschte Dunkelheit. Die Männer auf den Vordersitzen glichen schwarzen Scherenschnitten. Nur die rote Glut eines Zigarillos leuchtete ab und an vor dem Mann hinter dem Lenkrad auf. Die Gesichter der beiden Insassen, die sich flüsternd unterhielten, waren nicht zu erkennen.

»Ich weiß wirklich nicht, worauf du noch wartest«, sagte der Raucher kaum hörbar und rückte seine Brille zurecht. »Je eher wir sie ausschalten,



desto besser. Sie hat viel mehr Mut, als wir alle geglaubt haben – und das macht sie so gefährlich. Du hast doch selbst erlebt, wie viel Schwierigkeiten sie uns bereitet hat! Oder hättest du damit gerechnet, dass sie den Kelch der Erleuchtung tatsächlich findet?»

»Nein. Aber –«

»Und dem Hüter des Lichts das Leben rettet?«

»Natürlich nicht.« Der Mann auf dem Beifahrersitz klang heiser. Fast gequält. »Aber eigentlich hätten wir damit rechnen müssen. Sie ist im Zeichen der Dreizehn geboren und verfügt über ganz außergewöhnliche Kräfte.«

»Was du nicht sagst!« Die Stimme des Rauchers triefte vor Ironie.

»Dieses Mal müssen wir doppelt vorsichtig sein. Es darf nichts schief gehen, und niemand darf Verdacht schöpfen.«

»Als ob ich das nicht selber wüsste!«

»Es muss wie ein Unglück aussehen, wie ein Unfall beim Skilaufen oder im Straßenverkehr. Sonst haben wir nicht nur die Polizei am Hals, sondern auch die anderen Wächter – und das können wir wirklich nicht brauchen.«

»Was wir erst recht nicht brauchen können, ist, dass sie von diesem verfluchten Siegel erfährt!« Der Mann mit dem Zigarillo klang verärgert, und es glühte rot auf vor seinem Gesicht. »Wenn sie hinter sein Geheimnis kommt, werden ihre Kräfte gestärkt und es gelingt ihr am Ende auch noch, den Kelch nach Aventerra zurückzubringen! Also unternimm endlich was!«

»Das mach ich doch! Ich –«

»Leichter als hier wirst du so bald nicht mehr an sie rankommen.« Der Raucher war laut geworden. »Aber wenn du weiter so rumtrödelst, dann ist der Urlaub vorbei!«

»Die Vorbereitungen brauchen nun mal Zeit!« Der Beifahrer klang beleidigt. »Ich musste alles ganz genau planen, aber jetzt hab ich die Sache im Griff, glaub mir. Nur ein paar Tage noch – und der Spuk ist vorbei!«

»Ich hoffe, du hast Recht!« Der glühende Punkt wanderte hektisch



durch die Dunkelheit. »Noch so eine Pleite wie beim letzten Mal, und wir beide kriegen Ärger. Und zwar richtigen Ärger!«

Besänftigend legte der Gescholtene die Hand auf den Arm seines Gesprächspartners. »So weit wird es nicht kommen. Diesmal wird sie ihrem Schicksal nicht entgehen können. Ganz bestimmt nicht!« Für einen Moment leuchteten die Augen des Mannes rot auf. Fast hatte es den Anschein, als schwebte ein Paar glühender Kohlen über dem Sitz.

Die Handbremse wurde gelöst, und das Auto setzte sich langsam in Bewegung. Der Schnee knirschte unter den breiten Reifen der Limousine, als sie auf die Hauptstraße von Hinterthur einbog, die im fahlen Licht der Straßenlaternen verlassen dalag. Fast lautlos schlich der Wagen nun davon – wie ein gefährliches Raubtier auf der Suche nach Beute.

»Ist das nicht herrlich hier?« Laura Leander strahlte ihren Bruder an. »Das ist doch wunderschön, oder? Nun sag endlich was!«

Lukas verzog das Gesicht. »Naja, nicht schlecht«, brummte er missmutig. Die Skimütze fast bis zu den Augenbrauen gezogen, schaute er gelangweilt hinunter in den Talkessel, der vor ihnen im hellen Sonnenschein lag.

Laura und ihr Bruder standen auf Skiern in der Nähe der Bergstation des Höllenklamm-Liftes und genossen den Ausblick auf die Winterlandschaft. Wie ein glitzerndes Band schlängelte sich eine Skipiste durch den verschneiten Bergwald hinunter ins Tal: die Höllenklamm-Abfahrt, beliebt und gefürchtet zugleich bei den Skifahrern. Beliebt, weil sie irrsinnig schnell war, und gefürchtet, weil sie hohe Ansprüche stellte und sich jeder Fehler gnadenlos rächte. Stürze waren deshalb an der Tagesordnung, und in beinahe regelmäßigen Abständen kam es zu schweren Verletzungen, sodass die Pistenwacht über Langeweile nicht klagen konnte.

Der Wind piff den Geschwistern um die Köpfe und färbte ihre Wangen rot. Laura hatte eine gelb getönte Skibrille aufgesetzt, während Lukas seine große Professorenbrille auf der Nase trug. Vom Lift her drang das fröhliche Gelächter der Ski- und Snowboardfahrer zu ihnen



herüber. Kollkraben kreisten in der Luft, und auf dem Dach der Bergstation stritt sich ein Schwarm Spatzen um die harten Brotkrumen, die tierliebe Wintersportler ihnen zugeworfen hatten.

Es war ein klarer Tag mit ausgezeichneter Fernsicht. Im Süden ragten die zerklüfteten Gipfel der schneebedeckten Alpen auf und versperrten die Sicht. Nach allen anderen Richtungen hin war der Blick jedoch frei. Laura und Lukas konnten fast endlos weit sehen. Sogar bis zu der weit entfernten Ebene, die sich nördlich des Vorgebirges erstreckte.

Lukas kniff die Augen zusammen, schirmte sie mit der linken Hand gegen die Sonne ab und spähte in die Ferne. Dann streckte er den Arm aus und deutete nach Nordwesten, wo sich sanfte Hügel verschwommen am Horizont abzeichneten. »Irgendwo dahinten muss Hohenstadt liegen und ein kleines Stück weiter Ravenstein, auch wenn man beides aus dieser Entfernung natürlich nicht erkennen kann.«

»Vielen Dank, du Super-Kiu.« Laura grinste ihren Bruder breit an. Das von ihm erfundene Spezialwort für einen Überflieger benutzte sie immer nur dann, wenn sie ihn damit aufziehen konnte. »Von alleine wäre ich da bestimmt nicht drauf gekommen!«

Lukas schnitt eine Grimasse, worauf das Grinsen der Schwester noch breiter wurde. Lauras gerötete Wangen leuchteten wie die eines Clowns, als sie ins Tal hinunterblickte. Von hier oben sah Hinterthur aus wie ein Dorf in einer Modelleisenbahn-Landschaft. Die Häuser an der Hauptstraße und den kleinen Nebenstraßen, die sich in enge Seitentäler schlängelten, erinnerten an Gebäude aus einem Baukasten. So sauber und adrett, wie frisch aus dem Spielzeugladen. Die Fassaden waren sorgsam verputzt, und viele von ihnen zierten bunte Gemälde. Konrad Köpfer, der brummige Hausdiener von Maximilian Longolius, in dessen Chalet Laura und Lukas gemeinsam mit ihrer Stiefmutter Sayelle die Winterferien verbrachten, hatte ihnen erklärt, dass die korrekte Bezeichnung dafür Lüftlmalereien laute.

Mister L, wie Maximilian Longolius von Lukas nur genannt wurde, besaß ein riesiges Medienimperium, zu dem neben einigen Radio- und Fernsehstationen unter anderem auch »DIE ZEITUNG« gehörte, bei der



Sayelle als Leiterin der Wirtschaftsredaktion beschäftigt war. Von hier oben konnte man sein Ferienhaus gut erkennen. Es stand auf einem parkartigen Grundstück am Rande von Hinterthur. Wobei »Ferienhaus« ziemlich untertrieben war, denn in Wirklichkeit besaß der steinreiche Unternehmer einen prächtigen Landsitz mit mehreren Schlafzimmern und Wohnräumen, zwei Marmorbädern und einer exquisit ausgestatteten Küche. Im Kellergeschoss gab es unter anderem einen Fernsehraum und ein Spielzimmer mit Poolbillard und Spielautomaten.

»Hey! Wollt ihr hier Wurzeln schlagen, oder was?« Die helle Stimme von Kevin schallte Laura entgegen. Der hoch gewachsene Junge fuhr von der Liftstation auf die Geschwister zu. Der Schnee stob auf, als er mit einem gekonnten Schwung neben ihnen zum Stehen kam und sie freundlich anlächelte. Seine weißen Zähne blitzten.

Kevin Teschner war der Neffe von Max Longolius. Mister L hatte ihn eingeladen, Laura und Lukas im Winterurlaub Gesellschaft zu leisten. Der Junge war genauso alt wie Laura, ein fröhlicher Kerl, der für jeden Spaß zu haben war. Und so hatten die drei recht bald Freundschaft geschlossen. Trotzdem hatte Laura Kevin kein Wort von den fantastischen Abenteuern erzählt, die sie zur letzten Wintersonnenwende auf Burg Ravenstein, ihrem Internat, bestehen musste. Und natürlich hatte sie ihm auch das große Geheimnis verschwiegen, das die Erde und Aventura, den ältesten der alten Planeten, seit Anbeginn der Zeiten miteinander verband. Auch dass Laura erst vor ein paar Wochen, an ihrem dreizehnten Geburtstag, erfahren hatte, dass sie zu den Wächtern gehörte und deshalb für die Sache des Lichts kämpfen musste, brauchte Kevin nicht zu wissen. Jedenfalls noch nicht. Zumal er diese mysteriöse Geschichte ohnehin kaum verstehen würde – ebenso wenig wie all die anderen Menschen, die nicht hinter die Oberfläche der Dinge sehen konnten.

»Was haltet ihr von einem kleinen Wettrennen?« Kevin blickte Laura und Lukas herausfordernd an. Die schwarzen Augen hinter seiner Ski-brille funkelten unternehmungslustig. Eine pechschwarze Wuschellocke stahl sich unter seiner Mütze hervor und kringelte sich auf die Stirn.

»Von mir aus.« Laura erwiderte sein fröhliches Lächeln. Eigentlich



sieht Kevin gar nicht übel aus, dachte sie und wandte sich an ihren Bruder. »Machst du mit, Lukas?«

»Lust hätte ich schon – nur bin ich mir nicht sicher, ob das auch intelligent wäre.«

»Hä?« Laura blickte Kevin verwundert an, doch der zuckte nur mit den Schultern, während Lukas mit ernster Miene zu einem seiner gefürchteten Vorträge anhub: »Wie allgemein bekannt sein sollte, entstehen gemäß den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen die meisten Unfälle beim Wintersport dadurch, dass man sich überschätzt und sich viel zu viel zumutet. Gerade in Wettkampfsituationen sind die Menschen am ehesten bereit, über die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit hinauszugehen. Was wiederum bedeutet, dass dabei das Verletzungspotenzial überproportional hoch ist! Aus diesem Grunde erscheint es mir als wenig intelligent, sich freiwillig einer solchen Gefahr auszusetzen. Ist doch logosibel, nicht wahr?«

Während Laura, gewöhnt an die Marotten ihres neunmalklugen Bruders, nur genervt die Augen verdrehte, blickte Kevin Lukas verständnislos an. »Logo-was?«

Lukas grinste nur, sodass Laura sich genötigt sah, den Freund aufzuklären. »Logosibel! Womit Lukas meint, seine Ausführungen wären überaus logisch und damit natürlich auch über die Maßen plausibel.« Ihre Ungeduld mühsam unterdrückend, wandte sie sich an den Bruder. »Würdest du uns freundlicherweise verraten, was du mit diesen nüchternen Worten sagen wolltest, Mr. Superhirn? Heißt das jetzt, du machst mit – oder nicht?«

»Ich dachte, ich hätte mich klar und deutlich ausgedrückt. Natürlich mach ich mit, du Spar-Kiu – versuch mich doch zu kriegen, wenn du kannst!« Noch im gleichen Augenblick stieß er sich mit kräftigen Stockschüben ab und sauste dem Tal entgegen. Noch ehe Laura und Kevin reagieren konnten, hatte er bereits einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen.

»Na warte!«, zischte Laura und setzte ihrerseits die Stöcke ein. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass Kevin es ihr gleichtat. Den Mann, der



sich im selben Moment aus dem Schatten der Liftstation löste, bemerkte sie allerdings nicht. Er schien nur darauf gewartet zu haben, dass sie endlich losfuhr, und setzte sich auf ihre Spur.

Die Piste führte zunächst schnurgerade und steil bergab, sodass Laura schon nach kurzer Zeit mächtig an Geschwindigkeit gewonnen hatte. Der Fahrtwind pfliff ihr ins Gesicht und knetete ihr kräftig die Wangen. Die Carving-Skier an ihren Füßen bretterten unruhig über den hart gewalzten Schnee. Die vereiste Piste war wellig, sodass die Skier schwer zu kontrollieren waren. Laura blickte nach vorn, wo Lukas in einiger Entfernung in eine scharfe Rechtskurve einbog und hinter einem Felsvorsprung verschwand. Das Mädchen ging tiefer in die Hocke und verlagerte das Gewicht nach hinten. Laura wurde schneller, aber die Skier begannen zu flattern. Die Kurve kam rasend schnell auf sie zugeflogen. Laura verlagerte erneut das Gewicht, um die Biegung so weit innen wie möglich zu nehmen – jeder eingesparte Meter konnte entscheidend sein, wenn sie Lukas einholen wollte. Und das wollte sie unbedingt, schließlich musste sie ihm eine Lektion erteilen. Sie musste ihm beweisen, dass selbst fiese Tricks nicht zum Erfolg führten. Und außerdem wäre es peinlich, gegen den jüngeren Bruder zu verlieren. Aber Lukas war ebenfalls ein guter Skiläufer. Auch wenn er eher schwächling war und außer einem gelegentlichen Tennisspiel keinerlei Sport betrieb, war er auf der Piste nicht zu unterschätzen.

In der engen Kurve wurde Laura mit Macht auf die Skier gepresst. Sie musste aufpassen, dass sie nicht aus der Bahn getragen wurde. Gleich nach der Rechtskurve führte ein längeres Flachstück auf eine Kante zu, hinter der der steilste Abschnitt der Strecke lag. Laura wusste, dass genau dort ihre Chance lag.

Ihr Bruder war in den letzten Tagen stets davor zurückgeschreckt, den Steilhang in voller Geschwindigkeit zu durchfahren, denn wie der riesige Rachen eines Ungeheuers, das alles zu verschlingen droht, gähnte an dessen Fuße die tiefe Schlucht der Höllenklamm. Zwar führte die Piste gut zwanzig Meter davor scharf nach links, aber Lukas fürchtete offenbar, aus der Kurve getragen zu werden und in die Tiefe zu stürzen. Das war



im letzten Jahr einem jungen Skifahrer passiert, wie Kevin ihnen erzählt hatte. Jede Hilfe war für ihn zu spät gekommen – ein schrecklicher Unfall, der Lukas wohl nachhaltig beeindruckt hatte.

Laura dagegen ließ sich davon nicht abhalten, stets in voller Fahrt durch das Steilstück zu rauschen. Sie wusste, was sie sich zutrauen konnte, und die Kurve nach dem Hang bereitete ihr nun mal keine Probleme, nicht einmal bei höchster Geschwindigkeit. Wenn es ihr also gelang, das Tempo noch etwas zu steigern, dann könnte sie Lukas spätestens dort überholen.

Laura sah sich noch einmal um. Kevin, der sich rund zwanzig Meter hinter ihr befand, war an seiner quietschgelben Skimütze leicht zu erkennen. Den Skifahrer dagegen, der ihn gerade überholte, kannte sie nicht. Er trug die Kluft der Pistenwacht und war ein exzellenter Fahrer. Fast mühelos ließ er Kevin hinter sich und kam immer näher heran. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis er sie ebenfalls passierte.

An der Kante hob Laura ab. Sie spürte ein leichtes Kribbeln im Bauch, während sie durch die Luft flog. Ein Ruck ging durch ihren ganzen Körper, als sie wieder auf dem Boden aufsetzte. Es gelang ihr aber mühelos, den Aufprall mit den Knien abzufedern.

Das Mädchen beugte sich nach vorn, ging tief in die Hocke und wurde immer schneller. Laura war noch niemals so schnell gefahren. Mit größter Konzentration zischte sie davon, den Blick starr auf die steile Piste gerichtet, während der Rest der Welt als verschwommenes Weiß am Rand ihres Gesichtsfeldes vorüberauschte.

Mit einem Male spürte Laura Gefahr. Wie ein Blitz zuckte die Ahnung durch ihr Gehirn, dass irgendetwas nicht stimmte.

Aber was?

Da hörte sie das Schlagen von Skiern hinter sich. Trotz der irrwitzigen Geschwindigkeit drehte sie den Kopf und sah den Pistenwachtler herantrettern. Er war im Begriff, sie zu überholen. Sollte er doch! Schließlich ging es bei der Wettfahrt nur um ihren Bruder, Kevin und sie.

Der Mann fuhr nun direkt neben ihr. Plötzlich fiel ihr auf, dass er sich reichlich merkwürdig verhielt. Er starrte unentwegt auf ihre Skier.



Oder waren es die Skistiefel, die er ins Visier genommen hatte?

Was soll das?, wunderte sich Laura. Was ist so besonders an meinen Stiefeln?

Der Kopf des Mannes verschwand fast vollständig in der Kapuze seines Dienstanoraks, und seine Augen waren hinter einer verspiegelten Skibrille verborgen. Dennoch kam er Laura auf merkwürdige Weise bekannt vor. Obwohl sie niemanden von der Pistenwacht kannte, war sie sich ganz sicher, dass sie diesem Mann schon einmal begegnet war. Mehrere Male sogar. Wie aus dem Nichts stieg ein ungeheuerlicher Verdacht in ihr auf: Wenn sie nicht alles täuschte, dann war dieser Mann niemand anderer als -

Da lösten sich die Skier von ihren Füßen. Laura wurde von den Beinen gerissen und wirbelte durch die Luft. Die Welt um sie herum drehte sich wie die Trommel einer riesigen Waschmaschine. Das Mädchen schlug auf dem eisigen Boden auf, spürte aber nichts. Keinen Aufprall. Keinen Schmerz. Nichts.

Wieder und wieder überschlug es sich und wurde aus der gewalzten Spur getragen. Der lockere Schnee neben der Piste stob hoch auf, während Laura verzweifelt versuchte, den mörderischen Sturz zu bremsen. Doch da war nichts, woran sie sich hätte festhalten können – und dann sah sie durch die Wolke aus weißem Staub, dass sie unaufhaltsam auf den Abgrund der Höllenklamm zuschlitterte.

Der Hüter des Lichts seufzte leise und schüttelte den Kopf. Dann wandte er sein zerfurchtes Antlitz, in dem endlose Jahre tiefe Spuren hinterlassen hatten, einem Mädchen mit blonden Zöpfen zu. In ein schlichtes weißes Gewand gehüllt, stand es inmitten des riesigen Thronsaals von Hellunyat vor ihm und schaute ihn aus großen Augen an. ElySION konnte die Furcht darin lesen, die Morwenas E Levin ergriffen hatte. »Ich kann verstehen, dass du dir Sorgen machst, Alienor, aber ich weiß nicht, wie ich dir helfen soll. Paravains Männer haben tagelang nach deinem Bruder gesucht, aber nicht eine Spur von ihm entdecken können. Wir werden auch weiterhin alles unternehmen, um Alarik zu fin-



den. Dass uns das allerdings gelingt, kann ich dir nicht versprechen. Leider!«

Alienor senkte den Kopf und blickte traurig auf die steinernen Bodenfliesen. Helles Licht flutete durch die Fenster in den Saal, und von draußen, vom Innenhof der mächtigen Gralsburg her, drangen das Trappeln von Pferdehufen, das Klirren von Waffen und Werkzeugen und das Hämmern der Schmiede an das Ohr des Mädchens. Doch Alienor nahm die Geräusche kaum wahr, denn ihre Gedanken waren bei ihrem Bruder, der seit der Wintersonnenwende vermisst wurde.

Alarik war damals mit den Weißen Rittern und ihrem Anführer Paravain zum Tal der Zeiten aufgebrochen, um an der magischen Pforte auf das Mädchen zu warten, das den Kelch der Erleuchtung vom Menschenstern nach Aventerra bringen sollte. Als die Truppe dann ohne den Kelch der Erleuchtung zur Gralsburg zurückgekehrt war, hatte alle Bewohner von Hellunyat ein lähmendes Entsetzen gepackt, und niemandem war aufgefallen, dass sich der Knappe nicht mehr unter den Reitern befand. Alle hatte nur der schreckliche Gedanke an den unabwendbaren Tod ihres Herrschers Elysion und den Untergang ihres Planeten Aventerra beschäftigt. Die Furcht, dass die schlimme Wunde, geschlagen vom Schwert des Schwarzen Fürsten Borboron, ihren Herrn in die ewige Dunkelheit befördern würde, hatte die Anhänger des Lichts alles andere vergessen lassen. Erst als Elysion wenig später ganz unverhofft auf wundersame Weise geheilt wurde und damit der drohende Untergang und die Herrschaft des Ewigen Nichts abgewendet waren, fiel Alariks Abwesenheit auf. Doch niemand, weder Paravain noch einer seiner Weißen Ritter, wusste, wo ihnen der Knappe abhanden gekommen war. Einige meinten, ihn im Tal der Zeiten zum letzten Mal gesehen zu haben, während andere beschworen, Alarik sei noch bei ihnen gewesen, als sie auf dem Rückweg die Donnerberge überquerten. Eine der beiden jungen Frauen, die Aufnahme in den edlen Kreis von Elysions Leibwache gefunden hatten, war dagegen der festen Überzeugung, der Junge sei schon auf dem Hinweg nicht mehr bei ihnen gewesen, konnte sich jedoch nicht genau erinnern, ob sie ihn in den unwirtlichen Weiten des Rollenden



Steinmeeres oder erst auf den schmalen Saumpfaden, die hoch zur sturmumtosten Passhöhe der Donnerberge führten, verloren hatten.

Sie hatte sich allerdings getäuscht, denn Paravain hatte noch unmittelbar, bevor er zur magischen Pforte geschritten war, mit seinem Knappen gesprochen. Alarik hatte seinen Herrn gebeten, ihn dorthin begleiten zu dürfen, war jedoch abgewiesen worden. Was danach mit dem Jungen geschehen war, lag im Dunklen.

Natürlich machte der Anführer der Weißen Ritter sich Vorwürfe. Schließlich war Alarik seiner Obhut anvertraut, seit dieser als Knappe an die Gralsburg berufen worden war. Paravain hatte denn auch umgehend einen Suchtrupp aus den besten seiner Männer zusammengestellt und diesen losgeschickt. Doch obwohl die Ritter die gesamte Strecke bis zum Tal der Zeiten abgesucht und sogar die Regionen abseits des Weges durchkämmt hatten, konnten sie nicht die geringste Spur von dem Jungen entdecken. Er schien wie vom Erdboden verschluckt zu sein.

Alienors blaue Augen schimmerten feucht, als sie zu dem Hüter des Lichts auf sah. »Ich weiß, Herr, Paravain wird auch weiterhin alles in seiner Macht Stehende tun, um Alarik zu finden. Ich hatte allerdings gehofft, dass Ihr mehr ausrichten könnt. Ihr verfügt doch über ganz besondere Kräfte, und –« Sie brach ab und senkte erneut den Blick, als habe sie Angst, sich einen Tadel einzuhandeln.

ElySION machte einen Schritt auf sie zu und schenkte ihr ein gütiges Lächeln. »Du hast Recht.« Die Stimme klang trotz seines hohen Alters klar und kräftig. »Ich verfüge in der Tat über ganz außergewöhnliche Kräfte. Wie gerne würde ich dir dabei helfen, deinen Bruder zu finden. Aber auch mir sind Grenzen gesetzt. Hellsehen kann ich nicht. Diese Gabe wurde mir leider nicht verliehen.«

»Und wenn ihm etwas zugestoßen ist, Herr?« Tiefe Besorgnis bewölkte das sonst so heitere Gesicht des Mädchens. »Wenn er in die Fänge eines Grolffs geraten ist oder Flugkraken ihn angegriffen haben? Paravains Ritter haben erzählt, dass diese Ungeheuer sich in letzter Zeit kräftig vermehrt haben. Und sie sind blutrünstiger denn je, weil ihr Nachwuchs nach Futter giert. Was ist, wenn Alarik einem Schwarm dieser



Bestien begegnet ist, der sich gerade auf Nahrungssuche befand?«

»Ich weiß, dass du deinen Bruder über alles liebst, Alienor, und kann verstehen, dass du das Schlimmste befürchtest. Aber deine Angst ist unbegründet, glaube mir. Auch wenn ich nicht zu sagen vermag, wo Alarik sich im Augenblick aufhält oder wann er wieder zu uns in die Gralsburg zurückkehren wird, so bin ich mir doch ganz sicher, dass er noch am Leben ist.«

»Woher wollt Ihr das wissen, Herr?« Alienor blickte den Hüter des Lichts verdrossen an, und die Verzweiflung, die sie quälte, ließ sie die Stimme erheben. »Gerade habt Ihr zugegeben, dass Ihr nicht hellsehen könnt – und jetzt behauptet Ihr so etwas!«

Der alte Mann schüttelte milde lächelnd das Haupt. Die schlohweißen Haare und der lange Bart wurden von den Sonnenstrahlen, die durch die Fenster drangen, in sanften Glanz gehüllt. Das Rad der Zeit, der goldene Anhänger, den er an einer schlichten Kette um den Hals trug, blitzte hell auf und spiegelte das Licht. »Es gibt viele Dinge, die man weiß, ohne sie gesehen zu haben, meine Tochter. Mit dem Herzen kann man oftmals besser sehen als mit den Augen – und ich dachte, das sei auch dir bekannt, Alienor.«

Die Wangen des Mädchens röteten sich vor Scham. »Natürlich, Ihr habt Recht«, antwortete es mit belegter Stimme. »Verzeiht meine Unbeherrschtheit, das wird nie wieder –«

»Schon gut!« Der alte Mann unterbrach Alienor und legte besänftigend die Hand auf ihre Schulter. »Du hast keinen Grund, dir Vorwürfe zu machen. Dein Verhalten beweist nur, wie sehr du dich um deinen Bruder sorgst, und das ist ein gutes Zeichen. Aber nun geh – Morwena wartet bestimmt schon auf dich!«

Alienor erschrak. »Natürlich«, sagte sie hastig, »das hätte ich beinahe vergessen.« Nach einer Verbeugung eilte sie davon, um sich zur Heilerin in den Krankentrakt zu begeben. Sie wollte gerade das Portal öffnen, das auf den Flur hinausführte, als Elysions Stimme sie innehalten ließ.

»Alienor!«

Das Mädchen drehte sich um. »Ja, Herr?«



»Vergiss niemals, was dir schon die Eltern beigebracht haben, als du noch auf Burg Gleißenhall im Güldenland gelebt hast: Vertraue auf die Kraft des Lichts – und du wirst niemals vergeblich hoffen!« Damit wandte er sich ab und sank in den Sessel zurück, der in der Nähe des lodernen Kaminfeuers stand.

Nachdem Alienor die Flügel der Tür hinter sich geschlossen hatte, verharrte sie im Flur. Ein leichter Schwindel hatte sie befallen, die Oberschenkel zitterten, und die Knie waren weich. Rasch lehnte sie sich an die Wand, schloss einen Augenblick die Augen und atmete tief durch, bis der Schwächeanfall vorüber war. Dann schüttelte sie kaum merklich den Kopf.

Alienor war enttäuscht. Sie hatte so sehr gehofft, dass der Hüter des Lichts ihr die Angst nehmen könne, die sie plagte und gegen die sie sich nicht zu wehren vermochte. Die Angst, ihren Bruder nie wiederzusehen. Denn eines war ihr klar geworden: Etwas Ungeheuerliches musste geschehen sein, sonst wäre Alarik mit Sicherheit längst zu ihr zurückgekehrt. Schließlich war das Steppenpony, mit dem er zur Pforte geritten war, einen Tag später reiterlos vor den Mauern von Hellunyat aufgetaucht. Ihm musste etwas zugestoßen sein, sonst hätte er seinen Braunen gewiss nicht zurückgelassen. Aber der Bruder hatte nicht ein Lebenszeichen gesandt, obwohl er wissen musste, wie sehr sie ihn vermisste. Mit jedem Tag, der ohne eine Nachricht von Alarik verstrich, wuchs ihre Angst. Und plötzlich erkannte Alienor, dass es nur eine Lösung gab: Sie musste sich selbst auf den Weg machen, um nach Alarik zu suchen, auch wenn sie dabei ihr Leben aufs Spiel setzte.





Kapitel 2 *✿* Ein rätselhaftes Verschwinden

Laura schrie laut auf. Es war vorbei. Es gab keine Rettung mehr. Nur ein Wunder könnte sie noch davor bewahren, in die Höllenklamm zu stürzen. Der gähnende Abgrund war nur noch wenige Meter entfernt.

Es war ein alter Baumstumpf, der Laura das Leben rettete. Obwohl vollständig unter der Schneedecke verborgen, ragte er glücklicherweise so weit auf, dass sie mit dem Hinterteil dagegen stieß und ihre Rutschpartie abrupt gebremst wurde. Ihr war, als werde ein heißes Eisen jäh in ihren Rücken getrieben. Doch der Schmerz wurde von einem Gefühl grenzenloser Erleichterung überlagert. Noch wirbelte die Welt wie ein Mahlstrom vor Lauras Augen umher, aber bald beruhigte sich das wilde Kreiseln, und ihr Blick wurde klar. Fassungslos starrte sie in die Tiefe. Sie konnte den schäumenden Wildbach erkennen, der auf dem Grund der Höllenklamm in seinem Felsenbett dahinrauschte. Selbst der strenge Frost der letzten Tage hatte ihn nicht zu bändigen vermocht. Übelkeit stieg in Laura auf, und sie spürte einen Würgereiz im Hals.

Aber da war Kevin auch schon heran. Atemlos keuchend hielt er neben ihr an und beugte sich über sie. »Bist du okay? Hast du dir wehgetan?«

Laura verzog das Gesicht. »Keine Ahnung«, stöhnte sie. »Ich glaub, es ist alles in Ordnung.«

Langsam versuchte sie sich aufzurichten. Auch wenn sie jedes Körperteil spürte, gelang ihr das beinahe mühelos. Vorsichtig bewegte sie Arme und Beine, ließ den Kopf kreisen, reckte und dehnte sich – es war alles



heil. Nichts war gebrochen, und auch Bänder, Sehnen und Muskeln schienen den fürchterlichen Sturz unbeschadet überstanden zu haben. Nur im Rücken war ein zunehmendes Puckern zu spüren, und die linke Wange schmerzte. Sie war aufgeschürft und blutete ein wenig.

Kevin schaute das Mädchen immer noch besorgt an. »Ist es sehr schlimm?«

»Geht so«, antwortete Laura und mühte sich zu einem Lächeln.

Der Junge atmete erleichtert auf. »Ein Glück! Das hat ja richtig übel ausgesehen. Was ist denn passiert? Du hattest doch sonst nie Probleme an dieser Stelle, oder?«

»Stimmt.« Für einen Moment starrte Laura nachdenklich vor sich hin. »Ich versteh das auch nicht. Die Bindungen sind ganz plötzlich aufgegangen, alle beide, und dann hab ich auch schon den Abflug gemacht.«

»Die Bindungen?« Kevin zog ein verwundertes Gesicht. »Aber – deine Ski sind doch ganz neu, oder?«

»Natürlich. Ich hab sie erst zu Weihnachten bekommen. Dass gleich beide Bindungen defekt sein sollen, ist schon mehr als merkwürdig, eigentlich so gut wie ausgeschlossen. Und deshalb glaube ich –«

Sie brach ab und starrte wie abwesend in die Ferne. Sie war plötzlich ganz ernst geworden.

»Was?«, bedrängte Kevin sie. »Was glaubst du?«

Laura schaute den Jungen eindringlich an. »Ich glaube, dass hier irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugeht! Und ich habe auch schon einen Verdacht!«

»Du täuschst dich, Laura, ganz bestimmt!« Sayelle Leander-Rüchlin sah vom Abendbrotteller auf und musterte ihre Stieftochter kopfschüttelnd. »Das wäre schon ein großer Zufall, wenn Dr. Schwartz seinen Urlaub ebenfalls in Hinterthur verbringen würde! Hast du nicht erwähnt, dass er in die Karibik reisen wollte?«

»Ja, schon.« Laura nickte. »Jedenfalls hat er das erzählt. In der letzten Chemiestunde vor den Ferien. Aber vielleicht hat er sich kurzfristig an-



ders entschieden.«

Sie stieß ihren Bruder an, der neben ihr saß und mit einer Riesenportion Dampfnudeln kämpfte. »Kannst du mir bitte die Schüssel rüberreichen?«

Lukas gab missmutige Laute von sich, griff dann aber doch zu der Terrine aus feinstem Porzellan, die vor ihm auf dem Tisch stand.

Während Laura sich von der Mehlspeise auftat, warf sie der Stiefmutter einen Verständnis heischenden Blick zu. »Wie auch immer – ich bin jedenfalls ganz sicher, dass dieser Mann in der Pistenwachtkluft niemand anderer als Quintus Schwartz gewesen ist.«

Sayelle verzog ungläubig das Gesicht. »Und ich bin sicher, dass du dich täuschst, ganz bestimmt. Selbst wenn es Schwartz gewesen sein sollte – was könnte das mit deinem Sturz zu tun haben?«

»Ähm... ich... ähm.« Laura wechselte einen raschen Blick mit Lukas. Der schüttelte kaum merklich den Kopf.

Lukas hatte Recht. Ihre Stiefmutter durfte nicht erfahren, dass Laura vermutete, Dr. Schwartz, ihr Chemielehrer, habe den Unfall mit Hilfe seiner telekinetischen Fähigkeiten verursacht. Sayelle wusste nämlich immer noch nichts von den geheimnisvollen Dingen, die vor Weihnachten auf Burg Ravenstein vorgefallen waren. Sie ahnte nicht einmal, was für aufregende Abenteuer Laura und Lukas auf der Suche nach dem Kelch der Erleuchtung erlebt hatten. Welchen Gefahren sie ausgesetzt gewesen waren, bevor sie Professor Morgenstern und den Hüter des Lichts im letzten Augenblick vor dem sicheren Tod retten und damit die Erde und Aventerra vor dem Untergang bewahren konnten. Und natürlich hatten die beiden ihrer Stiefmutter auch verschwiegen, dass Laura eine besondere Aufgabe im ewigen Kampf des Guten gegen das Böse zugedacht war und sie als eine der Wächter über fantastische Fähigkeiten verfügte. Sayelle würde das ohnehin nicht verstehen – und schon gar nicht glauben. Für die Wirtschaftsjournalistin zählten lediglich Fakten, die jederzeit überprüfbar waren. Dass der Anführer der Dunklen auf Burg Ravenstein Lauras Skibindungen durch Telekinese gelöst haben könnte, würde Sayelle für völlig ausgeschlossen halten und als bloße



Spinnerei abtun.

»Ähm«, räusperte sich Laura noch einmal. »Ich... äh... ich hab mich irgendwie irritiert gefühlt, als der Typ mich mitten im Steilhang überholt hat.«

»Aber Laura, da kann der arme Mann doch nichts dafür, oder?« Maximilian Longolius bedachte sie mit einem aufgesetzten Lächeln. Die Schweinsäuglein hinter seiner teuren Designerbrille funkelten.

»Natürlich nicht. Das hab ich ja auch nicht behauptet.« Rasch wandte Laura sich ab. Sie konnte Mister L einfach nicht ausstehen. Dabei hatte er ihr nichts zu Leide getan. Im Gegenteil: Die Familie zum Wintersport einzuladen war sogar überaus großzügig von ihm. Auch wenn er sich damit nur bei Sayelle einschleimen wollte. Longolius hatte nämlich seit langem ein Auge auf die junge Frau geworfen, und sie wahrscheinlich nur deswegen bei der »ZEITUNG« angestellt. Was nicht nur üble Gerüchte unter ihren Kollegen in Gang gesetzt, sondern auch Lauras Misstrauen geweckt hatte. Sayelle schien das keineswegs zu stören. Sie genoss Maximilians unverhohlene Anbaggerei und ließ keine Gelegenheit aus, in seiner Nähe zu sein.

Laura fand das ausgesprochen peinlich. Schließlich war Sayelle immer noch mit ihrem Vater verheiratet, der seit gut einem Jahr als vermisst galt. Natürlich konnte ihre Stiefmutter nicht wissen, dass Marius Leander von den Mächten der Finsternis nach Aventerra verschleppt worden war und im Verlies der Dunklen Festung, der unheimlichen Trutzburg des Schwarzen Fürsten Borboron, gefangen gehalten wurde. Aber das gab ihr noch lange nicht das Recht, Marius zu hintergehen. Schon gar nicht mit diesem schleimigen Maximilian Longolius, der etliche Jahre älter als Marius war und so steif, dass er selbst beim Abendessen Jackett und Fliege trug.

»Max und ich fahren nachher in die Stadt und gehen ins Theater.« Sayelle sah die Geschwister erwartungsvoll an. »Habt ihr nicht Lust, uns zu begleiten?«

»Nein, danke«, sagte Laura, während Lukas seine Ablehnung mit einer wortlosen Grimasse kundtat.



»Und was ist mit dir, Kevin?«

Auch der schwarz gelockte Junge machte kein begeistertes Gesicht. »Ach, wissen Sie«, sagte er gedehnt, »eigentlich wollten wir nach dem Essen das neue Quiz spielen.«

Verärgert verdrehte Sayelle die Augen. »Gute Güte, das könnt ihr doch auch morgen noch!« Ihre Stimme klang gereizt. »Die Inszenierung soll ganz ausgezeichnet sein, hab ich gelesen, und ihr hättet die einmalige Chance, ein außergewöhnliches Theaterereignis zu erleben!«

Mister L legte ihr mit sanftem Lächeln die Hand auf den Unterarm. »Lass gut sein, Sayelle! Wenn die jungen Leute andere Pläne haben, sollten wir sie nicht davon abhalten, nicht wahr?« Damit grinste er Laura und Lukas übertrieben freundlich an.

Widerlich!

Der Typ war einfach widerlich. Und irgendwie hinterhältig. Laura wusste nicht warum, aber sie hatte das merkwürdige Gefühl, dass mit Max Longolius etwas nicht stimmte. Bei dem Versuch, seine Gedanken zu lesen, hatte sie allerdings nichts Verdächtiges entdecken können. Trotzdem: Longolius war nicht zu trauen, das spürte sie einfach. Auch wenn er noch so freundlich tat.

»Möchte jemand von euch noch Nachtisch?«, fragte Max wie zur Bestätigung. »Eis? Pudding? Obst?«

»Eis war nicht schlecht.« Lukas' Augen glänzten bereits vor Vorfreude auf die Leckerei. »Mit Sahne, wenn's geht.«

»Natürlich, mein Junge.« Mister L nahm die silberne Glocke vom Tisch und läutete. Kurz darauf wurde die Tür geöffnet, und der Hausdiener trat geräuschlos ins Esszimmer.

Konrad Köpfer war ein hagerer Mann undefinierbaren Alters mit einer blassen Haut, die ihn kränklich aussehen ließ, und mit pumucklrotem Haar. Manchmal, wenn die Sonne darauf schien, kam es Laura so vor, als lodere ein Feuer auf seinem Kopf. Zudem hatte er etwas von einem Kater an sich. Kaum hörbar schlich er überall im Haus herum und tauchte ständig irgendwo auf, wo man ihn nicht vermutete. Er hatte Laura schon des Öfteren erschreckt, wenn er plötzlich wie aus dem



Nichts neben ihr gestanden hatte. Am meisten jedoch gab ihr die rätselhafte Bemerkung zu denken, mit der Konrad sie bei ihrer ersten Begegnung begrüßt hatte. Damals, als die Familie am Bahnhof von Hinterthur angekommen war. Konrad hatte Laura kaum erblickt, da huschte ein vieldeutiges Lächeln über sein Gesicht – geradeso, als kenne er sie bereits. Und auf dem Weg zum Auto hatte er ihr zugeflüstert: »Hab ich ihr nicht prophezeit, dass sich unsere Wege wieder kreuzen werden!« Ohne jede weitere Erklärung, als wisse Laura schon, was er damit meinte. Dabei war sie ihm nie zuvor begegnet. Ganz bestimmt nicht. Konrad Köpfer musste sie mit einem anderen Mädchen verwechseln.

Der Diener also machte eine kleine Verbeugung und schaute den Hausherrn fragend an. »Der Herr haben geläutet?«

»Ja, Konrad. Sie können abräumen und das Dessert servieren. Eis für unsere jungen Gäste – und was möchtest du, Sayelle?«

»Danke, nichts«, antwortete sie und zog ein Gesicht wie nach einem unsittlichen Antrag.

Typisch!, dachte Laura. Sie hat nur Angst, ein Gramm zuzunehmen. Dabei ist sie spindeldürr.

Sayelle ähnelte den magersüchtigen Models in den exklusiven Modezeitschriften, die sie mit größter Vorliebe studierte. Offensichtlich setzt sie ihren ganzen Ehrgeiz daran, die darin vorgestellten Designerfummel auch selbst tragen zu können, dachte Laura. Na ja, soll sie doch – solange sie von mir nicht das Gleiche erwartet!

Kurz nach dem Essen klingelte Lauras Handy. Es war ihre Freundin Kaja, die sich aus dem Urlaub meldete. Laura strahlte über das ganze Gesicht. »Hey, wie geht's dir denn?«

»Eigentlich ganz gut.« Obwohl Kaja Tausende von Kilometern weit weg war, konnte Laura sie so deutlich verstehen, als rufe sie aus dem Nachbarort an. »Das Hotel hier ist einfach Spitze, und Nevis ist schlichtweg ein Traum.«

Nevis war ein kleines Eiland in der Karibik und zählte zu den Inseln über dem Wind. Eine Trauminsel mit Sonne, Palmen und Meer. Klar, dass Kaja sich auf den Urlaub mit ihren Eltern gefreut hatte!



»Hört sich ja alles super an«, sagte Laura ohne Neid.

»Ist es ja auch.« Kaja klang allerdings alles andere als begeistert. »Bis auf zwei Ausnahmen: Erstens nerven mich meine Alten mit jedem Tag mehr. Von morgens bis abends meckern sie an mir rum.«

»Du Ärmste!« Laura empfand aufrichtiges Mitleid mit der Freundin. Kaja verbrachte fast das gesamte Jahr im Internat Ravenstein und war immer nur kurze Zeit mit den Eltern zusammen. Umso bedauerlicher, wenn es dann Stress gab.

»Aber weißt du, was der größte Hammer ist?« Kaja schien regelrecht empört zu sein. »Stell dir vor, wer noch in unserem Hotel Urlaub macht!«

»Keine Ahnung.«

»Halt dich fest, Laura: In unserem Hotel wohnt auch – Pinky!«

»Nein!« Lauras Gesicht verriet echtes Entsetzen. Rebekka Taxus, die von allen Schülern auf Ravenstein gefürchtete Mathe- und Physiklehrerin, in der Schulzeit ertragen zu müssen war schon schlimm genug. Der widerwärtigen Schnepfe, die an allen herummeckerte und insbesondere Laura das Leben so schwer wie möglich machte, allerdings auch noch in den Ferien zu begegnen, das grenzte fast an Folter.

Kein Wunder, dass Kaja sauer war!

Plötzlich kam Laura ein Gedanke. »Wohnt zufällig auch Dr. Schwartz in eurem Hotel?«

»Oh, nö – das hätte noch gefehlt. Nicht dass ich wüsste. Würde mich aber nicht wundern, wenn der auch auftaucht. Pinky und er wollten doch zusammen in Urlaub fahren.«

»Stimmt. Zumindest hat Schwartz das erzählt.«

»Ich geb dir sofort Bescheid, wenn ich ihn sehen sollte. Jetzt muss ich aber Schluss machen. Es gibt gleich Mittagessen, und ich hab einen Bärenhunger. Ciao, Laura.«

Das Quiz machte überhaupt keinen Spaß. Was weniger am Spiel lag, sondern daran, dass Lukas jede Frage beantworten konnte, auch die kniffligste. Laura und Kevin hatten nicht die geringste Chance gegen ihn, obwohl er jünger war. Sogar die Millionfrage, die Laura unlösbar



vorkam, bereitete ihm keine Probleme: »Wie lautet der offizielle Name von Südkorea? A: Celau hua Celau? B: Taehan Min'guk? C: Chung-mi Ho-tau? Oder D: Taki-Nipon-Chi?«

Als Lukas einen Moment zögerte und nachzudenken schien, freute Laura sich schon, in dem Glauben, ihn endlich dabei erwisch zu haben, dass er etwas nicht wusste. Aber dann ging das typische Grinsen über sein Gesicht – und ihr wurde klar, dass er nur deswegen mit der Antwort gewartet hatte, um sie in falscher Hoffnung zu wiegen.

»Die richtige Antwort ist B.« Lukas lächelte triumphierend. »Der offizielle Name von Südkorea lautet Taehan Min'guk!«

Damit hatte er gewonnen.

Natürlich.

Laura machte ein missmutiges Gesicht. »Ich hab keine Lust mehr.«

»Wie war's mit einem Computerspiel?«, schlug Kevin vor. »*Age of Empires?*«

»Ach, lieber nicht.« Laura schüttelte gelangweilt den Kopf. »Und im Fernsehen gibt's auch nichts Vernünftiges.« Sie griff sich die Tageszeitung, schlug sie auf und studierte die Anzeige des örtlichen Kinos. *Mist!* Die Vorstellung hatte bereits begonnen. Aber dann entdeckte sie, dass am nächsten Abend »Der Herr der Ringe« auf dem Programm stand. »Super!«, jubelte sie und sah Lukas und Kevin erwartungsvoll an. »Kommt ihr mit?«

Der Bruder rümpfte angewidert die Nase. »Den kenn ich schon fast auswendig! Und du mit Sicherheit auch. Du hast ihn doch mindestens dreizehnmal gesehen!«

»Quatsch! Die zeigen doch den zweiten Teil! Da war ich erst siebenmal drin.« Verärgert wandte sie sich an Kevin. »Kommst wenigstens du mit?«

»*Sorry*, Laura, aber ich kenn den Film auch schon.«

»Na, und? Daran kann man sich doch einfach nicht satt sehen!«

Aber Kevin und Lukas tauschten nur einen müden Blick.

»Na gut«, sagte Laura trotzig. »Dann schau ich ihn mir eben alleine an.« Verärgert erhob sie sich und ging zur Tür. Die Typen konnten ihr



gestohlen bleiben!

Die Küche war picobello aufgeräumt. Als Laura das Licht einschaltete, spiegelte es sich in den blitzblank gewischten Bodenfliesen. Die Uhr tickte laut vor sich hin, und der Kühlschrank an der Wand gegenüber der Tür summte leise. Die durstige Laura ging darauf zu, als sie plötzlich eine Eingebung hatte. Ich muss meine besonderen Fertigkeiten trainieren, überlegte sie. Je eher ich sie richtig beherrsche, desto besser.

Das Mädchen blieb stehen und sammelte sich. Mit zusammengekniffenen Augen starrte Laura auf die metallisch glänzende Kühlschranktür, bemüht, all ihre Gedanken und Willenskraft darauf zu lenken. Öffne dich!, befahl sie der Tür. Gehorche mir, und geh auf!

Zunächst tat sich nichts. Doch Laura ließ sich nicht beirren. Sie hatte inzwischen gelernt, dass man nicht gleich aufgeben durfte, wenn etwas nicht auf Anhieb klappte.

Sie versuchte sich noch besser zu konzentrieren. Nur die Vorstellung der sich öffnenden Eisschranktür hatte Platz in ihrem Kopf, alles andere trat dahinter zurück. Sie hörte das Ticken der Uhr nicht mehr, und auch das Brummen der dicken Fliege, die in der Nähe durch die Luft surrte, nahm sie nicht wahr. Ihre Aufmerksamkeit galt einzig und allein dem Kühlschrank.

Öffne dich! Geh auf!

Schließlich geschah es: Die Tür sprang mit einem sanften Schmatzen auf und schwang ihr langsam entgegen.

Na also. Geht doch!

Laura freute sich. Die fantastischen Kräfte, die sie als Kriegerin des Lichts dringend benötigte, beherrschte sie allmählich immer besser. Schon bald würde sie den erwachsenen Wächtern Percy Valiant, Miss Mary und selbst Professor Aurelius Morgenstern nicht mehr nachstehen. Aber Laura wusste auch, dass es dazu ständiger Übung bedurfte. Das hatten ihr die drei Lehrer eingeschärft, die im Kampf gegen die Dunklen Mächte mit ihr im Bunde waren und sie anleiteten.

Also weiter!

Im Getränkefach der Kühlschranktür stand eine volle Flasche. »Power



Cola« war auf dem Etikett zu lesen. Die Marke war Laura völlig unbekannt. Die Eineinhalb-Liter-Flasche war vermutlich viel zu schwer, um sie mit purer Willenskraft zu bewegen. Das schaffte sicherlich nur ein Meister vom Schläge eines Professor Morgenstern. Aber versuchen konnte sie es ja mal.

Laura fixierte die Flasche mit der fast schwarzen Flüssigkeit. Ihre Augen funkelten vor Energie, während sie sich mühte, der dicken Brausepulve ihren Willen aufzuzwingen. Zunächst wollte es ihr nicht gelingen, doch dann begann die Flasche zu rucken, mehr und mehr, um schließlich ein Stück emporzuschweben und munter hin und her zu wackeln, als werde sie von unsichtbarer Hand geschüttelt. Aber sie ganz aus der Tür zu heben gelang Laura nicht.

Sie war trotzdem zufrieden. Es war schließlich das erste Mal, dass sie einen solch schweren Gegenstand mittels ihrer telekinetischen Fähigkeiten bewegt hatte. Unbändige Freude erfüllte das Mädchen – und als sein Blick auf die Eier in der Ablage fiel, wurde es übermütig.

Wieder kniff Laura die Augen zusammen und starrte auf das dickste Ei. Nur Augenblicke später begann es zu vibrieren, um dann, wie an einer Schnur gezogen, in die Höhe zu steigen und auf sie zuzuschweben. Gleich einem Miniaturluftschiff glitt es langsam und völlig geräuschlos quer durch die Küche.

»Was treibt sie denn da?« Die grimmige Stimme von Konrad Köpfer riss Laura aus der Versenkung. Das Ei stürzte wie ein Stein in die Tiefe und zerplatzte mit einem satten »Plopp« auf den Fliesen. Eierschalen, Eigelb und Eiweiß verbreiteten sich auf dem gewienerten Küchenboden.

»Beim Beelzebub!« Konrad Köpfers Gesicht lief rot an vor Zorn, und seine Augen loderten. »Als hätt ich den Boden nicht grad eben gescheuert!«

»Tu... tu... tut mir Leid«, stammelte Laura. Der Hausdiener war nicht wiederzuerkennen in seiner Wut. »Ich... Ähm... Ich wisch das auch wieder weg!«

»Red sie nicht so ein dummes Zeug!«, blaffte Konrad. »Ein solches Tun steht nur mir zu. Was glaubt sie denn, wie mein Herr mir die Levi-



ten lesen wird, wenn das an sein Ohr dringt!« Damit holte der Feuerkopf ein Putztuch aus dem Unterschrank und machte sich daran, das zermatschte Ei zu beseitigen.

Laura wollte sich schon still und leise verdrücken, als ihr wieder einfiel, aus welchem Grunde sie in die Küche gekommen war. Sie zögerte einen Moment, denn sicherlich war es nicht ratsam, den wütenden Köpfer noch mehr zu reizen. Dann holte sie doch eine Flasche Saft aus dem Kühlschrank.

Als Laura sich an dem Hausdiener vorbeidrückte, hob der plötzlich den Kopf und starrte sie aus Augen an, in denen ein Höllenfeuer zu brodeln schien. »Das wird sie mir büßen, die vermaledeite Hexe!«, zischte er und klang mit einem Male ganz sonderbar.

Gar nicht wie ein Mensch. Eher wie ein wütender Drache oder ein anderes Untier, das sein Jagdfieber nur mühsam unterdrücken konnte.

Ein beklemmendes Gefühl stieg in Laura auf, und sie fror plötzlich.

Ritter Paravain sah Alienor tadelnd an. »Das kann nicht sein.« Der Anführer der Leibgarde klang ungehalten. »Das hätte ich gemerkt, glaub mir!« Kurzerhand wandte er sich ab und ließ seinen Blick wieder über das Dutzend junger Männer schweifen, das sich unter seiner Anleitung im Schatten der Südmauer von Hellunyat im Schwertkampf übte. Die Sonne stand hoch über der Gralsburg und trieb den Knappen den Schweiß in die vor Anstrengung geröteten Gesichter, während das Klirren der Waffen durch die hitzeflirrende Luft des Nachmittags hallte.

Das Mädchen mit den blonden Zöpfen schwieg für einen Moment. Es hatte zwar nicht erwartet, dass Paravain ihm auf der Stelle zustimmen würde. Dass er sie aber so schroff abblitzen ließ, traf Alienor tief. »Und warum hat Alarik Schmatzfraß mitgenommen?«, fragte sie trotzig. »Damals, als er sich in die Dunkle Festung einschleichen wollte, hat er seinen Swuupie doch auch in meiner Obhut zurückgelassen! Als er dagegen mit Euch zur magischen Pforte aufgebrochen ist, hat er das Tier bei sich gehabt.«

Paravain drehte sich zu ihr um und schaute sie zweifelnd an. »Davon



hab ich nichts bemerkt.«

»Wie auch? Alarik hatte Schmatzfraß unter seinem Wams versteckt, damit Ihr ihn nicht seht.«

Die Strahlen der Sonne ließen die Rüstung des jungen Recken blitzen. Finster kniff er die Augen zusammen. »Und was folgerst du daraus?«

»Nun...« Alienor brach ab, weil selbst ihr der Gedanke reichlich abwegig erschien. Dann aber überwand sie sich doch, die Vermutung auszusprechen, die ihr bereits gekommen war, nachdem sich ihr Bruder überaus herzlich von ihr verabschiedet hatte. »Vielleicht ist Alarik durch die magische Pforte geschritten, um sich auf den Menschenstern zu begeben.«

Paravains Gesicht verfinsterte sich noch mehr. »Unsinn, Alienor! Du weißt ganz genau, dass das nicht sein kann!«

»Warum denn nicht, Herr? Schließlich habt Ihr bislang keine Spur von ihm entdecken können, obwohl Eure Weißen Ritter –«

»Weil es unmöglich ist!«, unterbrach Paravain sie heftig, »so glaub mir doch endlich! Einem Knappen ist es strengstens verboten, die Pforte zu durchschreiten...«

Das Mädchen räusperte sich und wollte schon einwerfen, dass gerade das einen besonderen Anreiz darstellen mochte, ließ es aber bleiben, als es den tadelnden Blick Paravains bemerkte. »Dieses Verbot wurde doch nicht ohne Grund ausgesprochen, Alienor, das weißt du ganz genau! Wer sich ohne ausreichende Vorbereitung auf den Menschenstern begibt, bringt sich in größte Gefahr. Die Verhältnisse dort sind doch ganz anders als in unserer Welt. Jeder, der auf unseren Schwesterstern reisen möchte, muss sich erst eingehend mit ihm vertraut machen. Ansonsten wird er sein Unterfangen möglicherweise mit dem Leben bezahlen. Insbesondere, wenn er gezwungen ist, sich für längere Zeit dort aufzuhalten.«

Alienor wurde aschfahl. Sie wollte zu sprechen anheben, als der Weiße Ritter ihr mit einer raschen Geste zu schweigen gebot. »Ich weiß, was du sagen willst. Das Verbot alleine hätte Alarik nicht abgeschreckt, und dass er bereit ist, den Tod in Kauf zu nehmen, um der Sache des Lichts zu



dienen, hat er hinlänglich unter Beweis gestellt, als er in die Dunkle Festung einzudringen versuchte.«

»Genauso ist es, Herr, und deswegen ist es doch möglich, dass Alarik –«

»Nein!« Der Ritter schüttelte so heftig den Kopf, das sein halblanges braunes Haar aufgewirbelt wurde. »Ganz bestimmt nicht! Erwinnere dich doch, Alienor: Ich selbst habe während der gesamten Nacht der Winter-sonnenwende an der magischen Pforte Wache gestanden und voller Sehnsucht daraufgewartet, dass der Kelch der Erleuchtung zu uns zurückgebracht wird. Ich habe mich nicht von der Stelle gerührt, bis die Pforte sich wieder geschlossen hat. Wenn Alarik sie durchschritten hätte, wäre mir das doch aufgefallen!«

Das Mädchen schluckte und schaute Paravain aus großen Augen an. »Aber... wo mag er sonst sein, Herr?«

»Um das herauszufinden, durchstreifen meine Ritter seit Tagen die Lande von Aventerra, und wir werden nicht eher ruhen, bis wir deinen Bruder gefunden haben – das verspreche ich dir!«

Paravain schenkte Alienor ein Lächeln und wollte sich schon abwenden, als das Mädchen nach seinem Arm griff und ihn am Ärmel zupfte. »Ähm... Herr?«, sagte es kaum hörbar.

Der Ritter fuhr herum und sah Alienor unwirsch an. »Was denn noch?«

»Ähm... darf ich mich an der Suche beteiligen, Herr?«

»Das fehlte gerade noch!« Paravain schnaubte genervt. »Als ob ich mir nicht schon genug Vorwürfe machen würde, dass mir mein Knappe abhanden gekommen ist!«

Als der Ritter sah, dass das Mädchen den Tränen nahe war, mäßigte er seine Stimme und lächelte. »Ich weiß, dass du dich um deinen Bruder sorgst.« Besänftigend legte er die Hand auf Alienors Schulter. »Aber es würde uns nicht im Geringsten helfen, wenn du uns auf unseren Streifzügen begleitest – und deinem Bruder erst recht nicht!« Damit wandte Paravain sich ab, schritt auf einen der Knappen zu und korrigierte mit ruhiger Stimme dessen Schwerhaltung.



Gedankenverloren ging Alienor davon. Eigentlich klang es ja ganz einleuchtend, was der Ritter ihr dargelegt hatte. Aber wenn Alarik sich wirklich nicht auf dem Menschenstern befand, wo konnte er dann sein? Es war doch nicht möglich, dass jemand spurlos verschwand!

Mit einem Male blieb sie stehen und erleichte. War es nicht denkbar, dass er in die Hände der Dunklen Mächte geraten war? Wem es wie Borboron und seinen Kriegern gelang, in die schwer bewachte Gralsburg einzudringen, für den war es doch ein Kinderspiel, mit einem Knappen wie Alarik fertig zu werden! Vielleicht hatten sie ihn ja längst in die Dunkle Festung verschleppt, wo er nun sein Leben als Sklave fristete oder sogar schon...

Aber der Gedanke war so schrecklich, dass Alienor ihn ganz schnell verscheuchte.



Kapitel 3 Der schwarze Lieferwagen



Im nächsten Tag besichtigten Laura und die Jungen die Skeletonbahn. Hinterthur war einer der wenigen Wintersportorte, die über eine Naturbobbahn verfügten. Richtige Bobrennen wurden in dem sich einen steilen Hang hinunterschlingenden Eiskanal eher selten ausgetragen. Dafür war die Bahn zu eng, und man beschränkte sich lieber aufs Skeletonfahren.

Laura hatte nicht die geringste Ahnung, was es damit auf sich hatte. Obwohl es ihr widerstrebte, bat sie den Bruder um Auskunft.

Wie befürchtet, legte sich augenblicklich ein überhebliches Lächeln auf sein Gesicht. »Hab ich's mir doch gedacht, dass du das nicht weißt, du Spar-Kiu!«

Laura verdrehte die Augen und wollte schon zu einer heftigen Erwiderung ansetzen, als Kevin sich zu Wort meldete: »Ich weiß das auch nicht, Lukas. Und du hast wirklich keinen Grund, dich darüber lustig zu machen. Ich wette, dass die wenigsten wissen, was ein Skeleton ist, oder?«

Lukas hörte auf zu grinsen, und seine Wangen färbten sich sogar ein wenig rot. »Ist ja gut«, brummte er, bevor er sein lexikalisches Wissen über die Freunde ergoss. »Bei einem Skeleton handelt es sich um einen flachen, fast vollständig aus Stahl gefertigten Sportschlitten, der dem ursprünglich bei den Indianern Nordamerikas gebräuchlichen Transportschlitten nachempfunden wurde. Im Gegensatz zum Rodeln, bei dem man auf dem Rücken liegt, rast man beim Skeleton bäuchlings und mit dem Kopf voran die Eisbahn hinunter.«

Am oberen Ende der Eisrinne stand eine Holzhütte. Von ihrer Terras-



se hatte man einen guten Blick über die Anlage. Skeletonfahrer müssen ganz schön verwegene Typen sein, ging es Laura durch den Kopf, nachdem sie einige Läufe beobachtet hatte. Aufgrund der rasenden Geschwindigkeit kippte immer mal wieder ein Schlitten um. Einige Stürze sahen ziemlich übel aus, sodass sie schon vom bloßen Zusehen Schmerzen verspürte. Die Fahrer rappelten sich zwar allesamt wieder auf, aber einige humpelten schwer, als sie davongingen. Es gehörte wohl einiges an Mut dazu, eine solche Fahrt zu wagen.

»Tja – Skeleton ist halt nichts für Weicheier!«, hörte sie da eine Stimme hinter sich.

Überrascht drehte Laura sich um und sah einen Mann aus der Hütte treten. Er trug eine Pudelmütze und hatte die Hände in den Taschen seines dunkelblauen Overalls vergraben – offensichtlich ein Service-Mann, der im Augenblick nichts zu tun hatte.

Sepp Riedmüller – der Name stand auf einem Aufnäher auf seiner Dienstkleidung – gesellte sich zu den Freunden und deutete auf den Eiskanal. »Die Bahn hier hat ein paar knifflige Kurven, und deshalb muss man höllisch aufpassen, wenn man die Fahrt heil überstehen will.«

Wie zum Beweis schoss im Mittelteil der Strecke ein Schlitten gegen die oberste Begrenzung, kippte um und überschlug sich. Der Fahrer hielt sich eisern an seinem Gefährt fest und schlitterte damit unkontrolliert weiter, bis es nach mehr als fünfzig Metern endlich zum Halten kam. Glücklicherweise schien ihm nichts passiert zu sein.

Laura wandte sich an Riedmüller. »Wie wird so ein Skeleton eigentlich gelenkt?«

»Einzig und alleine durch Gewichtsverlagerung«, erklärte der Mann mit der Pudelmütze. »Und es dauert natürlich, bis man das raus hat. Deshalb sind insbesondere bei Anfängern Stürze nicht zu vermeiden, auch wenn die meisten glimpflich verlaufen. Aber manchmal –« Riedmüller zog ein gequältes Gesicht – offensichtlich gab es gelegentlich doch schlimme Verletzungen. »Und den Wahnsinnigen, der im letzten Jahr unbedingt auf seinen Skiern durch den Eiskanal fahren musste, den hat's natürlich auch übel erwischt. Schließlich erreicht man dabei eine irre



Geschwindigkeit, und wenn man nicht höllisch aufpasst, katapultiert einen die Fliehkraft aus der Bahn.«

Sepp erwies sich als absoluter Skeletonexperte und konnte alle Fragen der drei erschöpfend beantworten. Er erläuterte die Besonderheiten der Hinterthurer Anlage, erklärte die Bauweise der Schlitten und erteilte Auskunft zur Fahrtechnik, sodass es den Freunden schon nach kurzer Zeit so vorkam, als seien sie mit allen Geheimnissen des Sports bestens vertraut. Als Riedmüller sie aber zu einer Fahrt einlud – in der Hütte konnte man Schlitten und Helme leihen –, kniffen sie.

»Nein, danke«, sagte Lukas. »Ich bin doch nicht lebensmüde.«

»Außerdem haben wir gar keine Zeit«, setzte Kevin rasch hinzu. »Wir müssen nach Hause, zum Essen!«

»Bitte – wie ihr wollt!« Sepp Riedmüller grinste breit und zog sich in die Service-Station zurück.

Erst als Laura mit Lukas und Kevin die Terrasse verließ und den Heimweg einschlug, fiel ihr der Schneemann auf, der neben der Hütte stand. Er war richtig groß – über zweieinhalb Meter hoch. Zudem schaute er reichlich grimmig drein für einen Schneemann. Fast böse. Wer immer ihn erbaut haben mochte, musste an dem Tag ziemlich übel drauf gewesen sein. Sonst hätte er ihm wohl kaum diesen Ausdruck verpasst, der eher zum Vögelperscheuchen oder Kindererschrecken taugte als dazu, anderen Freude zu bereiten.

Laura blieb stehen und musterte ihn. Merkwürdig!, dachte sie. Schon wegen dieser fiesen Fratze hätte der Kerl mir doch auffallen müssen. Sie zuckte mit den Achseln, bevor sie sich beeilte, die Jungen einzuholen. Dass der mächtige Schneemann den Kopf drehte und ihr nachblickte, sah sie nicht mehr.

Der Schneekoloss fixierte das Mädchen mit seinen Kohleaugen, die unheimlich funkelten. Und plötzlich hatte es den Anschein, als bewege er sich von der Stelle.

Der Junge in seinem Versteck strich sich das blonde Haar aus der Stirn und spähte ängstlich auf den Mann mit der Knollennase und den spitzen



Ohren, der sich auf dem Parkweg unaufhaltsam näherte. Ein Sack aus grobem Leinen hing über dessen Schulter. Doch der Mann schenkte dem halb verfallenen Gartenhaus keinerlei Beachtung. Den Blick starr auf den Boden gerichtet, schlurfte er achtlos daran vorbei. Ein pestilenzartiger Gestank stieg dem Jungen in die Nase.

Puh, das muss aus dem Sack kommen! Ob da ein Kadaver darin ist?, fragte er sich, als er ein Flattern in der Luft hörte.

Der Blonde schaute auf – und sah einen großen Krähenschwarm heranziehen. Die Vögel begannen zu kreisen, ein riesiger schwarzer Wirbel vor dem bleiernen Grau des Himmels, und folgten dann dem Mann mit dem Sack, der sich in Richtung Wald entfernte. Wenig später waren er und die Krähen verschwunden.

Der weitläufige Park war nun menschenleer, kein lebendes Wesen war mehr zu entdecken. Er konnte es also wagen.

Er musste es einfach wagen! Wenn er nicht bald etwas zu essen bekam, würde er verhungern.

Der Junge wusste nicht mehr, wie lange er sich schon in dem unbekanntem Land aufhielt. Wie viele Tage mochten seit der Wintersonnenwende verstrichen sein? Seine Ankunft auf der kleinen Insel im See schien eine halbe Ewigkeit zurückzuliegen. Während er sich noch wunderte, wie einfach es gewesen war, auf den Menschenstern zu gelangen, war ein Mädchen auf einem Schimmel herangeprescht. Er hatte sich gerade noch hinter einem Busch verstecken können. Als Pferd und Reiterin wieder verschwunden waren, hatte er jedoch zu seinem Schrecken feststellen müssen, dass ihm der Rückweg versperrt war. Er konnte nicht mehr nach Hause zurück.

Zumindest vorerst nicht.

Zunächst war er wie gelähmt gewesen. Wie sollte er sich in der Fremde zurechtfinden? Wie sollte er überleben, abgeschnitten von Freunden und Gefährten? Doch dann hatte er sich an seine gute Ausbildung erinnert. Er hatte den besten Lehrmeister gehabt, den man sich nur wünschen konnte, und alles gelernt, was nötig war, um selbst eine anscheinend aussichtslose Lage zu überstehen. Am wichtigsten war es, einen



kühlen Kopf zu bewahren. Und vor allem stets auf die Kraft des Lichts zu vertrauen, dann würde sich alles zum Besten wenden.

Als Erstes musste er sich einen sicheren Unterschlupf suchen, der sowohl Schutz vor der Witterung wie vor Entdeckung bot. Den Einheimischen würde sofort auffallen, dass er aus einer fernen Welt stammte. Und was sie dann mit ihm anstellen würden, war fraglich. Würden sie ihm Gastfreundschaft gewähren – oder würden sie ihn einkerkern oder gar töten? Der Blonde wusste es einfach nicht, und so hatte er entschieden, dass es besser war, sich zu verbergen.

Obwohl er weder einen Kahn noch ein Floß auf der Insel finden konnte, fiel es ihm nicht schwer, das Eiland zu verlassen. Er hatte gelernt, sich so tief in sich selbst zu versenken, dass er äußere Einflüsse nicht mehr registrierte. Die eisigen Wasser hatten ihm deshalb nicht das Gerinste anhaben können, während er durch den See schwamm, um ans jenseitige Ufer zu gelangen.

Geleitet von den Mächten des Lichts, war er schon nach kurzer Zeit auf das halb verfallene Gemäuer in der hintersten Ecke des weitläufigen Parks gestoßen, der sich vom See bis zu der stattlichen Burg auf der Anhöhe erstreckte. Die Tür war nicht verriegelt, sodass er mühelos in das Häuschen hatte eindringen können. Darin hatte er sich inmitten von Gerümpel ein Lager bereitet und hielt sich dort versteckt. Bei Nacht hatte er Holz im Park und im nahen Wald gesammelt und ein Feuer entfacht, um sich zu wärmen und seine Kleider zu trocknen. Der See bot ihm reichlich zu trinken, nur an Nahrung mangelte es ihm. Es gab kaum Wild in der Umgebung, und da er keine Waffen mit sich führte, war es ohnehin aussichtslos, sich auf die Jagd zu begeben. Nur eine altersschwache Ente war in eine der Fallen gegangen, die er aufgestellt hatte. Ihr Fleisch war zäh wie altes Leder, aber allemal besser als nichts, und hatte ihn für einige Zeit gesättigt. Doch nun hatte er schon seit Tagen keinen Bissen mehr zwischen die Zähne bekommen. Sein Magen knurrte wie ein wütender Wolf, und am Morgen, nach dem Aufwachen, war ihm schwarz vor Augen geworden, so sehr quälte ihn der Hunger. Er musste dringend etwas unternehmen, wenn er nicht in der Fremde sterben woll-



te, und so hatte er beschlossen, sich in die Burg zu schleichen, wo er mit Sicherheit etwas Essbares finden würde.

Erneut spähte der Junge nach draußen. Dann öffnete er die Tür. Die rostigen Angeln quietschten. Zum Glück standen die anderen Häuser im Park zu weit entfernt, als dass ihren Bewohnern das Geräusch hätte auffallen können.

Ein eisiger Wind schlug dem Jungen entgegen. Er hob den Kopf und sog die Luft durch die Nase ein wie ein wildes Tier. Sofort wusste er, dass es in Kürze schneien würde. Er konnte den Schnee riechen. Eine dicke weiße Decke würde das ganze Land überziehen und ihn zwingen, in seinem Versteck zu bleiben. Andernfalls würden die Fußabdrücke im Schnee ihn verraten und die Fremden auf seine Spur führen. Deshalb war schnelles Handeln geboten. Er musste die Gelegenheit nutzen, sich einen ausreichenden Essensvorrat anzulegen. Schon bald konnte es zu spät dazu sein.

Noch einmal sah sich der Junge nach allen Seiten um. Dann huschte er geduckt auf die Burg zu. Geschickt nutzte er die mächtigen Baumstämme als Deckung, während er sich Meter um Meter der efeubewachsenen Festung näherte.

Unbemerkt gelangte er in das Gebäude. Seine feine Nase ließ ihn die Vorratskammer in kürzester Zeit aufspüren. In sie einzudringen war ein Kinderspiel – sie war nicht einmal abgeschlossen.

Der Junge zog die Tür hinter sich zu und blickte sich in dem großen Raum um, in dem ein dämmeriges Zwielflicht herrschte. Seltsamerweise konnte er nirgends eine Kerze oder eine Fackel entdecken. Und wenn schon – er würde auch so zurechtkommen. Schließlich hatte er gelernt, nicht nur auf die Augen, sondern auch auf die anderen Sinne zu vertrauen und sich selbst in tiefster Nacht zu orientieren.

Der würzige Geruch von Würsten und Schinken stieg ihm in die Nase, und der Duft von geselchtem Fleisch und Gänseschmalz ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Dann roch der Junge die Äpfel. Ihr süßer Wohlgeruch entlockte ihm einen kleinen Freudenschrei. Eilig trat er zu dem Brett mit dem Obst, griff sich eine der rotbackigen Früchte



und biss hinein. Hmmm – wie das schmeckte! Gierig schlang er den köstlichen Apfel hinunter und griff gerade nach dem nächsten – als ihn gleißendes Licht blendete. Erschrocken fuhr der Junge herum.

Aus zusammengekniffenen Augen sah er den leuchtenden Ball, der von der Zimmerdecke baumelte. Und einen Mann, der im Türrahmen stand und ihm den Rückweg versperrte. Er war von grober Statur; die Arme, dick wie eine Wagendeichsel, reichten ihm bis zu den Knien. Sein kahler Schädel glänzte wie eine reife Süßmelone. Er sah finster drein.

Die Kinovorstellung am Abend war nur mäßig besucht. Eine Hand voll Zuschauer verlor sich in dem großen Saal. Laura registrierte das nur am Rande. Der Film nahm sie so gefangen, dass sie kaum mitbekam, was um sie herum vorging. Sie tauchte ein in die fantastische Welt von Mittelerde und bange und litt mit Frodo und seinen Gefährten.

Als die Lichter langsam aufleuchteten, erschien es ihr, als erwache sie aus einem tiefen Traum. In ihrem Innersten sträubte sich alles dagegen, in die Realität zurückzukehren. Sie blieb bis zum Schluss sitzen und schaute sich die endlos langen Abspanntitel bis zum allerletzten an.

Noch auf dem Heimweg fühlte sich Laura wie benommen. Zufrieden trottete sie durch die Menge der Passanten, die wie getrieben durch die Straßen von Hinterthur hasteten, und hing den Bildern nach, die sich in ihrem Kopf festgesetzt hatten. Die mitreißende Filmmusik hallte noch wie ein fernes Echo in ihren Ohren.

Da versetzte ein unerwarteter Anblick Laura einen tiefen Schock: In einer Traube von Fußgängern auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig glaubte sie ihren Chemielehrer zu erkennen. Wie vom Schlag gerührt, blieb sie stehen und spähte mit klopfendem Herzen zur anderen Straßenseite – aber der schwarzhaarige Mann war bereits verschwunden. Doch Laura war sich sicher: Bei der hoch aufgeschossenen Gestalt, die mit finsterem Blick zu ihr herübergestarrt hatte, konnte es sich nur um Dr. Quintus Schwartz gehandelt haben. Der angeblich in der Karibik Urlaub machte – und sich in Wahrheit in Hinterthur herumtrieb. Was nur bedeuten konnte, dass er Übles im Schilde führte. Und deshalb beschloss



Laura, nach ihm zu suchen.

Sie trat zwischen zwei geparkte Autos, um die Straße zu überqueren. Ein schwarzer Lieferwagen, der gut zwanzig Meter von ihr entfernt am Straßenrand abgestellt war, versperrte ihr die Sicht.

Laura wusste nicht warum, aber der Transporter erregte sofort ihre Aufmerksamkeit. Auf seinem Dach lag eine dünne Schneedecke. Er musste also schon seit geraumer Zeit dort stehen. Vom Fahrer war weit und breit keine Spur zu entdecken. Laura traute deshalb ihren Ohren kaum, als sie Startgeräusche hörte. Der Motor sprang plötzlich an, die Scheinwerfer flammten auf. Dann wurde der Blinker gesetzt und das Lenkrad wie von Geisterhand eingeschlagen. Langsam setzte sich der Lieferwagen in Bewegung, fuhr auf die Straße – und hielt direkt auf Laura zu!

Professor Morgenstern sah vom Schreibtisch auf und blickte den Glatzkopf, der in Begleitung eines Jungen in sein Büro trat, überrascht an. »Nanu – wen haben wir denn da, Attila?«

Ein Lächeln huschte über das bartlose Mondgesicht des kräftigen Mannes. »Ich hab ihn in der Vorratskammer überrascht, Herr Direktor. Der Bursche hat mächtigen Kohldampf, wie mir scheint.«

»Soso!« Der hagere Mann mit der grauen Löwenmähne erhob sich vom Schreibtischstuhl. Die alten Holzdielen knarrten, als er auf den schlanken Jungen mit dem blonden Haarschopf zuschritt und ihn nachdenklich musterte. Wortlos erwiderte dieser den Blick des Professors. Die Geräusche, die aus seinem Magen kamen, erinnerten an einen knurrenden Wolf. Aurelius Morgenstern umrundete den Jungen langsam, um ihn von allen Seiten zu betrachten. Schließlich stellte er sich vor ihn und musterte ihn neugierig. »Wie heißt du, mein Junge?«

Der Blonde hob den Kopf und sah in das faltige Gesicht des alten Mannes. »Alarik«, antwortete er leise.

»Alarik«, wiederholte der Professor nachdenklich. »Dann stammst du wohl aus Aventerra und kannst nicht mehr in deine Heimat zurück, bis sich die magische Pforte am Ostarafest wieder öffnet?«



»Ja, Herr. Aber woher wisst Ihr –«

Während der Glatzkopf breit grinste, spielte ein gütiges Lächeln um die Lippen von Aurelius Morgenstern. »Einmal verrät mir deine Kleidung, dass du nicht von hier sein kannst. Und außerdem – kannst du dir das nicht denken, Alarik?«

»Mir denken?« Der Junge zog die Stirne kraus. »Nun, es gibt eigentlich nur eine Erklärung, Herr – Ihr gehört zu den Wächtern, nicht wahr?«

Der Professor schmunzelte. »Genauso ist es, Alarik. Ich bin einer der Nachfahren jener Lichtkrieger, die vor undenklichen Zeiten aus eurer Welt auf die Erde gekommen sind, um hier für das Gute zu streiten und die Herrschaft des Ewigen Nichts zu verhindern.«

Der Junge lächelte erleichtert. »Dann hab ich ja Glück gehabt, dass ich an Euch geraten bin«, sagte er, um nach einem schnellen Seitenblick auf Attila hinzuzufügen: »Gehört der Mann mit dem Süßmelonenkopf auch zu Euch?«

»Von wegen Süßmelonenkopf!«, polterte der Glatzkopf los und trug plötzlich eine Miene zur Schau, die selbst einen Dunkel troll erschreckt hätte. Der Professor dagegen antwortete mit einem belustigten Lächeln: »Natürlich. Attila Morduk ist einer unserer zuverlässigsten Helfer und versieht schon seit hundertfünfundzwanzig Jahren seinen Dienst auf Ravenstein.«

»Ich bin schon hundertsechszwanzig Jahre der Hausmeister hier!«, korrigierte Attila und wandte sich an den Jungen. »Aurelius hat so viel um die Ohren, dass ihm manches entfällt. Er ist nämlich nicht nur der Anführer der Wächter, sondern auch noch der Direktor des Internats – falls du weißt, was das ist, mein Junge.«

»Internat?«, antwortete der Blonde verblüfft. »Der Direktor?« Es war ihm anzusehen, dass er diese Wörter noch nie gehört hatte.

»Ein Direktor ist so was wie ein Anführer oder Leiter«, sagte Aurelius deshalb schnell. »Und was ein Internat ist, erklär ich dir später.«

»Vielen Dank, Herr.« Der Junge lächelte und nahm den Professor genauer in Augenschein. »Ihr ähnelt ein wenig dem Hüter des Lichts.«



Aurelius nickte. »Stimmt. Und unser beider Schicksal ist untrennbar miteinander verbunden. Ebenso wie das der beiden Welten, in der wir leben – der Erde und Aventerra.« Dann wandte er sich dem Hausmeister zu. »Besorg was zu essen aus der Küche, und du, Alarik« – beruhigend legte der Direktor dem Jungen die Hand auf die Schulter – »du erzählst mir in der Zwischenzeit, wie es dich zu uns auf den Menschenstern verschlagen hat.«

Wie erstarrt blickte Laura auf den führerlosen Lieferwagen.

Nein!

Das gab es doch nicht! So was war doch nicht möglich!

Das Auto beschleunigte und fuhr mit zunehmender Geschwindigkeit genau auf sie zu! Im letzten Moment sprang Laura zurück auf den Bürgersteig – und bemerkte einen alten Mann, der nicht weit von ihr entfernt ebenfalls die Straße überqueren wollte. Er befand sich schon auf der Fahrbahn. Laura erfasste mit einem Blick, dass er blind war. Er tastete sich mit einem weißen Stock voran und trug eine gelbe Binde mit drei schwarzen Punkten.

Der Mann war in Gefahr!

Er konnte den Lieferwagen nicht sehen, der direkt auf ihn zuhielt!

»Vorsicht!«, schrie Laura.

Doch der Alte reagierte nicht. Vielleicht hatte er ihren Warnruf nicht gehört, denn der Motor des Wagens hatte plötzlich aufgeheult, und das Fahrzeug schoss auf den Blinden zu. Nur noch wenige Meter, und es würde ihn erfassen.

Ohne nachzudenken, sprintete Laura los – und schaffte das Unmögliche: Nur Sekunden, bevor der Kühler des Lieferwagens ihn erwischte hätte, erreichte sie den Alten mit einem kühnen Sprung und zerrte ihn auf den Bürgersteig, was ihn vor dem sicheren Tod bewahrte.

Sie stürzten in einen der verhaschten Schneehaufen, die am Straßenrand aufgetürmt waren. Laura hörte ein leises Knacken. Hastig richtete sie sich auf und musterte den Mann keuchend.

Er lag auf dem Rücken. Das Gesicht unter dem eisgrauen Haar war



schmerzverzerrt. Aus einer Wunde auf seiner Stirn sickerte Blut. Laura packte ihn an den Schultern und half ihm, sich aufzusetzen. Dabei bemerkte sie eine fast kreisrunde kahle Stelle an seinem Hinterkopf.

Der Grauhaarige ächzte und hielt sich mit der linken Hand den rechten Unterarm.

»Was ist los?«, fragte Laura besorgt. »Haben Sie sich wehgetan?«

Der Greis nickte gequält. »Mein Arm. Ich glaube, er ist gebrochen.«

Mitfühlend stöhnte Laura auf. »Oh, nein!«

Der Mann lächelte, und seine leeren Augen schauten ihr geradewegs ins Gesicht. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen«, ächzte er. »Es ist halb so schlimm – Laura.«

Laura?

Hatte er tatsächlich Laura gesagt? Aber – er kannte sie doch gar nicht! Sie waren sich noch nie begegnet. Außerdem konnte er sie nicht sehen. Woher wusste er dann ihren Namen?

Laura konnte nicht weiter darüber nachdenken, denn der Alte winkte sie näher an sich heran. Er wollte ihr offensichtlich etwas Vertrauliches sagen. Das Mädchen beugte sich zu ihm hinunter.

»Hör zu, Laura.« Nur mühsam kamen die geflüsterten Worte über die Lippen des Blinden. Offenbar war er doch schwerer verletzt, als er zugeben wollte. »Suche nach dem Siegel der Sieben Monde. Es gibt nichts auf der Welt, was die Mächte der Dunkelheit mehr fürchten als die Kraft, die von diesem Siegel ausgeht. Es wird dir helfen, deine Aufgabe zu erfüllen und deinen Vater zu retten.«

Ungläubig starrte Laura den Blinden an. Woher wusste er von ihrer Aufgabe? Und wie hatte er erfahren, dass sie ihren Vater aus den Fängen der Dunklen befreien musste?

»Du wirst schon bald verstehen, Laura!« Ein flüchtiges Lächeln huschte über das Gesicht des Alten, bevor es wieder ernst wurde. »Suche das Siegel der Sieben Monde. Du musst es finden, wenn du gegen Borboron bestehen willst!«

Laura wollte antworten, als aufgeregte Stimmen an ihr Ohr drangen. Gleichzeitig ertönte ein Martinshorn, dessen nerviges Heulen immer



näher kam. Überrascht schaute sie auf: Eine Schar Neugieriger hatte sich um sie versammelt. Die Leute redeten aufgeregt durcheinander. »Was ist denn passiert?«

»Die Sanitäter! Ruft die Sanitäter!«

»Wo ist der Lieferwagen? Hat jemand den schwarzen Lieferwagen gesehen?«

Laura schwirrte der Kopf. Was hatte das bloß zu bedeuten? *Das Siegel der Sieben Monde?* Was in aller Welt hatte es damit auf sich? Und vor allem: Wo konnte sie es finden? Sie beugte sich über den Verletzten und wollte ihn gerade danach fragen, als ein Rettungswagen mit quietschenden Bremsen am Straßenrand hielt. Die Türen wurden aufgerissen, zwei Sanitäter sprangen heraus und bahnten sich einen Weg durch die Menge. »Platz da! Machen Sie schon Platz, und lassen Sie uns unsere Arbeit tun!«

Auch Laura wurde zur Seite gedrängt. Ein Mann in orangefarbener Dienstkleidung kniete neben dem Verletzten nieder, musterte ihn und tastete ihn mit fachmännischen Handgriffen ab. Dann richtete der Sanitäter sich wieder auf. »Unterarmfraktur und möglicherweise innere Verletzungen. Außerdem Prellungen und Hautabschürfungen. Wir bringen ihn in die Rotkreuz-Klinik!«, sagte er zu seinem Kollegen.

Ohne dass Laura noch Gelegenheit gehabt hätte, mit dem Blinden zu sprechen, betteten sie ihn auf eine Trage und verfrachteten ihn in den Wagen. Das Blinklicht zeichnete zuckende blaue Blitze in den Abendhimmel von Hinterthur, während sich der Krankenwagen entfernte.

Rasch zerstreute sich die Menge. Nur Laura schaute dem Rettungswagen nachdenklich nach, als eine barsche Stimme sie plötzlich aus den Gedanken riss: »Du hast also beobachtet, was passiert ist?«

Überrascht bemerkte Laura zwei Verkehrspolizisten. Sie hatte sie ebenso wenig kommen hören wie den Streifenwagen, der ganz in der Nähe parkte.

Einer der beiden war nicht besonders groß, dafür aber äußerst korpulent. Seine Uniformjacke spannte sich über dem mächtigen Bauch und wäre wahrscheinlich geplatzt, wenn sie nicht von einem breiten Ledergürtel zusammengehalten worden wäre. Das Gesicht des Mannes war



aufgedunsen, und seine fleischigen Wangen hingen wie die eines Mopses.

»Hast du mich nicht verstanden?« Der Mann mit der weißen Dienstmütze kam Laura bedrohlich nahe. »Du warst Zeuge des Unfalls, wie man mir gesagt hat.«

»Ähm«, antwortete Laura. »Ja... ja, natürlich. Ich hab gesehen, wie es passiert ist.«

Der Dicke sah mit hochgezogenen Augenbrauen zu dem fast zwei Köpfe größeren Kollegen auf. Dieser war so spindeldürr, dass er Laura an eine Spargelstange erinnerte. »Na, wer sagt's denn?«, knurrte das Mopsesicht. »Dann erzähl doch mal!«

Und Laura erzählte. Sie berichtete alles haargenau so, wie es sich zuge- tragen hatte. Aber die Polizisten glaubten ihr nicht ein Wort.

»Da stand also ein Lieferwagen, und der ist von ganz alleine gestar- tet?«

»Genau.«

»Dann ist er losgefahren, schnurgerade auf dich zu?«

»Richtig. Und der alte Mann hat ihn wohl nicht gehört. Sehen konnte er das Auto ja sowieso nicht.«

»Und es saß kein Fahrer hinter dem Steuer? Kein Mensch? Nie- mand?«

»Sag ich doch die ganze Zeit!« Laura schlug ungeduldig die Augen zum Himmel. »Es war niemand im Führerhaus. Wirklich nicht.«

»Tatsächlich?« Der Dicke wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit dem Kollegen. Der Spargel grinste viel sagend. Die Göre spinnt, sollte das wohl heißen.

Das Mopsesicht trat ganz dicht an Laura heran. Seine kleinen Augen glänzten neugierig. »Und – in welchem Film hast du das gesehen?«

Irritiert erwiderte Laura den forschenden Blick. »In welchem Film?« Sie verstand nicht, was der Ballonbauch meinte. »Wie kommen Sie auf einen Film?«

»Ganz einfach – weil es so was, was du uns hier weismachen willst, nur im Kino gibt! Kein Auto der Welt springt von alleine an und fährt schon gar nicht von alleine los! So was ist vollkommen ausgeschlossen.



Hab ich Recht, Schorsch?»

Der uniformierte Spargel nickte mit dem Kopf wie ein Wackeldackel.

»Und ob ich Recht habe!« Mit zufriedener Miene wandte der Dicke sich wieder dem Mädchen zu. »Da ich nicht annehme, dass du uns auf den Arm nehmen willst, musst du dich wohl getäuscht haben.«

»Ganz bestimmt nicht!«, protestierte Laura.

»Natürlich!« Der dicke Beamte tätschelte ihr gönnerhaft den Arm. »Ich will dir sagen, was passiert ist: Die Handbremse war wahrscheinlich nicht richtig angezogen, hat sich dann durch irgendeinen Umstand gelöst, und der Wagen ist rein zufällig auf dich zugerollt, als du über die Straße wolltest – genauso muss es gewesen sein!«

»Blödsinn!« Laura klang verärgert. »Der ist mit Absicht auf mich zugefahren – oder seit wann können Autos bergauf rollen?«

Überrascht schauten die beiden Polizisten auf die Straße – und tatsächlich: Von dem Platz, an dem das Auto geparkt hatte, bis zur Unfallstelle stieg sie leicht an. Demnach hatte das Mädchen Recht. Es war unmöglich, dass der Lieferwagen aus eigener Kraft auf den Blinden zugerollt war!

»Außerdem müsste er ja irgendwann zum Stehen gekommen sein, wenn Ihre Vermutung stimmen würde. Nur – können Sie hier irgendwo einen schwarzen Lieferwagen entdecken? Ich jedenfalls nicht!«, setzte Laura hinzu.

»Ah«, sagte der Dicke verlegen, »hast du... ich meine, hast du dir vielleicht das... Kennzeichen gemerkt?«

Das Kennzeichen?

Mist!

Daran hatte Laura natürlich nicht gedacht. Es war alles viel zu schnell gegangen. »*Sorry!*« Bedauernd zog sie die Schultern hoch. »Auf das hab ich leider nicht geachtet.«

Die Beamten erkundigten sich nach ihrem Namen und ließen sich für den Fall, dass sie noch Fragen an sie hätten, auch ihre Ferienadresse geben. Dann durfte Laura gehen.

Als sie auf die Armbanduhr sah, fiel ihr auf, dass sie viel zu spät dran



war. Laura hatte versprochen, gleich nach dem Kino nach Hause zu kommen, wo alle mit dem Abendbrot auf sie warteten. Hastig rannte sie los, ohne die plötzliche Bewegung in der nahen Hofeinfahrt zu bemerken. Doch selbst wenn Laura ihre Augen dorthin gerichtet hätte, wäre ihr bestimmt nichts Verdächtiges aufgefallen.

Denn da stand nur ein Schneemann.

Ein mächtiger Schneekoloss mit einem grimmigen Gesicht – der sich plötzlich bewegte.



Kapitel 4 Die Wunschgaukler



Als Attila Morduk mit Wurst, Käse und Brot in das Büro des Direktors zurückkehrte, wusste Aurelius nicht nur über Alariks Schicksal Bescheid, sondern hatte seinerseits auch den Knappen mit den Verhältnissen auf Ravenstein vertraut gemacht. Hatte ihm erklärt, dass es auf der Burg noch weitere Wächter gab – ganz gewöhnliche Menschen, die aufgrund ihrer besonderen Fähigkeiten dazu berufen waren, für die Sache des Lichts zu streiten. Wie die Englisch- und Französischlehrerin Miss Mary Morgain zum Beispiel, eine Meisterin im Gedankenlesen, oder den Sportlehrer Percy Valiant, der sich wie kein Zweiter aufs Traumreisen verstand. Und natürlich auch Laura Leander, die im Zeichen der Dreizehn geboren war und deshalb über alle drei der besonderen Wächterfähigkeiten verfügte, zu denen auch die Telekinese gehörte.

An der Stelle hatte Alarik den Professor erstmals unterbrochen und erstaunt gefragt: »Im Zeichen der Dreizehn? Bedeutet das hier auf dem Menschenstern das Gleiche wie bei uns in Aventerra – dass man am dreizehnten Tag des dreizehnten Mondes geboren ist?«

»Ja«, hatte der Professor nur knapp geantwortet und darauf verzichtet, dem Jungen zu erklären, dass es sich bei diesem Tag nach dem irdischen Kalender um den fünften Dezember handelte. Schließlich wollte er Alarik nicht überfordern. Stattdessen hatte er ihn über die Dunklen aufgeklärt, wie die Vertreter der Schwarzen Mächte auf der Erde genannt werden. Nur von Eingeweihten zu erkennen, stellten sie überaus gefährliche und erbitterte Widersacher für die Wächter dar. Angeführt von Dr.



Quintus Schwartz, dem Chemie- und Biologielehrer, und nach besten Kräften unterstützt von der Mathe- und Physiklehrerin Rebekka Taxus, versuchten die Dunklen unablässig, den Mächten des Bösen zum Sieg zu verhelfen.

Mit Heißhunger machte Alarik sich über das Essen her und steckte gleich drei große Würststücke auf einmal in den Mund – was ihm den Tadel des Professors eintrug. »Du brauchst nicht zu schlingen wie ein Wolf«, sagte er, milde lächelnd. »Wir haben genug zu essen. Viel mehr, als du vertragen kannst.«

Auch der Hausmeister feixte grimmig. »Genau, mein Junge«, sagte er. »Lass dir Zeit, sonst bekommst du nur Magendrücken.« Dann wandte er sich an Aurelius Morgenstern. »Was machen wir bloß mit ihm?«

Der Professor zog die Stirn kraus. »Eins steht fest – hier kann er auf keinen Fall bleiben«, antwortete er. »Die Gefahr, dass er von den Dunklen aufgespürt wird, ist viel zu groß. Außerdem: Wenn die Ferien zu Ende sind, wird er über kurz oder lang den Schülern auffallen. Und was dann geschieht, kannst du dir ja vorstellen – oder nicht?«

»Schon, schon«, brummte der Glatzkopf. »Dennoch behagt mir der Gedanke, ihn nicht persönlich zu beaufsichtigen, gar nicht. Wir könnten ihn doch in meiner Hütte unterbringen. Da wäre er gut aufgehoben, weil sich kaum jemand dort hineintraut. Wegen meiner Freunde, Ihr wisst schon.«

Der Direktor schmunzelte. »Das weiß ich sehr wohl. Aber dennoch...« Er schüttelte das graue Haupt. »Schlag es dir aus dem Kopf, Attila. Es ist einfach zu gefährlich.«

»Und wenn wir behaupten, dass er ein neuer Zögling des Internats ist?«

»Unmöglich. Der Junge ist mit unseren Gebräuchen überhaupt nicht vertraut und würde schon in kürzester Zeit Aufsehen erregen.« Mit fragendem Blick wandte er sich an den Blondenen, der das Gespräch der Männer aufmerksam verfolgt hatte, während er mit vollen Wangen kaute. »Oder traust du dir zu, dich unter uns wie ein Einheimischer zu bewegen?«



»Tut mir Leid, Herr«, murmelte Alarik betrübt.

Professor Morgenstern lächelte ihn freundlich an. »Du brauchst dich nicht zu schämen«, sagte er mit sanfter Stimme. »Es ist nur natürlich, dass du dich hier nicht auskennst. Uns würde es wahrscheinlich nicht anders ergehen, wenn wir dich in deiner Heimat besuchen würden.«

Ein dankbares Lächeln huschte über das Gesicht des Jungen, bevor er die makellosen Zähne in einen Kanten Brot schlug.

»Warum versuchen wir es nicht wenigstens?« Der Glatzkopf sah den Alten mit bekümmelter Miene an. »Dass wir ihn in fremde Hände geben, will mir gar nicht gefal –«

In diesem Moment klingelte das Telefon auf dem Schreibtisch. Alarik zuckte erschrocken zusammen und starrte mit großen Augen auf den Apparat. »Warum lärmt das Ding so schrecklich? Hat es Schmerzen – oder will es mich angreifen?«

Der Direktor warf ihm einen beruhigenden Blick zu. »Du brauchst dich nicht zu fürchten. Dieses ›Ding‹ wird Telefon genannt und tut dir nichts.« Dann stand er auf und legte die Hand auf die Schulter des grobschlächtigen Hausmeisters. »Verstehst du jetzt, was ich meine, Attila?«, flüsterte er. »Aber keine Sorge: Ich weiß schon, wo wir Alarik unterbringen. Da ist er gut aufgehoben, glaub mir. Kein Mensch wird ihn dort entdecken, bis er wieder nach Aventerra zurückkehren kann!«

»Gute Güte, Laura!« Sayelle Leander-Rüchlin sah die Stieftochter ungläubig an, während sie fahrig in ihrem Kräutertee rührte. »Du musst dich wieder mal getäuscht haben! Wie soll denn ein Auto von ganz alleine losfahren können?«

»Weiß ich doch nicht. Aber trotzdem war es so, glaubt mir!« Genervt pikte Laura mit dem Messer ein Stück Butter aus der Dose und strich es auf eine Scheibe Brot. Die anderen hatten schon bei Tisch gegessen, als sie angehetzt gekommen war und sich deshalb bemüßigt gefühlt hatte, eine Erklärung für ihr Zuspätkommen zu liefern. Also hatte sie ihnen von dem rätselhaften Zwischenfall mit dem geisterhaften Lieferwagen erzählt. Was allerdings nur ungläubiges Stirnrunzeln hervorgerufen hatte.



Insbesondere bei Sayelle.

Auch Max Longolius musterte Laura reichlich skeptisch. »Wenn ich mich recht entsinne, hab ich so was mal in einem Roman gelesen«, sagte er nachdenklich. »Von Stephen King, glaub ich. Das Buch hieß ›Clementine‹ oder so ähnlich.«

»Christine!«, korrigierte Lukas, mit vollen Backen kauend.

»Danke, Lukas«, sagte Max betont freundlich, bevor er sich wieder an Laura wandte. »In einem Roman ist so was natürlich möglich. Aber in der Realität?« Mister L verzog das Gesicht, sodass er einer nachdenklichen Bulldogge ähnelte, und schüttelte den Kopf. »Nein, Laura. Da muss ich deiner Mutter Recht geben. In der Realität ist so was vollkommen ausgeschlossen!«

Dieser Blödmann!

Was wusste der denn schon? Und wie kam er dazu, Sayelle als ihre Mutter zu bezeichnen?

»Ist mir egal, ob ihr mir glaubt oder nicht.« Missmutig schaute Laura in die Runde. »Ich weiß jedenfalls, was ich gesehen habe, und bin mir sicher, dass der mich überfahren wollte.«

»Diese Geschichte macht mir wirklich Sorgen, Laura!« Lukas sah seine Schwester bekümmert an. Die Geschwister saßen mit Kevin vor einem Monitor, auf dem gerade *Age of Empires* geladen wurde.

»Dann glaubst du mir die Sache mit dem Lieferwagen?«

»Natürlich. Nach allem, was ich mit dir im letzten Jahr erlebt habe, glaub ich mittlerweile selbst die unglaublichsten Dinge!«

Laura schenkte dem Bruder ein dankbares Lächeln. Kevin jedoch zog ein ratloses Gesicht. »Ich kann euch leider nicht ganz folgen. Was habt ihr denn erlebt im letzten Jahr?«

Laura war schon im Begriff, Kevin von der Suche nach dem Kelch der Erleuchtung zu berichten und ihm von den fantastischen Abenteuern zu erzählen, die ihren Freunden und ihr dabei widerfahren waren, als sie bemerkte, dass der Bruder nahezu unmerklich den Kopf schüttelte.

Lukas hatte Recht. Auch wenn Kevin mit Sicherheit in Ordnung war,



brauchte er nicht alles zu wissen. Jedenfalls noch nicht.

»Das erzähl ich dir ein andermal«, sagte sie deshalb rasch. »Würde jetzt zu viel Zeit in Anspruch nehmen.«

Die Falte hatte sich in Lukas' Stirn gegraben. »Wenn in diesem Wagen tatsächlich kein Fahrer saß, dann deutet das ohne Zweifel daraufhin, dass die Dunklen ihre Finger im Spiel hatten!«

»Die Dunkeln?«, fragte Kevin verwundert. »Welche Dunklen denn?«

Lukas ging auf seine Frage gar nicht ein, sondern fuhr unbeirrt fort: »Wir müssen uns daher fragen, ob dieser Anschlag tatsächlich dir gegolten hat – oder vielmehr diesem alten Mann.«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Was sollten die Dunklen damit bezwecken? Der Wagen ist direkt auf mich zugefahren, und wenn ich nicht im letzten Moment einen Schritt zurück gemacht hätte, dann –«

Nach kurzem Überlegen stimmte Lukas der Schwester zu. »Ich glaube, du hast Recht. Klingt jedenfalls logosibel.«

Kevin dagegen machte ein ratloses Gesicht. »Warum sollte jemand dich umbringen wollen, Laura? Dazu gibt es doch gar keinen Grund, oder? Und wer sind eigentlich diese Dunklen, von denen ihr dauernd redet? Ich blick langsam überhaupt nicht mehr durch, was hier abläuft.«

Laura und Lukas tauschten schnelle Blicke. Natürlich musste die ganze Sache für Kevin unverständlich sein, denn er kannte ja die Hintergründe nicht. Dennoch schüttelte Lukas erneut warnend den Kopf.

»Aber ganz davon abgesehen«, fuhr Kevin fort, als habe er den Blickwechsel der Geschwister nicht mitbekommen. »Ich hab nicht den blassesten Schimmer, was es mit diesem Siegel der Sieben Monde auf sich haben könnte, das der Blinde erwähnt hat.«

»Auch ich hab noch nie davon gehört«, erklärte Lukas.

Laura sperrte vor Überraschung den Mund auf. Ungläubig starrte sie den Bruder an. Wie war das möglich? Gab es tatsächlich etwas, was der superkluge Lukas, der Super-Kiu aller Super-Kius, nicht wusste?

Laura verzog fragend das Gesicht. »Und was machen wir jetzt?«

»Ganz einfach: Du musst dich bei diesem Blinden erkundigen, was er damit gemeint hat! Weißt du, wie er heißt oder wo er wohnt?«, wollte



Lukas wissen.

»Tut mir Leid, aber ich hab keine Ahnung. Ich hatte ihn noch nie gesehen, und dann ging alles so schnell, dass ich ihn nicht mehr fragen konnte.«

»Halb so wild«, sagte Lukas leichthin. Für jemand, der keinen blassen Schimmer hatte, strahlte er eine fast schon überheblich wirkende Zuversicht aus. »Wir werden auch so herausfinden, was es mit diesem Siegel auf sich hat. Kann doch nicht so schwierig sein, oder?«

In diesem Augenblick glaubte Laura ein Geräusch im Flur zu hören. Sie eilte zur Tür und spähte hinaus – und sah nur noch einen Schemen davonhuschen. Sofort hegte sie einen Verdacht: Konrad Köpfer.

Bestimmt – bestimmt war es Konrad Köpfer gewesen, der ihr Gespräch belauscht hatte.

Fragte sich nur – *warum?*

Als am nächsten Morgen der Wecker klingelte, fühlte Laura sich wie zerschlagen. Die Jungen und sie hatten die halbe Nacht alle möglichen Nachschlagewerke gewälzt und das Internet durchstöbert. Doch nirgendwo hatten sie den kleinsten Hinweis auf dieses geheimnisvolle Siegel der Sieben Monde entdeckt. Laura stellte das nervende Gebimmel ab und wollte sich wieder unter die Decke kuscheln, als ihr einfiel, dass sie mit Brötchenholen an der Reihe war. Seit Beginn der Ferien wechselten Lukas, Kevin und sie sich beim morgendlichen Gang zum Bäcker ab, und so musste sie sich wohl oder übel aus den Federn quälen.

Die Sonne stand am strahlend blauen Himmel über dem Ferienhaus. Beißende Kälte schlug Laura entgegen, als sie vor die Tür trat. Es musste in der Nacht einen Temperatursturz gegeben haben, denn am Vortag war es noch so mild gewesen, dass es in tieferen Lagen leicht getaut hatte. Laura zog die Dockmütze ins Gesicht, kuschelte sich tiefer in den Anorak und marschierte los. Den großen Schneemann im Vorgarten des gegenüberliegenden Hauses bemerkte sie in ihrer Eile nicht.

Die Luft war so kalt, dass Lauras Nasenlöcher beim Einatmen schmerzten. Zum Glück war der Bäcker nur einige Querstraßen entfernt.



Wegen der vereisten Gehwege brauchte Laura für den Weg allerdings länger als sonst. Auch die Hausdächer waren von einer dünnen Eisschicht überzogen und glitzerten in der Sonne. Von den Dachrinnen hingen lange gleißende Eiszapfen. Spatzen tshilpten von den Firsten, und Kohlmeisen stritten sich mit ihnen um Futter.

Im Laden war es angenehm warm. Es duftete nach frischen Brötchen und Kaffee. Die freundliche Verkäuferin steckte Laura nach dem Brötchenkauf eine Rosinenschnecke zu. Gratis. Nur für sie. Das Gebäckstück war mit Zuckerguss glasiert und duftete verführerisch nach Zimt.

Auf dem Heimweg konnte Laura der Versuchung nicht länger widerstehen. Sie biss in die Schnecke – hm, sie schmeckte einfach köstlich! Laura nahm einen zweiten Bissen – und genau in diesem Augenblick hörte sie ein klirrendes Geräusch. Dann sauste etwas dicht an ihrem Kopf vorbei und schlug hinter ihr auf dem Bürgersteig auf. Überrascht drehte sie sich um. Ein großer Eiszapfen war auf dem Gehweg zerschellt. Verdutzt schaute sie zu den eisigen Nadeln empor, die in langer Reihe von den Dachrinnen der Häuser längs der Straße hingen. Sie waren schlank wie Eispickel, und die nadelfeinen Spitzen waren nach unten gerichtet. Muss verdammt weh tun, wenn die einem auf den Kopf fallen, dachte Laura gerade, als es geschah: Schräg vor ihr brach ein halbes Dutzend dieser gefährlichen Eisspitzen von der Dachrinne ab. Und das gleichzeitig, im selben Moment, um dann – nein, nicht auf den Boden zu fallen, sondern direkt auf sie zuzuschießen. Wie ein Geschwader messerscharfer Eispfeile, die von einem Unsichtbaren in ihre Richtung geschleudert wurden!

»Schneller, ihr verfluchten Bälger! Lauft endlich schneller!« Das bleiche Gesicht des Albinos verzerrte sich zu einer Fratze rasenden Zorns, und seine blutunterlaufenen Augen funkelten. Gleich einem wachsamen Schäferhund umkreiste der o-beinige Mann die Gruppe der Kinder und ließ seine Lederpeitsche auf ihre Rücken niedersausen.

Wieder und wieder.

Die Mädchen und Jungen gaben keinen Laut von sich. Gefolgt von



vier buntberockten Männern zu Pferde, die dem Wüten des Albinos gelangweilt zusahen, trotteten sie mit ausdruckslosen Gesichtern durch den Steinernen Forst dahin. Es mochten gut zwei Dutzend sein, die zwischen zehn und fünfzehn Sommer zählten. Ihre Kleider waren abgerissen, die Gesichter und die bloßen Füße dreckverkrustet. Bunte Bänder, die um ihre Tailen geschlungen waren, fesselten die Unglücklichen aneinander.

»Schneller, verdammt noch mal!« Wieder schlug der Albino zu. Die Peitschenhiebe hallten durch den Wald der versteinerten Baumriesen, die sich dem von giftiggelben Dunstschleiern überzogenen Himmel entgegenreckten.

Endlich gebot einer der Männer der Barbarei Einhalt. Er war von ansehnlicher Gestalt und strahlte Vertrauen aus, woran auch die schwarze Klappe über dem linken Auge nichts ändern konnte. »Lass gut sein, Borrok!«, fuhr er den Albino mit schneidender Stimme an. »Du schlägst sie noch tot – und dann sind sie wertlos für uns!«

Der Albino ließ die Peitsche sinken, steckte sie in seinen Gürtel zurück, wieselte auf die Gruppe der Männer zu und blieb in respektvollem Abstand zu den Pferden stehen. Sein dümmliches Grinsen entblößte lückenhafte Zahnstummel. »Verzeiht mir, edler Gramar«, sagte er, während er den Kopf mit dem strähnigen weißen Haar senkte. »Euer Abnehmer zahlt nur für einwandfreie Ware, ich weiß. Allerdings habt Ihr doch selbst gesagt, dass wir unser Ziel unbedingt vor Einbruch der Nacht erreichen müssen. Und das schaffen wir nie, wenn die nicht schneller marschieren.«

»Was bist du nur für ein Dummkopf, Borrok!« Der Anführer der Gruppe schüttelte tadelnd den Kopf und wechselte einen bekümmerten Blick mit den anderen Männern, die gleich ihm in farbenprächtige Gewänder aus edlem Tuch gekleidet waren. Selbst noch im giftigen Licht der verschleierten Sonne schillerten sie in allen Regenbogenfarben. Auf ihren Köpfen saßen rote Turbane. Große Ringe baumelten an ihren Ohren, und Gramar hatte selbst seine Nase mit einem goldenen Ring verziert. »Nimm dich in Acht!«, warnte er den Albino. »Wenn du nicht



bald begreifst, dass rohe Gewalt nicht angebracht ist in unserem Geschäft, müssen wir uns einen neuen Treiber suchen – und dich verkaufen wir an die Erzminen, wo du deine Kräfte sinnvoller austoben kannst.« Makellose Zähne blitzten auf in seinem braunen Gesicht, als er in ein herzhaftes Lachen ausbrach, in das seine Begleiter einfielen. Ihre Pferde, prächtige Vollblüter aus den weiten Wüsten von Deshiristan, wieherten, als würden sie die Heiterkeit der Reiter teilen.

Der Albino schien das Verhalten der Männer nicht deuten zu können. Eine Mischung aus Verwirrtheit und Angst zeichnete seine Miene. »Aber das werdet Ihr doch nicht tun, edler Herr!« Mit seiner dünnen Stimme klang er fast wie ein winselnder Hund. »Ich hab mir doch nichts zuschulden kommen lassen!«

»Das haben unsere jungen Freunde auch nicht!« Der Mann mit der Augenklappe deutete auf die Kinder. »Sie waren nur so unvorsichtig, uns ihre Wünsche anzuvertrauen. Wir haben sie gerne entgegengenommen und sie durch uns genehme ersetzt. Unsere Schützlinge sind glücklich, seit sie keine eigenen Wünsche mehr haben.«

Wieder wandte er sich seinen Begleitern zu und ließ ein fröhliches Lachen hören.

»Verzeiht die Frage, Herr – aber wie habt Ihr das gemacht?«

»Du meinst, dass sie die eigenen Wünsche aufgegeben und unsere angenommen haben?«

»Ja, Herr.«

Gramar warf einen Blick auf die Kinder, die in einiger Entfernung angehalten hatten und mit leeren Gesichtern darauf warteten, dass der Albino sie weiter vorantrieb. »Nichts leichter als das – oder hast du vergessen, dass wir Wunschgauler sind? Seit undenklichen Zeiten verstehen wir uns auf die hohe Kunst, anderen die passenden Wünsche vorzugaukeln. Die meisten merken schon bald nicht mehr, dass es gar nicht ihre eigenen sind. Willig und ohne Widerstand folgen sie allem, was wir ihnen einflüstern. Deshalb brauchst du sie auch nicht zu schlagen, Borrok.«

Der Albino schüttelte verwirrt den Kopf. »Aber warum fesselt Ihr sie



dann aneinander?»

»Eine reine Vorsichtsmaßnahme. Gelegentlich kommt es vor, dass sich in dem einen oder der anderen doch noch der eigene Wille regt und sie sich uns deshalb widersetzen. Und für diesen Fall – du verstehst?»

Borrok grinste. »Natürlich, Herr!«

»Jetzt aber genug der Plauderei. Wir müssen weiter, wenn wir die Festung noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollen.« Gramar spähte zum Himmel, als erwarte er von dort Unheil. »Außerdem verspüre ich nicht die geringste Lust, mich mit den Flugkraken herumzuschlagen, wenn sie in der Dunkelheit zur Jagd ausschwärmen.«

Als Gramar seinem Rappen die Sporen gab, wich der Albino rasch aus und kratzte sich unwillkürlich am Kopf. Meist genügte der bloße Anblick eines Pferdes, dass er Juckreiz verspürte.

Der Anführer der Wunschgaukler grinste nur und lenkte sein Pferd auf die Gruppe der Kinder zu. An ihrer Spitze ging ein Junge mit rotem Haar. Der Wunschgaukler sah ihm tief in die Augen und lächelte den Rotschopf freundlich an, bis dieser sein Lächeln erwiderte, auch wenn es eher freudlos anmutete. Dann beugte er sich zu ihm hinunter und raunte ihm einige Worte ins Ohr, bevor er zurück zu seinen Begleitern sprengte.

Der Rothaarige drehte sich zu seinen Leidensgenossen um. Er sah sie nur an – und schon beschleunigten sie ihren Schritt. Teilnahmslos trotteten sie weiter in südlicher Richtung, wo sich die dunkle Silhouette einer mächtigen Burg am Horizont abzeichnete. Ein riesiger Schwarm schwarzer Vögel kreiste über der Festung, und dunkle Nebel drifteten um die gewaltigen Türme.

Laura war wie gelähmt. Was ging hier vor, verdammt noch mal? Im allerletzten Augenblick löste sie sich aus der Erstarrung. Sie warf sich zur Seite, sodass die gefährlichen Eiszapfen sie allesamt verfehlten, prallte dabei jedoch gegen eine Hauswand. Die Brötchentüte fiel ihr aus der Hand. Während die warmen Semmeln über den Bürgersteig kullerten, galt Lauras Aufmerksamkeit einzig und allein den nächsten Mordgeschossen, die auf sie zuflogen. Obwohl sie auszuweichen versuchte, er-



wischte eine der Spitzen sie an der Stirn. Das Mädchen spürte einen jähen Schmerz, und als es warm auf ihre Wange tropfte, wusste Laura, dass sie blutete. Doch ihr blieb keine Zeit, die Wunde zu versorgen. Die ganze Straße entlang war nun das helle Klirren zu hören, mit dem sich Eiszapfen von den Hausdächern lösten, um dann mit einem gespenstischen Sirren auf Laura zuzuschwirren. Sie musste sich schleunigst in Sicherheit bringen!

Tief geduckt rannte Laura los. Aber schon nach wenigen Metern rutschte sie auf dem glatten Boden aus und geriet ins Straucheln. Zum Glück, denn dadurch verfehlten die Geschosse ihren Kopf. Einige trafen sie zwar im Rücken, aber der dicke Anorak minderte die Wucht des Aufpralls. Laura schlug der Länge nach hin und schlitterte neben ein parkendes Auto. Als sie den Kopf hob, erblickte sie einen Hauseingang, der Rettung versprach, rund zehn Meter von ihr entfernt. Wenn es ihr gelang, ihn zu erreichen, konnte sie dort Schutz suchen; vielleicht würde man auf ihr Klingeln hin ja sogar öffnen!

Vorsichtig richtete das Mädchen sich auf und wollte zum Eingang eilen. Doch im selben Moment erfüllte erneut ein bedrohliches Sirren die Luft. Blitzschnell duckte Laura sich, und die eisigen Spitzen verfehlten sie diesmal nur um Haaresbreite. Sie schienen nur daraufgewartet zu haben, dass sie sich wieder zeigte – ein völlig absurder Gedanke, schoss es Laura durch den Kopf. Eiszapfen können mich unmöglich wahrnehmen oder auf mich reagieren. Das ist völlig undenkbar. Es musste einen anderen Grund – *Genau!* Es musste jemanden geben, der sich der Eiszapfen bediente! Nur – *wer?*

Dicht hinter den Wagen gekauert, spähte Laura umher, konnte jedoch niemanden entdecken. Vorsichtig streckte sie sich am Boden aus und robbte zwischen zwei parkenden Wagen in Richtung Fahrbahn, um die andere Straßenseite besser einsehen zu können – und da endlich entdeckte sie ihn. Dr. Quintus Schwartz trug einen Pistenwachtanorak und hatte sich die Kapuze über den Kopf gezogen, aber Laura erkannte ihn sofort. Kein Zweifel, der Mann, der sich zur Hälfte hinter einer Litfaßsäule verborgen hielt und das Auto im Visier hatte, das Laura Dek-



kung bot, war niemand anderer als ihr Chemielehrer. Obwohl er ein gutes Stück von ihr entfernt war, vermeinte sie das gefährliche Funkeln in seinen kalten Augen zu erkennen.

Sie hatte sich also doch nicht geirrt! Dr. Schwartz war tatsächlich in Hinterthür – und hatte es auf sie abgesehen. Nur der Dunkle konnte hinter dieser Eiszapfen-Attacke stecken. Mit Hilfe seiner telekinetischen Kräfte hatte er die Gebilde der Natur in Mordwaffen verwandelt. Nun war es also sicher: Der Kampf um den Kelch der Erleuchtung, den sie den Dunklen Mächten abgejagt hatte, um dem Hüter des Lichts das Leben zu retten und die Erde und Aventerra vor dem Untergang zu bewahren, ging mit allen Mitteln weiter! Sie musste auf der Hut sein. Durfte nicht nachlassen in ihrer Wachsamkeit, damit die Dunklen nicht doch noch triumphieren würden.

Hätte ich doch nur mein Handy mitgenommen, ärgerte sich Laura, dann könnte ich jetzt Hilfe herbeirufen! Nun muss ich ganz alleine versuchen, Dr. Schwartz zu entkommen. Aber das war leichter gesagt als getan, denn eines war sicher: Sobald sie sich aufrichtete, konnte der Dunkle sie wieder sehen – und der Beschuss würde von neuem einsetzen!

Als Laura der rettende Einfall kam, schlug sie sich verärgert an die Stirn. Der Flüsternde Nebel! Natürlich! Zu blöd, dass er mir nicht früher eingefallen ist.

Hastig griff sie in die Hosentasche und fingerte ein grünes Fläschchen daraus hervor. Seit Rauenhauch sie in der Alten Gruft vor Albin Ellering gerettet hatte, führte Laura den Flüsternden Nebel immer mit sich. Sie zog den Korken aus dem Flaschenhals und – nichts geschah. Nur ein leises Schnarchen tönte aus dem kleinen Gefäß.

Typisch!

Wenn man Rauenhauch am dringendsten brauchte, pennte er für gewöhnlich!

Verärgert schnippte das Mädchen mit dem Zeigefinger gegen die Flasche, und nur Sekunden später war ein herzhaftes Gähnen zu hören. Dann quoll weißer Rauch aus dem Flaschenhals, wurde größer und größer. Gleichzeitig ertönte eine Stimme, die sich wie ein heiseres Flü-



stern anhörte: »Was für Euch ich tun kann, Herrin, für Euch ich tun kann?«

»Komm heraus, und schütze mich!«

Schon wirbelte eine Wolke durch die Luft, waberte über die Straße und wehte als dichter Schleier auf Dr. Schwartz zu. Laura konnte gerade noch beobachten, dass der Lehrer den Nebel überrascht anstarrte, als er auch schon von dem Gewölk verschluckt wurde. Offensichtlich versuchte er der Dunsthülle zu entkommen, denn Laura bemerkte schadenfroh, dass sich die Nebelwolke rasch hin und her bewegte. Rauenhauch ließ sich nicht abschütteln. Wie festgeklebt haftete der Flüsternde Nebel an seinem hilflosen Opfer. Dr. Schwartz war im Dunst gefangen, und seine telekinetischen Kräfte waren zu nichts mehr Nütze.

Laura erhob sich, trat hinter dem Auto hervor und atmete erleichtert auf.

In der Nacht wälzte Laura sich unruhig im Bett hin und her, stöhnte und murmelte unverständliche Worte. Der Mond schien durch das Dachfenster in das Zimmer des Ferienhauses, tauchte die Sterne und Monde des Mobiles, das von der Holzdecke hing und sich sanft drehte, in fahles Licht und warf wandernde Schatten an die Wand. Auf dem Fußboden neben dem Bett lag ein Buch. Der Umschlag zeigte nach oben, sodass der Titel zu erkennen war: »Drachenreiter«. Laura musste beim Lesen wohl vom Schlaf übermannt worden sein, sodass es ihr aus der Hand gefallen war.

Wieder warf sich das Mädchen in den Kissen herum. Die Bettdecke verrutschte, und Lauras Füße ragten darunter hervor. Das leise Ticken des Weckers war zu hören, und in der Ferne ertönten die gedämpften Schläge einer Kirchturmuhr.

Es war Mitternacht.

Nachdem der letzte Schlag verhallt war, herrschte wieder Stille. Lautlos drehte sich das Mobile, und die Papiersterne und -monde zogen stumm ihre Bahn, als mit einem Male ein unheimliches Schaben und Schlurfen von draußen erklang.



Das Geräusch schien bis in Lauras Albträume zu dringen, denn sie fuhr im Bett hoch, öffnete die Augen und schaute sich verwundert um.

Was war das?

Gespannt lauschte Laura in die Dunkelheit. Alles war still. Kein Ton war zu vernehmen.

Hatte sie sich verhört?

Ratlos verzog Laura das Gesicht. Schon wollte sie sich wieder aufs Kissen sinken lassen, als die unheimlichen Laute erneut an ihr Ohr drangen. Kein Zweifel: Sie kamen aus dem Vorgarten.

Rasch schlüpfte Laura aus dem Bett und huschte zum Fenster. Sie schob die Vorhänge zur Seite und spähte angestrengt nach draußen. Zarte Schneeflocken rieselten lautlos durch das Mondlicht und hüllten die Welt in eine frische weiße Decke. Vor dem Haus war nichts Verdächtiges zu entdecken. Kein Mensch war zu sehen, und nichts bewegte sich. Nur ein mächtiger Schneemann stand reglos im Vorgarten. Lukas und Kevin mussten ihn am Nachmittag gebaut haben, als Laura in der Bücherei war, um sich mit neuem Lesestoff zu versorgen.

Komisch, dass die Jungs mir nichts davon erzählt haben und mir diese riesige Figur bei der Rückkehr gar nicht aufgefallen ist, dachte Laura. Vermutlich war ich in Gedanken bereits bei meinem Buch. Noch einmal ließ sie den Blick über den Vorgarten schweifen, konnte jedoch auch diesmal nichts Ungewöhnliches erkennen. Außer dem Schneemann natürlich. Aber Schneemänner verursachten nun mal keine Geräusche.

Laura zuckte mit den Schultern und ließ den Vorhang los, um wieder ins Bett zu steigen. Da bewegte der Schneemann den Kopf und spähte mit seinen grimmigen Kohleaugen hoch zum Fenster, an dem Laura soeben gestanden hatte.

Laura wollte sich gerade unter die Decke kuscheln, als sie merkte, dass sie schrecklicher Durst quälte. Rasch schlüpfte sie in die Hausschuhe, um hinunter in die Küche zu gehen.

Im Flur machte Laura kein Licht. Alle Schlafzimmer lagen unter dem Dach, und sie wollte niemanden aufwecken. So leise wie möglich tastete sie sich zur Holzterasse, die ins Erdgeschoss führte. Die alten Dielen



knarrten leise, während sie auf Zehenspitzen die Stufen hinunterschlich.

Laura huschte zur Küchentür, als sie Stimmen hörte. Sie klangen gedämpft und schienen aus dem Kaminzimmer zu kommen. Laura blieb stehen und bemerkte, dass die Zimmertür einen Spaltbreit offen stand. Max und Sayelle zogen sich am Abend für gewöhnlich an den Kamin zurück. Allerdings hatte Laura es noch nie erlebt, dass die beiden so spät noch wach waren. Meist legten sie sich früh schlafen, häufig sogar noch vor den Jungs und ihr. Außerdem schienen es Männerstimmen zu sein, die da aufgeregter flüsterten.

Neugierig geworden, schlich sie näher heran und lauschte. Kein Zweifel, es waren zwei Männer, die im Kaminzimmer miteinander tuschelten. Laura konnte nur wenige Satzketten verstehen: »... muss unbedingt aus dem Weg geräumt werden... es darf nicht wieder misslingen...« Verwundert verzog das Mädchen das Gesicht. Was konnten die beiden nur meinen?

Laura hielt den Atem an.

»... das Geheimnis des Siegels niemals erfahren...«, zischelte einer der Männer.

Des Siegels?

Was für ein Siegel denn? Doch nicht etwa – *das Siegel der Sieben Monde?*

Laura erschrak. Drehte sich dieses geheimnisvolle Getuschel am Ende um sie, Laura? Gut möglich, zumal eine Stimme offenbar die von Quintus Schwartz war! Sie musste der Sache auf den Grund gehen. Obwohl es ihr zuwider war, andere Menschen zu belauschen, musste sie wissen, was hier vorging.

Laura konzentrierte sich, kniff die Augen zusammen und richtete den Blick auf die Zimmertür. Ihre Pupillen wurden starr, während sie die gesamte Energie ihres Geistes auf die Tür zu lenken versuchte: Gehorche mir, und öffne dich!

Und tatsächlich, die Tür zitterte kaum merklich – als sich eine schwere Hand auf Lauras Schulter legte.

»Was treibt sie denn da?«, herrschte eine barsche Stimme Laura an.



Zu Tode erschrocken fuhr sie herum. Vor ihr stand Konrad Köpfer. Völlig lautlos, wie aus dem Nichts, war der Hausdiener aufgetaucht und musterte sein Gegenüber misstrauisch. »Was hat die Maid hier zu suchen?«

Das Getuschel im Kaminzimmer war schlagartig verstummt.

»Hey – hält sie es nicht einmal für nötig zu antworten?«, fuhr Köpfer das Mädchen an.

»Ähm.« Laura zwang sich zu einem Lächeln. »Ich... Ähm... Mir war, als hätte ich die Stimme meines Lehrers gehört.«

»Was sie nicht sagt.« Konrad Köpfer musterte sie mit undurchdringlichem Gesichtsausdruck.

Laura nickte hastig. »Ja – Und da habe ich mir gedacht, ich sag ihm einfach kurz hallo.«

»Hat sie das?« Köpfer grinste plötzlich verschlagen. »Warum tut sie es dann nicht?«, fragte er, krallte die Pranke fester in Lauras Schulter und schob das Mädchen kurzerhand in das Kaminzimmer.

Dort saßen ihre Stiefmutter und Max Longolius vor dem Fernseher und drehten sich überrascht um.

»Laura?« Sayelle wirkte höchst verwundert. »Was machst du denn hier, mitten in der Nacht?«

»Ähm«, antwortete Laura nur. Sie war immer noch so perplex, dass ihr nichts anderes einfiel. Nur beiläufig registrierte sie das Zigarillo in der Hand von Max und die Rauchschwaden, die durch das Zimmer driften.

»Die Maid wollte ihren Lehrer begrüßen«, erklärte Konrad Köpfer an ihrer Stelle. Das Grinsen schien wie festgefroren in seinem Gesicht.

»Deinen Lehrer?« Sayelle schaute die Stieftochter so verwirrt an, als habe sie eine Außerirdische vor sich. »Welchen Lehrer denn?«

»Dr. Schwartz.« Lauras Stimme klang belegt. Sie räusperte sich. »Ich dachte, ich hätte ihn hier drin gehört.«

Sayelle warf Longolius einen raschen Blick zu, bevor sie Laura verständnislos ansah. »Aber Kind! Wie soll Dr. Schwartz denn hierher kommen? Und warum? Wir haben ferngesehen, Max und ich, weiter



nichts.«

Luras Blick wanderte zum Fernseher. Ein alter Schwarzweiß-Streifen flimmerte über die Mattscheibe. Wenn sie sich nicht täuschte, war gerade Humphrey Bogart im Bild, der von Ingrid Bergman angeschmachtet wurde. Die Szene kam ihr bekannt vor, und da fiel ihr der Titel des Films wieder ein: »Casablanca«.

Hatte sie sich tatsächlich verhört? War das vermeintliche Gespräch der beiden Männer am Ende nur ein Filmdialog gewesen?

Max Longolius legte das Zigarillo im Aschenbecher ab und lächelte das Mädchen an. »Können wir was für dich tun, Laura?«

Es war vielleicht freundlich gemeint, doch auf Laura wirkte es nur schleimig. »Nein, danke, ich geh wieder ins Bett.«

Als sie sich umdrehte, bemerkte sie eine kleine Sprayflasche. Sie stand direkt neben dem Ascher mit dem qualmenden Zigarillo. In dem Fläschchen war Medizin.

Ein Asthma-Mittel.

Weder Sayelle noch Max Longolius waren Asthmatiker. Laura kannte nur einen Menschen, der regelmäßig auf dieses Spray angewiesen war: *Dr. Quintus Schwanz!*



Kapitel 5 ❁ Das Schneemonster



Der Aufstieg zum Teufelskopf war äußerst mühsam. Laura und Lukas empfanden ihn als die reinste Qual. Der Weg führte steil bergan, und die Skier versanken immer wieder im frisch gefallenen Schnee. Die Geschwister waren schweißgebadet, als sie nach über zwei Stunden endlich ihr Ziel erreichten. Erschöpft stützten sie sich auf die Skistöcke und keuchten wie Zehnkämpfer nach dem finalen Eintausendfünfhundertmeterlauf, während sie sich umschaute.

Der Teufelskopf war eine bewaldete Anhöhe außerhalb von Hinterthur, oberhalb der Skeletonbahn, gelegen. Sie verdankte ihren Namen einem mächtigen Felsbrocken auf ihrer Spitze, der wie ein Kopf mit zwei Hörnern geformt war. Nun war er von einer dichten Schneedecke verhüllt, sodass seine Form nur noch zu erahnen war. Eine Schneise, die eine Lawine vor einigen Jahren mitten in den Schonungen gerissen hatte, führte bis ins Tal hinunter. Im Winter konnte man darüber herrlich abfahren. Sie war allerdings schmal und steil, was hohe Anforderungen an die Skifahrer stellte. Das war jedoch nicht der einzige Grund, aus dem sie nur selten befahren wurde. Dazu kam, dass es keinen Lift gab, der hoch zum Teufelskopf führte. Die meisten Skitouristen scheuten den mühsamen Aufstieg, wodurch sie sich um ein herrliches Erlebnis und eine ebenso herrliche Aussicht brachten.

»Schade, dass Kevin so plötzlich krank geworden ist«, sagte Laura zu ihrem Bruder, während sie den Blick über das eindrucksvolle Bergpanorama schweifen ließ. »Hier oben würde es ihm bestimmt gefallen.«

Es war Kevins Idee gewesen, zum Teufelskopf aufzusteigen. Er hatte



die Sommerferien ebenfalls in Hinterthur verbracht und war von einem Jungen aus dem Ort auf die Abfahrt aufmerksam gemacht worden. Sie sei die »geilste« in der ganzen Region, hatte der erzählt, man dürfe sie sich unter keinen Umständen entgehen lassen. Die Piste werde nämlich nicht präpariert und biete deshalb die seltene Gelegenheit zum Tiefschneefahren. Schade, dass Kevin sich eine Erkältung eingefangen hatte.

Beim Aufstehen hatte er sich matt und fiebrig gefühlt und ein Kratzen im Hals verspürt. Das Fieberthermometer zeigte achtunddreißig Komma fünf Grad, sodass es nur vernünftig war, wieder ins Bett zu schlüpfen und sich auszukurieren. Laura wollte den Trip zum Teufelskopf verschieben, Kevin jedoch hatte energisch widersprochen und auf den Neuschnee verwiesen, der in der Nacht gefallen war. Die seltene Gelegenheit zu einer Abfahrt bei so tollen Bedingungen dürften sie sich wirklich nicht entgehen lassen. Und so waren Laura und Lukas schließlich ohne ihn aufgebrochen.

Lukas blickte seine Schwester ausgepumpt an. »Kann ich bitte etwas Tee haben?«

»Ja, klar.« Laura setzte den Rucksack ab und holte die Thermoskanne heraus, die Konrad Köpfer am Morgen mit heißem Früchtetee gefüllt hatte.

Dampf kringelte sich als kleine Rauchfahne aus der Thermoskanne, als Laura den Deckel abschraubte, der gleichzeitig als Trinkbecher diente. Laura füllte ihn und reichte ihn dem Bruder. Ein Duft nach Hagebutten und Limonen stieg dem Mädchen in die Nase und weckte seinen Appetit. Laura konnte es kaum abwarten, dass Lukas seinen Durst gestillt hatte und sie an der Reihe war. Das heiße Getränk rann wie die köstliche Erfüllung eines Versprechens durch ihre Kehle und verbreitete eine wohlige Wärme in ihrem Körper.

Mit dem Becher an den Lippen sah Laura sich um. Sie betrachtete den großen Felsen, der der Anhöhe ihren Namen gab. Plötzlich trat ein überraschter Ausdruck in ihr Gesicht, und sie ließ den Becher sinken. »Seltsam«, murmelte sie.

Lukas blickte sie verständnislos an. »Was denn?«



»Der Schneemann dort oben!« Laura deutete zum Teufelskopf- und da sah Lukas ihn auch: Vielleicht dreißig Meter entfernt stand ein Schneemann im Schatten des Felsbrockens. Ein Koloss von über zwei Metern Höhe. Er hatte ein grimmiges Gesicht und schien sie anzustarren.

»Was soll an einem Schneemann denn seltsam sein?«

»An einem Schneemann ist nichts seltsam. Aber dass er hier oben steht, finde ich doch reichlich verwunderlich! Oder hättest du nach diesem schlauchenden Aufstieg noch Lust, einen Schneemann zu bauen, noch dazu einen so riesigen wie den da?«

Nachdenklich legte Lukas die Stirn in Falten. »Wer weiß – vielleicht haben sie sich eine Weile ausgeruht, bevor sie ihn gemacht haben.«

»Das glaubst du doch selber nicht!« Laura klang unwirsch. »Und die Kohlen und die Mohrrübe hatten sie rein zufällig dabei? Und den Besen und Hut natürlich auch?«

»Hm.« Die tiefe Falte war wieder auf Lukas' Stirn getreten.

»Und außerdem –«

Abwartend schaute Lukas die Schwester über den Rand seiner Professorenbrille an, die ihm einmal mehr auf die Nasenspitze gerutscht war. »Ja?«

»Da ist noch was, was ich merkwürdig finde: Der Schneemann hier sieht haargenau so aus wie der an der Skeletonbahn neulich. Und wie der, den ihr gestern im Vorgarten gebaut habt, Kevin und du.«

Verdutzt schob Lukas die Brille zurück und schüttelte den Kopf. »Wir haben keinen Schneemann gebaut.«

Laura starrte den Bruder so fassungslos an, als habe er behauptet, eins und eins sei drei. »Nein?«

»Natürlich nicht. Schneemannbauen ist doch Kinderkram, wenn du mich fragst.«

»Aber, wer – wer hat ihn dann gebaut? Sayelle und Max mit Sicherheit nicht. Und Konrad Feuerkopf bestimmt auch nicht.«

»Kann ich mir auch nicht vorstellen.«

»Wie ist er dann bloß in den Garten gekommen?«



Lukas stülpte die Lippen vor und formte eine Schnute. Auch er schien völlig ratlos zu sein. »Keine Ahnung. Vielleicht waren es die Kinder aus der Nachbarschaft, was weiß denn ich. Und um ehrlich zu sein: Es ist mir auch egal.«

»Das sollte es aber nicht.« Laura fixierte den Schneemann, der im Schatten des Teufelskopfes stand. »Da stimmt was nicht, glaub mir! Ich weiß nur noch nicht, was.« Nachdem sie die weiße Gestalt einige Augenblicke lang nachdenklich gemustert hatte, wandte sie sich wieder ab, schraubte die Thermoskanne zu und verstaute sie im Rucksack. »Magst du was essen, bevor wir abfahren?«

»Vielleicht gar keine schlechte Idee –«, hob der Junge an, als ein zischendes Geräusch in ihrem Rücken erklang – als ob Luft aus einem Reifen gelassen würde. Die Geschwister drehten sich um und erstarrten noch im selben Moment. Schließlich war das Schauspiel, das sich ihren Augen darbot, mit dem menschlichen Verstand nicht zu erfassen:

Der Schneemann veränderte seine Konturen! Wie von einer unsichtbaren Riesenhand geformt, vereinten sich die drei Kugeln, die Körper und Kopf bildeten, zu einer einzigen, und das Monstrum setzte sich in Bewegung. Fast unmerklich zunächst, und dann immer stärker.

Laura begriff plötzlich, was das bedeutete. »Los, Lukas, weg hier! Sonst werden wir überrollt!«

Für die Dauer eines Herzschlags schaute Lukas die Schwester kopflos an, bevor auch er die Stöcke kräftig in den Schnee rammte und die Ski ins Tal lenkte.

Laura brauchte sich nicht umzusehen, um zu wissen, was in ihrem Rücken vor sich ging: Die Riesenkugel verfolgte sie, wurde schneller und schneller und nahm stetig an Umfang zu, denn der Schnee war weich und klebte prächtig.

»Schneller, Lukas!« Lauras Stimme gellte durch den einsamen Bergwald. »Fahr schneller!«

»Ich versuch's doch, verdammt noch mal«, keuchte Lukas, »aber noch schneller kann ich nicht!«

Laura musste einsehen, dass das Fahren im Tiefschnee viel schwieriger



war als auf einer gewalzten Piste. Zudem kannten sie die Teufelskopfabfahrt nicht, sodass es nicht verwunderlich war, dass weder Lukas noch sie das gewohnte Tempo erreichten.

Die Kugel donnerte heran, und Laura fragte sich bereits, wie es sein würde, lebendig begraben zu werden, als sich eine scharfe Linkskurve vor ihnen auftat. Sofort fasste sie wieder Mut: Die Monsterkugel würde nach den physikalischen Gesetzen geradeaus weiterrollen und im dichten Bergwald zerschellen, während sie auf ihren Skiern die Kurve nehmen konnten.

»Jetzt komm schon, Lukas, los!«, feuerte Laura den Bruder an, bevor sie geschickt abbog. Auch Lukas erwischte die scharfe Biegung nahezu perfekt.

Gerettet!, schoss es Laura durch den Kopf. Wir sind gerettet!

Da rollte die Schneekugel mit mörderischem Getöse um die Kurve, völlig problemlos, wie von unsichtbaren Mächten gesteuert. Sie hatte bereits einen Durchmesser von über drei Metern angenommen und wurde immer noch schneller.

Jähe Angst erfüllte Laura. Es ist aus!, dachte sie voller Schrecken. Wir sind verloren!

Schnee wirbelte von ihren Skiern auf und behinderte die Sicht, während sie neben dem Bruder dahinraste. Lukas hielt den Blick geradeaus gerichtet und konzentrierte sich auf die nächste Kurve. Sie war nicht so eng und scharf wie die vorherige, und so bestand nicht die geringste Aussicht, dass sie der Schneekugel zum Verhängnis werden konnte. Wenn überhaupt, dann waren dazu engere Kehren notwendig.

Fieberhaft überlegte Laura, wie sie sich vor der Monsterkugel in Sicherheit bringen konnten. »Zur Skeletonbahn!«, schrie sie plötzlich. »Wir müssen zur Skeletonbahn! Da kann uns die Kugel nicht folgen!«

Lukas' Gesicht war angstverzerrt. »Das ist doch Wahnsinn! Wir werden uns das Genick brechen!«

»Hast du eine bessere Idee?« Mühsam brüllte Laura gegen den heulenden Fahrtwind an.

Lukas antwortete nicht. Stattdessen ging er tiefer in die Hocke, um



das Tempo zu steigern. Laura tat es ihm nach, und gemeinsam rasten die Geschwister der Skeletonbahn entgegen.

Das Telefon schrillte misstönig durch die Stille des Büros. Der Internatsdirektor sah von den Papieren auf, die sich auf seinem Schreibtisch stapelten, und griff zum Hörer. »Morgenstern«, meldete er sich ungehalten. Sekunden später entgleisten seine faltigen Gesichtszüge. Seine Wangen wurden fast so grau wie seine zerzauste Haarmähne. »Wie ist das denn passiert?«, fragte er, um dann angespannt in den Hörer zu lauschen. »Nur keine Panik!«, sagte er schließlich. »Pass bitte gut auf – und ich überlege, was zu tun ist!«

Aurelius Morgenstern ließ den Hörer auf die Gabel sinken und starrte grübelnd vor sich hin. Der Blick seiner blauen Augen ging ins Leere. Den Teller mit dem rotwangigen Apfel und dem spitzen Messer nahm er gar nicht mehr wahr. Dabei hatte er ihn erst vor kurzem aus der Küche geholt, weil es ihn nach einer kleinen Stärkung gelüstete. Doch der Hunger war schlagartig vergessen.

Plötzlich schnellte der alte Mann wie ein Springteufel vom Schreibtischstuhl hoch, eilte zum Garderobenständer und griff sich den langen Mantel aus dunklem Loden. Im Laufen zog er ihn über und hetzte aus der Tür.

Der Innenhof von Burg Ravenstein war von einer dünnen Schneedecke überzogen. Die große Außentreppe aber war sorgfältig gefegt, ebenso wie die schmalen Gehwege, die in den Park hinausführten. Der wintergrüne Efeu an den verwitterten Mauern glänzte matt im Licht der Sonne. Kein Laut drang aus den Fenstern der verwaisten Klassenzimmer und leeren Unterrichtsräume, und auch von den Sport- und Spielplätzen im weitläufigen Gelände rings um die Burg erklang keinerlei Lärm.

Nur Attila Morduk piff vergnügt vor sich hin, während er mit einer Wurzelbürste kräftig schrumpfte. Er liebte diese stille Zeit der Ferien. Sie war ideal, um überall gründlich reine zu machen. Kein Schüler störte, und kein Lehrer hielt ihn mit unsinnigen Aufträgen und Botengängen auf. Zum Schutz gegen die winterliche Kälte hatte der Hausmeister eine



wattierte Jacke und gefütterte Stiefel angezogen, und die körperliche Betätigung tat das ihre dazu, dass es ihm nicht kalt wurde. Schließlich hielt Attila inne, trat einen Schritt zurück und musterte sein Werk mit einem kritischen Blick. Seine Putzaktion hatte sich gelohnt – die beiden geflügelten Sandsteinlöwen, die den Fuß der Freitreppe wie zwei grimme Wächter flankierten, sahen fast wieder wie neu aus! Gerade wollte der Hausmeister die letzten Schmutzreste wegbürsten, als das Portal aufgerissen wurde und Aurelius Morgenstern mit wehendem Mantel die Treppe herunterstürzte. »Attila, schnell!«, rief er dem Hausmeister schon von weitem zu. »Hol den Wagen!«

Der Glatzkopf ließ die Bürste sinken und setzte ein grimmiges Orkgesicht auf. »Hat das nicht einen Augenblick Zeit?« Er deutete auf die Sandsteinfiguren. »Noch ein paar Minuten, und ich bin fertig.«

»Tut mir Leid, aber wir dürfen keine Sekunde verweilen! Wir müssen verhindern, dass er den Dunklen in die Hände fällt!« Damit eilte der Professor davon.

Attila warf die Bürste in den Putzeimer und folgte ihm. Seine eisenbeschlagenen Stiefel klackten über das Kopfsteinpflaster. Dabei bewegte er sich trotz seiner grobschlächtigen Figur so flink und behende, wie man es ihm niemals zutraut hätte.

Das Vordach, das sich schützend über die Treppe spannte, wurde von einer gut fünf Meter hohen Steinsäule getragen. Sie hatte die Gestalt eines Riesen, der seit der Errichtung der Burg die Besucher mit einem freundlichen Lächeln begrüßte. Mit einem Male jedoch verfinsterte sich sein Gesicht. Der Steinkoloss bewegte die Augen und blickte den davonhetzenden Männern nach – und fast sah es so aus, als sei er in allergrößter Sorge.

Eine dichte Schneewolke stob auf, als Laura und Lukas oberhalb der Skeletonbahn aus dem Wald geschossen kamen. Nur Sekunden später donnerte die Schneekugel ins Freie. Sie musste auf dem schmalen Forstweg einige Bäume geschrammt haben, denn sie hatte an Umfang eingebüßt. Dennoch war sie immer noch dick genug, um die Geschwister zu



Brei zu walzen.

Erleichtert bemerkte Laura, dass auf der Bahn kein Betrieb herrschte. Es befanden sich keine Fahrer in dem engen Eiskanal.

»Nicht in die Bahn!«, rief Laura dem Bruder zu. »Fahr außen dran vorbei!«

Für einen Moment fürchtete sie, Lukas habe sie nicht verstanden, denn er fuhr weiter geradeaus. »Du sollst an der Bahn vorbeifahren!« Lauras Stimme überschlug sich fast. »Die Kugel hat es nur auf mich abgesehen, nicht auf dich!«

Endlich reagierte Lukas: Kurz vor der Eisrinne schwenkte er ab, während Laura in sie hineinschoss. Sie spürte, wie sie auf dem spiegelglatten Untergrund augenblicklich an Tempo gewann. Die Skier unter ihren Füßen gaben laute Geräusche von sich, während sie über die harte Fläche bretterten. Doch Laura nahm das kaum wahr, denn schon flog die erste Kurve auf sie zu. Während sie darauf bedacht war, die enge Kehre richtig zu erwischen, wuchs die Hoffnung auf das glückliche Gelingen ihres tollkühnen Unterfangens. Die Schneekugel war doch viel breiter als die Bahn. Wahrscheinlich würde sie zerschellen, wenn sie ihr durch die enge Eisrinne zu folgen versuchte!

Doch nichts dergleichen geschah. Das Schneemonster donnerte auf die Bahn zu und ballte sich, wie von einer mächtigen Geisterhand gedrückt, mehr und mehr zusammen, bis es nur noch knapp die Hälfte seines ursprünglichen Durchmessers aufwies. Die Kugel rollte problemlos in den Eiskanal, ohne etwas von ihrer Geschwindigkeit einzubüßen. Im Gegenteil: Auf dem Eis wurde auch sie schneller und schneller und schoss gleich einer riesigen Flipperkugel durch die Kurven der Skeletonbahn.

Ein beißender Wind schlug Laura ins Gesicht und nahm ihr fast den Atem. Ihre Oberschenkel zitterten, ihre Knie waren weich. Dabei hatte sie erst knapp die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Mit jeder Kurve wurde es schwieriger, sich in der Bahn zu halten. Als Laura die nächste Biegung heranfliegen sah, stockte ihr der Atem. Sie war viel spitzer und enger als die zuvor und würde ihr ganzes Können erfordern. Gleichzeitig



fühlte sie, dass ihre Kräfte zu Ende gingen. Sie konnte die Skier nur noch mit allergrößter Mühe lenken. Dennoch erwischte sie die Kurve nahezu ideal. Der Anpressdruck im Scheitelpunkt war so gewaltig, dass sie für einen Moment das Gleichgewicht zu verlieren drohte. Mit einer jähen Armbewegung versuchte sie die Balance wieder zu gewinnen, geriet dadurch aber von der Ideallinie ab und raste auf den Rand der Bahn zu. Laura glaubte schon, aus der Eisrinne geschleudert zu werden, als es ihr im letzten Augenblick doch noch gelang, die Skier unter Kontrolle zu bringen und damit den Todesflug zu verhindern.

Im Höllentempo raste das Mädchen durch eine lange Gerade auf die gefürchtete S-Schleife zu, die gefährlichste Kurve der gesamten Bahn. Laura hörte das Donnern der Schneekugel deutlicher als zuvor und spürte bereits den Lufthauch, den diese vor sich her trieb. Sie wusste, was das bedeutete: In wenigen Augenblicken würde sie überrollt werden. Schließlich konnte sie die aberwitzige Kehre nur meistern, wenn sie die Fahrt drosselte.

Doch Laura blieb keine andere Wahl. Kurz bevor sie die S-Schleife erreichte, richtete sie sich auf, verlagerte das Gewicht und ging erneut in die Hocke. So als habe sie in ihrem ganzen Leben nichts anderes getan, als auf Skiern durch eine Skeletonbahn zu fahren, glitt sie wie an einer Schnur gezogen dahin. Aber auch die Eiskugel war wie ein Geschoss in die Spitzkehre gerast und inzwischen bis auf zwei Meter herangekommen. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis sie Laura niederwalzen würde!

Laura zitterte nun so vor Angst und Erschöpfung, dass sie die Einfahrt in den zweiten Bogen nicht richtig erwischte. Das Mädchen musste sich aufrichten, um einen Sturz zu vermeiden, verlor dadurch aber beträchtlich an Tempo. Die Mörderkugel dagegen rollte mit unverminderter Geschwindigkeit heran. Laura glaubte schon von ihr erfasst zu werden, als das Monstrum mit einem Male auf den oberen Rand der Kurve zuschoss, die Absperrung durchbrach – und aus der Bahn geschleudert wurde! Ein dumpfer Aufprall war zu hören, als der Riesenball aus Eis und Schnee in die Bäume einschlug, und dann zerriss das Geräusch von



splitterndem Holz und brechenden Ästen die mittägliche Stille.

Lauras Herz machte einen Sprung. Mit ihrer Konzentration war es vollkommen vorbei, sodass sie die Kontrolle über die Skier verlor. Zum Glück hatte sie bereits den Auslauf der Bahn erreicht, als es sie von den Beinen riss. Sie überschlug sich zweimal, blieb im Schnee liegen und rührte sich nicht.

Da sauste Lukas heran. Eine Schneewolke stob auf, als er mit einem Linksschwung abrupt abbremsste und neben der Schwester anhielt. Besorgt beugte er sich über sie. »Laura? Was hast du denn, Laura? Bist du verletzt?«

Nach einigen Augenblicken, die Lukas wie eine Ewigkeit vorkamen, schlug die Schwester die Augen auf und lächelte. »Nein. Es ist alles okay. Ich bin nur völlig fertig.«

»Mann, o Mann, und ich hab schon gedacht –« Lukas verschluckte den Rest des Satzes und blickte zu der Stelle im Wald, wo die Schneekugel eingeschlagen war. Dort standen stattliche alte Bäume. Einige von ihnen waren in knapp zwei Metern Höhe umgeknickt, als habe ein Riese sie pflücken wollen und dann das Interesse verloren. Am Fuß der zersplitterten Stümpfe türmte sich ein großer Schneehaufen, dem nicht im Geringsten anzusehen war, dass er noch vor wenigen Augenblicken in der Gestalt einer Monsterkugel Laura nach dem Leben getrachtet hatte.

Ungläubig schüttelte der Junge den Kopf. »Das war knapp«, murmelte er. »Das war wirklich knapp.«

»Stimmt.« Laura rappelte sich keuchend hoch. »Das glaubt uns kein Mensch«, stieß sie hervor, während sie sich den Schnee von den Kleidern klopfte.

Laura sollte Recht behalten. Nach Hause zurückgekehrt, wollte selbst Kevin ihnen zunächst nicht abnehmen, dass der riesige Schneemann sie nicht nur verfolgt, sondern auch angegriffen hatte.

»Was?«, fragte er fassungslos. »Aber so was ist doch vollkommen unmöglich!«

»Doch, Kevin.« Lauras Stimme klang ernst. »Das ist sehr wohl möglich. Auch wenn du das nicht wissen kannst!«



Kevin schaute die Geschwister an, als seien sie Wesen von einem fremden Stern. Dann schüttelte er heftig den Kopf. »Tut mir Leid, aber da komm ich wirklich nicht mehr mit. Erst dieses führerlose Auto und dann die Eiszapfen, die Menschen angreifen. Und jetzt auch noch ein Schneemann, der sich angeblich bewegen kann. Du hast offensichtlich zu viele Fantasyromane gelesen in der letzten Zeit.«

Laura wandte sich von dem Jungen ab und blickte ihren Bruder fragend an. Doch Lukas zuckte nur mit den Schultern: Sie musste selbst entscheiden, ob sie Kevin in das große Geheimnis einweihte oder nicht. Alles in ihr drängte danach, sich ihm anzuvertrauen. In ihrem Herzen fühlte sie, dass das Mysterium bei ihm gut aufgehoben wäre und er es bestimmt niemandem weitererzählen würde. Und dennoch – ihre Aufgabe war viel zu wichtig, um auch nur das geringste Risiko einzugehen. Deshalb war es ihr nun sicherlich erlaubt, sich ihrer fantastischen Fähigkeiten zu bedienen. Professor Morgenstern hatte ihr nämlich eingeschärft, diese nur im Kampf für das Licht und niemals zum Spaß oder für selbstsüchtige Zwecke einzusetzen. Das würde sich rächen, hatte er erklärt, aber verschwiegen, auf welche Weise.

Laura konzentrierte sich und blickte Kevin tief in die Augen. Schon Momente später konnte sie in seinen Gedanken lesen wie in einem offenen Buch: Warum misstraut sie mir denn immer noch?, ging es dem Jungen durch den Kopf. Was mache ich bloß falsch?

Laura fühlte Scham in sich aufsteigen, und ihre Wangen röteten sich. Sie schlug die Augen nieder. Kevin hatte Recht: Er hatte ihren Argwohn wirklich nicht verdient! Sie würde ihm endlich alles erzählen.

Der Anführer der Wunschgauler ließ die Münzen im Geldsack klirren und verneigte sich mit seinen Begleitern vor dem Schwarzen Fürsten, der sie im Innenhof der Dunklen Festung verabschiedete. »Es war uns wie immer ein Vergnügen, Geschäfte mit Euch zu machen, Borboron. Und vielen Dank auch für das Gastmahl und die Herberge!«

Ein Lächeln spielte um den schmallippigen Mund des hoch gewachsenen Tyrannen. Die Augen in seinem totenfahlen Gesicht glühten rot



auf. Ein langer schwarzer Umhang hing von seinen muskulösen Schultern, und ein mächtiges Schwert ragte darunter hervor. »Auch ich habe zu danken.« Die kehlige Stimme des Anführers der Dunklen Mächte klang tiefer als der tiefste Brunnen. »Für Eure Gesellschaft – und für Euer Gastgeschenk.«

Gramar winkte lächelnd ab. »Nicht der Rede wert. Der Albino taugt nicht für unser Geschäft. Ich bin sicher, Ihr könnt mit diesem jähzornigen und gewalttätigen Kerl mehr anfangen als wir!«

»Damit könntet Ihr Recht haben.« Ein ironisches Grinsen verzerrte das Gesicht des Schwarzen Fürsten. »Und vergesst nicht: Leute wie Ihr sind mir stets willkommen! Ihr liefert nur erstklassige Ware, für die ich immer Verwendung habe.« Versonnen blickte er hinüber zur anderen Seite des Hofes, wo die zwei Dutzend Kinder, die er den Wunschgaulern abgekauft hatte, von der Aufseherin zu den Schmieden geführt wurden. Sie sollten den neuen Sklaven an ihrem ersten Morgen in der Dunklen Festung eiserne Fußfesseln verpassen. Als wüssten sie nicht, was ihnen bevorstand, trotteten die Kinder willig hinter der Frau her. »Ich frage mich, wie es Euch wohl gelingen mag, sie so gefügig zu machen? Wenn Ihr mir Euer Geheimnis bei Gelegenheit verraten würdet?«

Gramar und seine Gefährten grinsten hämisch. »Tut mir Leid, Borboron, aber auch wir Wunschgauler haben unsere Geheimnisse, die wir hüten wie einen kostbaren Schatz.« Der Mann mit der Augenklappe warf einen scheuen Blick auf die schwächliche Gestalt, die neben dem Schwarzen Fürsten stand. Sie war in einen scharlachroten Kapuzenmantel gekleidet, der fast bis zum Boden reichte. »Euer Fhurhur wird das sicherlich verstehen.«

Borboron wandte sich dem Schwarzmagier zu. Der alte Mann verzog das gelbliche Gesicht nur zu einer verächtlichen Grimasse und ließ einen krächzenden Laut hören.

Der Herrscher der Dunklen schien belustigt und wandte sich an die hoch aufgeschossene Frau an seiner anderen Seite. »Kennst du vielleicht ihr Geheimnis, Syrin?«

Die Angesprochene trug ein smaragdgrünes Gewand. Wie eine gereiz-



te Kobra starrte sie die Wunschgauler aus schlitzförmigen Pupillen in einer gelben Iris an. »Ihr wisst doch, dass ich es nicht kenne!«, zischte sie. »Aber das lässt sich ändern, sehr schnell sogar! Wenn Ihr wollt –«

Mit einem bösen Lächeln fiel der Schwarze Fürst ihr ins Wort. »Nicht doch, Syrin. Lassen wir ihnen doch ihr Geheimnis – zumindest solange sie auf unserer Seite sind und uns dienen. Schließlich ist es unerheblich, auf welche Weise wir an unser Ziel gelangen, nicht wahr? Wichtig ist nur, dass wir diesen verfluchten Elysion mitsamt seiner Gefolgschaft endlich besiegen und dem Ewigen Nichts zur Herrschaft verhelfen. Habe ich Recht, Gramar?«

»Fürwahr, Borboron!« Der Wunschgauler strahlte den Tyrannen fröhlich an. »Je mehr sich von den falschen Wünschen leiten lassen, die wir ihnen vorgaukeln, umso leichter gelangt Ihr an Euer großes Ziel!«

»Dann will ich hoffen, dass Ihr mir bald wieder Nachschub liefert. Mein Bedarf an willigen Sklaven ist grenzenlos.«

Die vier Männer in den farbenprächtigen Gewändern verneigten sich ein weiteres Mal. »Euer Wunsch ist uns Verpflichtung!« Gramar lächelte verbindlich. »Wir werden umgehend ausschwärmen und neue Opfer suchen. Wenn wir uns jetzt empfehlen dürften?«

Mit einer wohlwollenden Geste entließ der Schwarze Fürst die Sklavenhändler. Sie schritten schon auf ihre Rösser zu, die von Pferdeknechten bereitgehalten wurden, als Borboron sie noch einmal anrief. »Auf ein Wort noch!«

Überrascht drehte Gramar sich um. »Ja?«

»Ihr wolltet mir doch berichten, wie weit Eure Anstrengungen auf dem Menschenstern gediehen sind?«

Der Händler strahlte übers ganze Gesicht. »Bestens, Herr, allerbestens! Wir haben schon zahlreiche Verbündete dort. Sie treten in unterschiedlichster Gestalt auf, unter vielen Namen und in mannigfaltiger Form. Und was das Verwunderliche ist – die meisten Menschen merken gar nicht mehr, wie ihnen geschieht. Willig streben sie nach allem, was ihnen vorgegaukelt wird, und sei es noch so unsinnig!«

»Gut!« Als würde die Sonne am Gewitterhimmel aufgehen, erhellte



ein Strahlen das Gesicht des Schwarzen Fürsten. »Das ist eine sehr gute Nachricht. Und nun lebt wohl!«

Die Wunschgauler stiegen auf ihre Pferde und sprengten davon, während Borboron und seine Begleiter ihnen nachblickten.

»Warum schickt Ihr nicht Eure Schwarzen Reiter aus und lasst sie gefangen nehmen?«, zischte Syrin nach einer Weile.

»Genau«, krächzte der Fhurhur. »Ich wüsste einen Trank, der sie zum Reden bringt. Dann wäre ihr Geheimnis die längste Zeit ein Geheimnis gewesen!«

Borboron schenkte ihnen nur einen verächtlichen Blick. »Ihr seid Narren, alle beide. Ihr scheint nur einen Weg zu kennen, um der Finsternis zu dienen: den der rohen Gewalt. Aber die führt nicht immer ans Ziel, merkt euch das. Ein kühler Kopf bewirkt meist mehr als heißes Blut! Zumindest solange der Kelch der Erleuchtung sich nicht in unserer Hand befindet und uns zusätzliche Macht verleiht. Bis dahin werden die Knechte des Lichts nur schwer zu bezwingen sein. Wir müssen deshalb versuchen, auf anderen Wegen an unser Ziel zu gelangen. Mit List – und mit Hilfe des Siegels der Sieben Monde!«

»Mit Hilfe des Siegels?« Syrin sah ihren Herrn an, als sei er von Sinnen. »Aber, wie... wie soll das denn möglich sein?«

»Das werdet ihr erfahren, wenn die Zeit dafür reif ist!« Ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, drehte Borboron sich um und schritt in Richtung Kerker davon.

Es war still im Fernsehzimmer. Was Laura erzählt hatte, klang so aberwitzig, dass es Kevin offensichtlich die Sprache verschlagen hatte. Der Junge schien nicht zu wissen, was er sagen sollte. Dass die Erde mit A-venterra, der Welt der Mythen, einen Schwesterplaneten besaß, von dem aus vor undenklichen Zeiten Gut und Böse auf den Menschenstern gekommen waren – wer sollte dieses fantastische Geheimnis auch auf Anhieb verstehen? Und was noch unbegreiflicher war: Die beiden Gestirne waren durch magische Pforten miteinander verbunden, durch die sich die Eingeweihten in den Nächten der vier Sonnenfeste von der einen



in die andere Welt begeben konnten! Auf diesem Wege war auch der Kelch der Erleuchtung mit dem Wasser des Lebens auf die Erde gebracht worden, und Laura hatte ihn in einem dramatischen Kampf den Dunklen abgerungen – wer sollte so eine haarsträubende Geschichte denn glauben? Oder dass die Wächter und Dunklen über besondere Fähigkeiten verfügten – war so etwas denkbar? Nach Kevins Gesichtsausdruck zu urteilen, schien er daran erhebliche Zweifel zu hegen.

Obwohl es erst kurz nach drei war, hatte die Dämmerung bereits eingesetzt. Kevin erhob sich und brach die bedrückende Stille. »Ich mach mal das Licht an.«

Laura hielt ihn zurück. »Nicht nötig.«

»Aber – man kann doch kaum noch was sehen, oder?«

Das Mädchen lächelte. »Stimmt. Aber das Licht brauchst du trotzdem nicht anzumachen«, sagte es und richtete den Blick auf den Schalter. Lauras Augen wurden starr – und nur Augenblicke später flammte die Deckenleuchte auf.

Lukas freute sich diebisch über die maßlose Verblüffung, die den Freund erfasste. »Phänotastisch, nicht wahr? Und selbst für Super-Kius kaum zu verstehen«, sagte er breit grinsend, um dann, wieder ganz ernst, fortzufahren: »Allerdings habe ich neulich eine interessante wissenschaftli-

–«

»Lukas – bitte!«, fiel Laura ihm ins Wort, um einen der ebenso gefürchteten wie hoch gelehrten Vorträge ihres Bruders schon im Keim zu ersticken. Während der Junge einen Schmollmund zog, wandte Laura sich an Kevin. »Glaubst du jetzt, was ich erzählt habe?«

»War ein ziemlich überzeugender Beweis, oder?«, antwortete der mit hochgezogenen Brauen, um dann entspannter fortzufahren: »Du meinst also wirklich, diese... äh... Dunklen wollen mit ihren Aktionen verhindern, dass du den Kelch nach Aventerra zurückbringst?«

»Ja, klar!« Laura machte ein nachdenkliches Gesicht und schlang die Arme um die Knie. »Sie wissen, dass nur ich die magische Pforte durchschreiten kann, und versuchen deshalb, mich auszuschalten.«

Kevin runzelte die Stirn. »Aber du hast doch gesagt, dass sie dir nichts



tun dürfen, solange deine besonderen Fähigkeiten nicht richtig ausgebildet sind.«

»Schon. Sie können aber ihren Helfershelfern befehlen, mich anzugreifen. Zudem lerne ich jeden Tag mehr dazu, sodass ich inzwischen beinahe ein vollwertiger Wächter bin!«

»Ich bin auch fest davon überzeugt, dass die Dunklen sich über das Verbot hinwegsetzen werden, wenn es hart auf hart kommt«, mischte Lukas sich ein. »Die schrecken vor nichts zurück.«

Kevin musterte Laura mit unverhohlener Besorgnis. »Aber... das alles ist doch irre gefährlich, oder? Du brauchst jemand, der auf dich aufpasst!«

»Ich kann selber auf mich aufpassen!«, antwortete das Mädchen schnell. »Und schließlich gibt es ja auch noch andere Wächter. Nicht nur auf Burg Ravenstein, sondern überall.«

Lauras Einwand schien Kevin keineswegs beruhigt zu haben. »Aber du könntest doch wenigstens deiner Stiefmutter –«

»Niemals!«, rief Laura scharf und schaute den Jungen eindringlich an. »Vergiss nicht, was du versprochen hast: Kein Wort zu Sayelle, unter keinen Umständen! Und auch nicht zu deinem Onkel, verstanden?«

»Ist ja gut.« Kevin senkte kleinlaut den Blick. »Ich verrät schon nichts, keine Sorge. Und trotzdem: Wenn das so weitergeht, dann landest du über kurz oder lang in der Rotkreuz-Klinik.«

Lauras Gesichtszüge entgleisten. Entgeistert starrte sie vor sich hin und schüttelte fassungslos den Kopf. »So was Bescheuertes!«, stöhnte sie und klopfte sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »So was Dämliches wie uns gibt's bestimmt kein zweites Mal!«

Die Jungen wechselten einen ratlosen Blick. »Was ist denn los, Laura?«, wollte Lukas wissen. »Was hast du denn?«

»Das fragst du noch? Ich weiß jetzt, wo wir den alten Mann finden – und könnte mich zu Tode ärgern, dass ich nicht schon früher daraufgekommen bin!«

Lukas zog die Stirn kraus.

Laura spannte ihn nicht lange auf die Folter. »Ist es eigentlich zu



schaffen, in den Zentralrechner eines Krankenhauses einzudringen?«, fragte sie.

»In den Rechner eines Krankenhauses?« Für einen Augenblick schien der Junge verblüfft, doch dann ging ein Leuchten über sein Gesicht. »Verstehe! Du meinst also...?«

»Genau! Wir wissen, wann der Blinde in die Rotkreuz-Klinik eingeliefert worden ist. Außerdem hatte er den Arm gebrochen und vielleicht auch innere Verletzungen. Das Krankenhaus ist nicht besonders groß. Deshalb müsste das doch reichen, um seinen Namen rauszukriegen – oder hältst du das für ein Problem?«

»Kann ich mir kaum vorstellen«, antwortete Lukas und lächelte stolz.





Kapitel 6 *✿* Die einsame Abtei

Die Rotkreuz-Klinik lag außerhalb von Hinterthur, in einem kleinen Tal, durch das sich ein Bach schlängelte. Das schnell dahinfließende Wasser war nicht gefroren, das muntere Gluckern war weithin zu hören. Direkt vor dem Krankenhaus hielt ein Bus, sodass die Freunde ohne Mühe dorthin gelangten.

Landemarkierungen auf der Wiese neben dem Hospital deuteten darauf hin, dass sie als Hubschrauberlandeplatz diene. Ein Krankenwagen mit Blaulicht fuhr die Rampe hoch, die zur Notaufnahme führte, und hielt mit quietschenden Reifen vor dem Eingang.

Die Schwester an der Rezeption war sehr freundlich. Ihr Name stand auf einem Schild, das in Brusthöhe an ihrem weißen Kittel befestigt war. Lächelnd blickte Schwester Claudia die jugendlichen Besucher an, die an den Empfangstresen traten. »Was kann ich für euch tun?«

Toll von Lukas, dass er den Namen des Blinden so schnell rausgefunden hat, dachte Laura und sagte: »Wir möchten zu Pater Dominikus. Können Sie uns bitte seine Zimmernummer sagen?«

»Pater Dominikus? Einen Moment.« Die Schwester blätterte rasch durch die Patientenlisten, die auf dem Tresen vor ihr lagen. Schon Augenblicke später hatte sie den Gesuchten gefunden.

Er lag auf Zimmer dreizehn.

Das Krankenzimmer befand sich im Erdgeschoss. Als Laura an die Tür klopfte, erhielt sie keine Antwort. Sie klopfte erneut, etwas energischer als zuvor – doch wieder antwortete niemand. Vorsichtig drückte das Mädchen die Klinke hinunter und trat ein, nur um augenblicklich



überrascht stehen zu bleiben. »Aber das gibt's doch nicht!«

»Was denn?« Lukas schob die Schwester zur Seite und betrat ebenfalls den Raum. Kevin folgte ihm, und so konnten die beiden Jungen endlich sehen, was Laura so sehr in Erstaunen versetzt hatte: Das einzige Bett war leer und von dem Mönch keine Spur zu entdecken.

Laura machte ein nachdenkliches Gesicht. »Das versteh ich nicht. Der Pater ist doch in der Belegliste verzeichnet. Was bedeutet, dass er noch nicht entlassen worden ist. Zumindest nicht offiziell.«

Plötzlich stieg ein schrecklicher Verdacht in ihr auf: Was war, wenn die Dunklen wieder ihre Hände im Spiel hatten? Wenn sie den Mönch in ihre Gewalt gebracht und aus der Klinik entführt hatten?

Lukas bemerkte Lauras Beunruhigung. »Was ist denn los?«

»Wir müssen rauskriegen, was mit Pater Dominikus passiert ist – und zwar schnell!«

Ohne die Antwort des Bruders abzuwarten, eilte Laura aus dem Zimmer. Im Flur erblickte sie einen jungen Mann mit schwarzen Rasta-Zöpfen, der unschwer als Pfleger zu erkennen war. Mit einem fröhlichen Pfeifen schob er einen Servierwagen vor sich her, auf dem Kaffeetassen und Teller mit Kuchenstücken standen.

Laura eilte auf ihn zu. »Entschuldigen Sie bitte, aber wissen Sie vielleicht, was mit dem Patienten aus Zimmer dreizehn passiert ist?«

Das Pfeifen verstummte. »Meinst du Pater Dominikus?«, fragte der Pfleger freundlich.

»Ja.«

»Der ist vor einer Viertelstunde abgeholt worden. Von einem netten älteren Herrn mit einem langen weißen Bart.«

»Was?«, entfuhr es Laura überrascht. »Kennen Sie zufällig den Namen des Mannes?«

»Tut mir Leid.« Der Pfleger zuckte bedauernd die Achseln.

Die Beschreibung aber, die er auf Lauras Bitte hin von dem Bärtigen abgab, beseitigte auch die letzten Zweifel: Es konnte sich um niemand anderen als den Direktor des Internats, Professor Aurelius Morgenstern, gehandelt haben.



»Wo er den Pater hingebraht hat, wissen Sie nicht?«

»Keine Ahnung. Pater Dominikus gehörte nicht zu meinen Patienten.«

»Schade«, sagte Laura. »Aber trotzdem vielen Dank.«

Während sie an der Bushaltestelle warteten, rief Laura in Ravenstein an. Allerdings hatte sie nur die Nummer des Sekretariats in ihrem Handy gespeichert und musste darauf hoffen, dass der Professor sich zufällig im Büro des Internats aufhielt. In seinem Wohnhaus gab es keinen Telefonanschluss, und ein Handy besaß Aurelius Morgenstern erst recht nicht.

Laura wollte schon aufgeben, als der Hörer doch noch abgenommen wurde. »Prise-Stein, Sekretariat Internat Ravenstein«, piepste die Mäusestimme der Sekretärin. »Was kann ich für Sie tun?«

»Guten Tag, Frau Piesel... ähm... Frau Prise-Stein. Hier ist Laura, Laura Leander. Ich hätte gerne den Professor gesprochen.«

»Tut mir Leid. Aber der Herr Professor ist nicht in seinem Büro.«

»Nein?«

»Nein. Herr Professor Morgenstern fühlte sich nicht ganz wohl heute Früh und hat sich wieder hingelegt.«

»Ist es... etwas Schlimmes?«

»Nein, nein«, wiegelte die Mäusestimme ab. »Eine leichte Magenverstimmung, weitet nichts. Aber er hat ausdrücklich darum gebeten, nicht gestört zu werden. Unter keinen Umständen! Kann ich sonst noch was für dich tun?«

»Nein, danke. Vielen Dank«, sagte Laura rasch und beendete das Gespräch.

»Und jetzt?«, fragte Kevin.

»Wir müssen herausfinden, wo dieser Pater wohnt.«

»In einem Kloster, nehme ich an«, antwortete Kevin.

»Ach, nee – was du nicht sagst!« Lukas Stimme triefte vor Ironie.

»Und weißt du Super-Kiu vielleicht auch, in welchem?«

Kevin reagierte nicht auf den beißenden Spott von Lukas. »Keine Ahnung«, sagte er nur und zog die Schultern hoch. »Es gibt einige davon in der näheren Umgebung.«

»Das hilft uns ja enorm weiter!« Lukas gab sich nicht die geringste Mühe, seinen Spott zu verbergen.

Laura warf ihm einen tadelnden Blick zu. »Jetzt spiel dich bloß nicht auf! Wenn du wirklich so ein Superhirn wärst, wie du vorgibst, dann hättest du nicht nur den Namen des Paters, sondern auch gleich seine Adresse aus dem Rechner geholt!«

Der Vorwurf traf Lukas wie ein eiskalter Guss. Jedenfalls zog er ein Gesicht wie ein Strandurlauber nach vier Wochen Dauerregen.

Alienor traf Eileena am Brunnen. Unter Stöhnen drehte die betagte Magd die Kurbel, um den gefüllten Wassereimer aus der Tiefe zu ziehen. Geschwind sprang das blonde Mädchen an ihre Seite. »Warte, Eileena, ich helf dir!« Schon fasste es mit an, und gemeinsam holten sie die schwere Last nach oben.

»Geht doch gleich viel besser, wenn man Hilfe hat!« Ächzend löste Eileena den Eimer vom Haken und hob ihn vom Rand des aus Feldsteinen gefügten Ziehbrunnens.

»Gib schon her, ich bring ihn in die Küche!«

»Das ist meine Arb –«, wollte die Alte abwehren, aber da hatte Alienor ihr schon den Eimer aus der Hand genommen und schleppte ihn zum Küchenflügel der Gralsburg, während die Magd ihr schnaufend folgte.

Nachdem das Mädchen den Wasserstein gefüllt hatte, ließ es sich am Holztisch nieder, der unter dem Küchenfenster stand und in der Winter-sonne mit seinen blitzblank gescheuerten Brettern sehr einladend wirkte.

»Vielen Dank, Alienor.« Eileena hatte ihr Kopftuch abgelegt. Eine graue Haarsträhne fiel ihr in das faltige Gesicht. »Das war sehr lieb von dir. Ich hab einen Kuchen gebacken, mit Königsfrüchten. Möchtest du ein Stück?«

»Oh, ja.« Die Augen des Mädchens glänzten. »Sehr gerne. Das ist doch mein Lieblingskuchen!«

»Hab ich's mir doch gedacht!« Eileena schmunzelte. »Wem munden die köstlichen Früchte nicht?«

Während sie zur Anrichte eilte, ließ Alienor sie nicht aus den Augen.



Ob sie sich noch daran erinnert? Und es mir auch verraten wird?, überlegte sie. Sie ist meine einzige Hoffnung. Morwena oder Paravain brauche ich erst gar nicht zu fragen. Und ElySION erst recht nicht!

»Lass es dir schmecken!« Geräuschvoll setzte Eileena den irdenen Teller mit dem Kuchen vor Alienor ab und ließ sich dann neben ihr auf der Bank nieder. »Wer weiß, wie lange wir uns noch an den Königsfrüchten erfreuen können!«

Das Mädchen wusste, worauf die Alte anspielte: Die Königsfruchtbäume zählten zu den Schwebenden Bäumen, die immer seltener wurden. Zudem waren sie äußerst mühsam zu erreichen, schwebten sie doch in luftiger Höhe weit über dem Erdboden dahin. Ihre Früchte ähnelten den Pfirsichen. Ihr Geschmack erinnerte an Weinbeeren und Süßmelonen, war allerdings um vieles fruchtiger und intensiver, weil sie viel näher an der Sonne reiften. Um die Früchte zu ernten, bedurfte es eines Luftfloßes, aus Schwebeholz gefertigt und mit riesigen Segeln bestückt. Leider waren die Königsfruchtbäume sehr empfindlich. Die Schwarzen Nebel, die kurz vor der Wintersonnenwende über Aventerra gekrochen waren, hatten ihnen schwere Schäden zugefügt.

»Nun ja«, seufzte Eileena. »Ist halt alles nicht mehr so wie früher.«

Alienor musste schmunzeln. Natürlich! Alle Alten, egal ob Ritter, Heilerinnen, Knechte oder Mägde, klagten andauernd über die schlechten Zeiten und behaupteten, dass in ihrer Jugend alles viel besser gewesen sei. Diese Jammerei scheint eine Alterskrankheit zu sein, dachte Alienor, ließ sich jedoch nicht anmerken, dass sie sich davon zunehmend gelangweilt fühlte. Schließlich wollte sie ja etwas von der Magd.

»Eileena?«, fragte sie nach einer Weile, bemüht um einen beiläufigen Ton.

»Ja, mein Kind?«

»Ich habe gehört, du hast eine Weile in der Dunklen Festung zugebracht?«

»Erinnere mich bloß nicht daran!« Die Alte schlug die Augen zur rußgeschwärtzten Küchendecke und seufzte. »Das war die schrecklichste Zeit meines Lebens! – Wieso fragst du?«



»Ach, nur so.« Alienor tat gelangweilt. »Interessiert mich eben.«

Eileena nickte nachdenklich. »Sollte sich jeder für interessieren! Ich zählte gerade fünfzehn Sommer, als ich von Sklavenjägern aus meinem Dorf verschleppt und in Borborons Feste gebracht wurde. Vier Sommer lang habe ich dort geschuftet wie verrückt, und wer weiß, was mit mir geschehen wäre, wenn die Weißen Ritter mich nicht befreit hätten!« Der Blick der Alten ging in die Ferne, während sie den schlimmen Erinnerungen nachhing.

»Auf welchem Weg seid ihr damals eigentlich in die Dunkle Festung gelangt?«

»Nun, wie du weißt, bin ich im Hochland von Karuun geboren, das zwischen dem Raunewald und der Wüste von Deshiristan gelegen ist. Wir mussten also zunächst über den See der Erinnerung setzen, haben das Land der Flussleute hinter uns gelassen...«

»Und dann?«, drängte das Mädchen ungeduldig.

»Dann den Steinernen Forst durchquert, bis wir schließlich über –« Plötzlich brach die Alte ab. »Warum willst du das alles wissen?«

»Ach – nur so!«

»Nur so?« Das Misstrauen der Alten war geweckt. »Das glaube ich dir nicht, Alienor!« Sie beugte sich vor und blickte dem Mädchen forschend ins Gesicht. »Wenn es das ist, was ich vermute, dann schlag es dir gleich aus dem Kopf!«

»Was vermutest du denn?«

»Du willst in die Dunkle Festung, habe ich Recht?«

Alienor senkte den Blick und nickte. »Wäre doch möglich, dass Alarik in die Gewalt der Dunklen Mächte geraten ist und dorthin verschleppt wurde, oder?«

Die Alte schwieg bekümmert.

»Oder, Eileena?«

»Möglich wäre das schon. Dein Bruder ist zwar ein kluger Kerl und ein mutiger noch dazu, aber gegen eine Übermacht kann selbst der Tapferste nichts ausrichten!«

»Dann verrätst du mir also, wie ich dorthin gelangen kann?«



Eileena schnaufte schwer. »Wie ich schon gesagt habe: Schlag es dir aus dem Kopf! Niemand vermag gegen den Willen Borborons in seine Festung zu gelangen, es sei denn, er verfügt über ein mächtiges Heer, wie es zu jener Zeit der Fall war, als ich befreit wurde. Aber damals hat der Kelch der Erleuchtung den Kriegern des Lichts auch besondere Kräfte verliehen, und jetzt befindet er sich auf dem Menschenstern, wie du weißt, und deshalb –«

Sie brach ab, weil plötzlich die Tür geöffnet wurde und Morwena in die Küche trat. »Hab ich doch richtig gerochen«, sagte die junge Heilerin von Hellunyat freundlich. Das kastanienfarbene Haar, das ihr hübsches Gesicht umrahmte, schimmerte im Sonnenlicht. »Kuchen mit Königsfrüchten, hmmm!« Plötzlich verfinsterten sich ihre Züge. »Was ist denn los?«

»Äh... äh... was soll denn sein?«, stotterte Alienor. »Was... was meint Ihr, Herrin?«

»Ihr zwei seht aus, als hätte ich euch bei was Verbotenem überrascht.« Die Heilerin betrachtete die Magd und die Elevin eindringlich. »Wovon habt ihr gerade gesprochen? Raus mit der Sprache!«

Da wurde die Tür erneut aufgestoßen, und ein Mann trat in die Küche. Neugierig drehte die Heilerin sich um – und strahlte. »Silvan! Welch eine Freude, dich zu sehen! Aber – warum ziehst du so ein Gesicht? Ist was passiert?«

»Ja.« Der Waldläufer nickte bekümmert. »Ich hab schlechte Nachrichten, Morwena!«

Pater Dominikus gehörte dem Dominikanerorden an, dessen Sitz schon seit Jahrhunderten das Kloster »Zum Heiligen Stein« war, rund zwanzig Kilometer von Hinterthur entfernt in einem einsamen Tal ohne Bus- oder Bahnanbindung gelegen. Nur eine schmale Landstraße führte zu der Abtei, und so standen die Freunde vor der Frage, wie sie dort hingelangen sollten.

Kevin hatte den rettenden Einfall. Kurzerhand wies er Konrad Köpfer an, sie »Zum Heiligen Stein« zu chauffieren. Überraschenderweise fügte



sich der Hausdiener ohne Widerspruch. Er zeigte zwar alles andere als Begeisterung, dennoch wagte er offenbar nicht, sich Kevins Anordnungen zu widersetzen. Schließlich war der ein Neffe seines Dienstherrn, und Maximilian Longolius hatte ihn ausdrücklich angewiesen, den jugendlichen Gästen stets behilflich zu sein.

Trotz der kurzen Entfernung dauerte die Fahrt zum Kloster fast eine Dreiviertelstunde. Die Straße war nicht nur sehr schmal, sondern schlängelte sich auch fast serpentinartig hinauf in das kleine Hochtal, in dem die Dominikaner im Mittelalter ihren Sitz errichtet hatten. Kurve reihte sich an Kurve, und die Fahrbahn war weder geräumt noch gestreut. Die fest gefahrene Schneedecke war spiegelglatt, und so ging es nur im Schnecken tempo voran.

Die Abtei lag am Ende des Talkessels, an einem kleinen See, der vollständig zugefroren war. Helle Sonnenreflexe tanzten auf der verharschten Eisfläche. Ein Kirchturm mit Zwiebelspitze überragte die Klostergebäude, die von einer hohen Mauer umgeben waren.

Während Konrad Köpfer den 3er BMW im Talgrund beschleunigte und nun geschwind auf ihr Ziel zuhielt, blickte Lukas die Freunde hintergründig lächelnd an. »Wisst ihr eigentlich, warum ein Kloster ›Kloster‹ heißt?«, fragte er betont beiläufig. Sein Grinsen allerdings verriet, dass er weder Laura noch Kevin die richtige Antwort zutraute.

Laura zog eine Schnute und bedachte den Bruder mit einem misstrauigen Blick. Kevin dagegen zuckte nur ratlos mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Die Bezeichnung ›Kloster‹ leitet sich vom lateinischen *claustrum* ab«, begann Lukas zu dozieren. »Es bedeutet soviel wie ›verschlossener Ort‹ – weil die verschiedenen Bauten eines Klosters, wie die Kirche, die Wirtschaftsgebäude und die Wohnräume der Schwestern oder Brüder, in der Regel von einer Mauer eingeschlossen sind. Womit natürlich verhindert werden soll, dass Leute das Klostergelände betreten, die dort nichts zu suchen haben.«

»Na, super! Wollen wir hoffen, dass wir wenigstens reinkommen.« In Lauras Stimme schwang Ärger mit. Sie konnte es einfach nicht ausste-



hen, wenn ihr Bruder sich wie ein wandelndes Lexikon aufführte und mit seinem Wissen protzte. »Aber falls man uns doch den Zutritt verweigert, wird dir Super-Kiu ja ganz bestimmt eine Lösung einfallen!«

Lukas grinste wie ein Lama – er freute sich diebisch, dass es ihm einmal mehr gelungen war, die Schwester auf die Palme zu bringen.

Die Straße endete direkt vor der Abtei. Konrad lenkte den Wagen auf den leeren Parkplatz neben der hohen Mauer. Er war gerade groß genug, um die Autos der wenigen Touristen zu fassen, die das Kloster in den Sommermonaten besuchten. In der kalten Jahreszeit verirrte sich offensichtlich kaum jemand an den abgeschiedenen Ort.

Konrad Köpfer stellte den Motor ab und drehte sich zu seinen Fahr­gästen um. »Möchten die Herrschaften, dass ich sie begleite?«

Kevin blickte Laura fragend an, doch die schüttelte rasch den Kopf – das fehlte gerade noch, dass der neugierige Kerl hinter ihnen herschnüffelte!

»Nein danke, Konrad«, beschied Kevin den Hausdiener.

Dann stiegen die Freunde aus.

Die Luft war kalt und klar, und die schneebedeckten Gipfel der Berge, die das Tal säumten, glänzten matt in der Nachmittags­sonne. Eine fast paradisische Stille lag über der Abtei. Nur das fröhliche Gezeter der Vögel drang an Lauras Ohr. Sie turnten im kahlen Geäst der hohen Bäume herum, die den Parkplatz säumten.

Ein stabiles Holztor versperrte den Eingang des Klosters. Gleich daneben befand sich in der Mauer eine Tür mit einer kleinen Luke, die jedoch geschlossen war. Kurzerhand packte Laura das geschmiedete Klopfeisen, das darunter hing, und hämmerte gegen die Pforte. Ein metallisches Geräusch zerriss die nachmittägliche Stille.

Nur Augenblicke später näherten sich Schritte, Schuhe knirschten auf Kies. Das Schaben eines Riegels war zu hören, die Luke wurde geöffnet, und ein mond­förmiges Mönchsgesicht tauchte darin auf. »Was ist euer Begehrt, meine Kinder?«, erkundigte sich der Ordensbruder mit hoher Stimme, die eher zu einem Knaben als zu einem erwachsenen Mann passte.



Laura lächelte ihn freundlich an. »Wir möchten zu Pater Dominikus.«

Die Miene des Pfortners bewölkte sich. »Und – was wollt ihr von unserem Bruder Bibliothekar?«

»Ähm«, stotterte Laura überrascht. Nicht im Traum hätte sie damit gerechnet, dass man ausgerechnet einem Blinden die Klosterbibliothek anvertraut hatte! Zunächst wollte ihr keine plausible Antwort einfallen, doch dann kam ihr eine Idee. »Unser Direktor, Professor Aurelius Morgenstern, meint, der Pater könne uns vielleicht helfen.«

Ein strahlendes Lächeln erhellte das feiste Gesicht. »Wohl denn, wenn das so ist, dann wollen wir euch nicht länger warten lassen«, säuselte der Portarius besänftigt. Damit wurde die Luke geschlossen, das Geräusch eines sich im Schloss drehenden Schlüssels war zu hören, und die Pforte schwang knirschend auf. Mit einer einladenden Geste wies ihnen der Ordensmann den Weg ins Innere. »Tretet ein, meine Kinder, und seid willkommen im Namen unseres Herrn.«

Höflich erwiderten die Freunde den Willkommensgruß. »Danke, das ist sehr freundlich von Ihnen«, fügte Laura noch hinzu, während sie das Mönchlein musterte.

Es sah aus, als sei es direkt einem Werbespot für einen wohlschmeckenden Kräuterlikör oder eine geheimnisvolle Naturarznei entsprungen: Sein Kopf mit den roten Pausbacken thronte übergangslos auf dem gedrungenen Körper, der fast ebenso breit wie groß war. Die Kutte aus dunkelbrauner Wolle spannte sich über die mächtige Wölbung des Bauches, und fast hatte es den Anschein, als würde die dicke Kordel, mit der der Mann gegürtet war, nicht nur das Ordensgewand zusammenhalten, sondern auch den Leib am Platzen hindern.

»Wenn ihr mir bitte folgen würdet?« Damit drehte Bruder Pfortner sich um und watschelte wie eine plattfüßige Ente davon.

Die Freunde folgten ihm auf dem Fuß. Die Schläge der Turmuhr verkündeten die dritte Mittagstunde, während sie den kiesbedeckten Hof überquerten. Er war von der schlichten Klosterkirche und dreistöckigen Gebäuden begrenzt, die wohl die Wohn- und Schlafräume der Mönche beherbergten. Schon nach wenigen Metern gelangten sie an eine



schmale Tür, die in einen Kreuzgang führte.

Während die Freunde wortlos dahinschritten, hielten ihre Tritte durch das Halbdunkel des Ganges. Zu ihrer Linken befanden sich Gebäudemauern, in die in regelmäßigen Abständen Nischen eingelassen waren. Statuen aus Stein und Gips zierten sie, vermutlich Heilige und fromme Brüder, die in der Geschichte des Ordens eine besondere Rolle gespielt hatten. Auf der anderen Seite des Ganges gab eine Säulenreihe den Blick auf einen geräumigen Innenhof frei. Im Sommer mochten die schmalen Wege, die wahrscheinlich durch Blumenbeete und gepflegte Rasenflächen führten, zum Spaziergang einladen. Doch nun war alles von einer dicken Schneedecke bedeckt, sodass Laura die Augen recht schnell wieder abwandte und sie erwartungsvoll auf den dicken Mönch heftete, der vor ihnen herwatschelte.

Vor einer Holztür mit schmiedeeisernen Beschlägen blieb ihr Führer stehen und drehte sich um. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn, und sein keuchender Atem war zu hören. Ehrfürchtig zog er die Brauen hoch. »Die Bibliothek«, sagte er fast feierlich, bevor er die Tür öffnete und die Besucher mit einer ausholenden Geste zum Eintreten aufforderte.

Laura schritt den beiden Jungen voran. Der Saal, der sich vor ihr auftat, war in ein schummriges Dunkel gehüllt. Zunächst nahm sie nur ein gelbes Leuchten in einer entfernten Ecke wahr. Nach einigen Sekunden, als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, konnte sie Einzelheiten erkennen. Ein hohes Deckengewölbe spannte sich über endlose Reihen alter Holzregale, die Tausende und Abertausende von Büchern, Dokumenten und Folianten enthalten mussten. Auch die Wände der Bibliothek waren bis zur Decke mit gefüllten Bücherregalen bedeckt.

Bruder Pausbacke zog die Tür sorgfältig hinter sich zu. »Pater Dominikus wird jedes Mal fuchsteufelswild, wenn jemand die Tür länger offen stehen lässt als nötig«, raunte er. »Er behauptet, die feuchte Luft aus dem Freien sei ungemein schädlich für die wertvollen Schriften!« Dann schritt er zielstrebig auf die gelb schimmernde Ecke des Raumes zu.

Der Geruch von altem Pergament und Leder stieg Laura in die Nase.



Als sie endlich um die letzte Regalreihe bogen, bemerkte sie, dass das gelbe Leuchten von einer schlichten Lampe über einem hölzernen Tresen herrührte. Er ähnelte dem Ausleihetresen in der Bibliothek vom Internat Ravenstein. Nur dass sich dahinter natürlich kein hühnergeiergesichtiges Fräulein Bröselsam aufhielt, sondern zwei Männer, die an ihren Gewändern unschwer als Mönche zu erkennen waren.

Dicht nebeneinander waren sie über Schriftstücke gebeugt, die vor ihnen lagen. Als sie die Besucher hörten, hoben sie die Köpfe. Trotz des Ordensgewandes erkannte Laura Pater Dominikus sofort, zumal der Blinde den rechten Arm eingegipst in einer Schlinge trug. Er hatte das eisgraue Haupt leicht zur Seite geneigt und ihnen das linke Ohr zugewandt. Logisch, ging es Laura durch den Kopf. Blinde orientieren sich mit Hilfe des Gehörs.

Der hoch gewachsene Mann an seiner Seite wies mit seinen hageren Gesichtszügen eine verblüffende Ähnlichkeit mit Saruman auf, dem bösen Zauberer aus »Der Herr der Ringe«. Seinem Gewand nach zu urteilen, handelte es sich um einen ranghöheren Mönch. Das Kreuz an seiner Halskette schimmerte golden im spärlichen Licht. Es war mit Edelsteinen besetzt, in denen sich das warme Gelb der Beleuchtung brach.

Der Pförtner verbeugte sich demütig. »Verzeiht, ehrwürdiger Bruder Abt. Wenn ich gewusst hätte, dass Ihr hier seid, dann –«

»Schon gut, Bruder Anselm«, unterbrach der Vorgesetzte ihn, während er Laura und die beiden Jungen mit unverhohlener Neugier musterte. »Was gibt es denn so Wichtiges?«

Bruder Anselm blickte den Vorsteher des Klosters unterwürfig an. »Die Kinder möchten Pater Dominikus sprechen.«

»Tatsächlich? Kennt Ihr die jungen Leute, Pater Dominikus?«, fragte der Abt streng.

»Wie vermöchte ich das zu sagen?«, antwortete der Blinde und wandte sich an die Besucher. »Was kann ich für euch tun?«

Während Pförtner Anselm sich nach einer erneuten Verbeugung zurückzog, trat Laura näher an den Bibliothekar heran und räusperte sich.



»Ähm... Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern«, begann sie. Einen Moment hatte sie den Eindruck, als erkenne der Pater sie an der Stimme. Doch der Anflug eines Lächelns, den sie für die Dauer eines Wimpernschlages auf seinem gütigen Altmännergesicht zu bemerken glaubte, machte umgehend einer abweisenden Miene Platz.

Eigenartig!

Was hatte das zu bedeuten? Aber vielleicht täuschte sie sich ja. Leicht irritiert fuhr das Mädchen fort: »Wir sind uns begegnet, als Sie sich den Arm gebrochen haben, bei dem Unfall neulich. Ich hab mit Ihnen auf den Krankenwagen gewartet, und bei der Gelegenheit haben Sie zu mir gesagt, dass ich das Siegel der Sieben Monde su –«

»Das Siegel der Sieben Monde?«, unterbrach der Pater Laura schroff, während der Abt sie aus schmalen Augen lauernd beobachtete.

»Ja, genau.«

»Das ist unmöglich!« Die Stimme des Blinden klang plötzlich harsch. »So ein Siegel kenne ich gar nicht!«

Laura war perplex. »Nein?«

Der Pater schüttelte das ergraute Haupt. »Nein.«

»Aber –« Mehr brachte Laura vor Verblüffung nicht heraus. Mit offenem Mund starrte sie den Blinden an, der sich nun an den Mönch neben ihm richtete. »Habt Ihr jemals von einem solchen Siegel gehört, Bruder Abt?«

»Nicht dass ich wüsste – oder sollte ich?«

Mit ausdrucksloser Miene beantwortete der Blinde die Frage des Vorgesetzten. »Wie vermag ich das zu sagen, wenn ich selbst nicht weiß, worum es sich handelt?« Er zog die Stirn kraus. Es machte Laura ganz nervös, dass seine toten Augen nicht direkt auf sie gerichtet waren. Der leere Blick ging vielmehr an ihr vorbei in eine unbestimmte Ferne. »Tut mir wirklich Leid... ähm... wie war noch mal dein Name?«

»Laura.«

»Ah, ja. Ich fürchte, du hast dich verhört, Laura!«

Luras Verwirrung wuchs. Sie erinnerte sich ganz genau, dass Pater Dominikus sie nach dem Unfall mit ihrem Namen angesprochen hatte.



Warum gab er nun vor, sie nicht zu kennen? Und warum bestritt er, dass er das Siegel erwähnt hatte?

Merkwürdig.

»Du warst wahrscheinlich sehr aufgeregt, Laura«, fuhr Pater Dominikus fort, als habe er ihre Gedanken gelesen. »Man wird schließlich nicht jeden Tag Zeuge eines Unfalls. Da kann man schon mal einiges durcheinander bringen«, sagte er entschieden und wandte den Kopf zu dem Abt. Dann sprach er wieder in Lauras Richtung und lächelte freundlich. »Vielen Dank noch mal, dass du dich so lieb um mich gekümmert hast. Ich bin mir sicher, dass der Herr es dir eines nicht allzu fernen Tages vergelten wird. Aber für heute müsst ihr uns entschuldigen. Der ehrwürdige Abt Gregor ist nur gekommen, um mit mir die Liste der Neubestellungen durchzugehen. Ich will seine kostbare Zeit nicht unnützlich in Anspruch nehmen, zumal er sich nächste Woche anderen Aufgaben widmen muss. Findet ihr alleine nach draußen, oder soll ich den Bruder Pfortner rufen lassen?«

»Nein, danke, nicht nötig«, antwortete Laura verwirrt.

Als Laura ins Freie trat, war ihr schwindelig. Rasch atmete sie durch. Die frische Luft tat ihr gut, vermochte das Durcheinander in ihrem Kopf allerdings nicht zu beseitigen. Sollte sie sich tatsächlich so geirrt haben? Natürlich: Professor Morgenstern hatte sie eindringlich gewarnt, dass die Dunklen Mächte alles daran setzen würden, ihr das Leben so schwer wie möglich zu machen. Und das mit allen Mitteln. Laura wusste, dass sie sich hervorragend darauf verstanden, einem Trugbilder vorzugaukeln. Insbesondere, wenn man sich eine Sache so sehnlichst wünschte, dass man an nichts anderes mehr dachte. Aber das war es gerade, was sie so stutzig machte: Von dem Siegel der Sieben Monde hatte sie doch noch nie etwas gehört, bevor der Mönch sie darauf angesprochen hatte.

Das ergab doch gar keinen Sinn!

Oder doch?

Gedankenverloren steuerte Laura auf eine Steinbank in einer Mauer-
ecke zu und ließ sich darauf nieder. Sie fühlte sich völlig leer.

Kevin setzte sich neben sie und schaute sie mitleidig an. »Tut mir



Leid«, sagte er. »Du musst dich tatsächlich verhört haben. Vielleicht warst du wirklich zu aufgeregt?«

Laura schluckte und senkte den Kopf. »Sieht ganz danach aus.«

Lukas jedoch zog die Stirne kraus. »Ich weiß nicht so recht«, sagte er, »irgendwie kam mir dieser Auftritt ziemlich merkwürdig vor.«

Überrascht hob Laura den Kopf. »Meinst du Pater Dominikus?«

»Exaktenau. Klang reichlich wirr, was der von sich gegeben hat.«

»Wieso denn das?«, wollte Kevin wissen. »Vielleicht hat Laura sich tatsächlich geirrt?«

»Möglich wär's schon – aber dann hätte es doch genügt, wenn der Mönch schlichtweg gesagt hätte: *Sorry*, Mädchen, aber du täuschst dich. Warum in aller Welt sondert er dann eine ganze Litanei ab, die für uns nicht von geringstem Interesse ist?«

Kevin war anzusehen, dass er keine Ahnung hatte, worauf Lukas anspielte. Laura jedoch war plötzlich ganz Ohr, und es dämmerte ihr schlagartig, worauf der Bruder hinauswollte. »Natürlich, Lukas, du hast Recht.« Sie strahlte. »Eigentlich hatte Pater Dominikus nicht den geringsten Grund, uns zu erzählen, weshalb der Abt zu ihm gekommen ist –«

»Eben!«, fiel Lukas ein und grinste zufrieden.

» - und dass der sich nächste Woche mit anderen Dingen beschäftigen muss.«

»Du sagst es!«, bekräftigte der Bruder, und sein Grinsen wurde breiter.

»Tut mir Leid, aber ich verstehe nur Bahnhof.«

Diesmal kam Laura dem Bruder mit der Erklärung zuvor. »Ganz einfach, Kevin – offensichtlich wollte Pater Dominikus mir klar machen, dass er in Gegenwart seines Vorgesetzten nicht reden kann und ich deshalb nächste Woche wiederkommen soll, wenn Abt Gregor unterwegs ist.«

»Alles, was recht ist, Laura, aber das ist doch reine Spekulation, oder?«

»Schon möglich. Allerdings – wenn man das seltsame Verhalten des Paters in diesem Licht betrachtet, ergibt es plötzlich einen Sinn.«

»Sag ich doch!«, kommentierte Lukas sichtlich vergnügt.



Kevins Zweifel schienen jedoch noch nicht vollständig ausgeräumt. »Und wie konnte der Pater sicher sein, dass ihr die richtigen Schlüsse aus seinen Worten zieht? Selbst Sherlock Holmes war damit wahrscheinlich überfordert gewesen!«

»Sherlock Holmes vielleicht!« Lukas lächelte so selbstzufrieden, dass Laura glaubte, eingreifen müssen.

»Schon okay, Lukas«, sagte sie deshalb. »Jedenfalls –« Plötzlich brach sie ab. Ihr Gesicht verfinsterte sich, während sie mit zusammengekniffenen Augen zum gegenüberliegenden Teil des Kreuzganges starrte.

Lukas blickte sie verwundert an. »Was ist denn los?«

Verstohlen deutete das Mädchen zur anderen Seite und neigte sich dem Bruder zu. »Da drüben war was«, flüsterte es ihm ins Ohr. »Ich hab einen Schatten gesehen, der hinter den Säulen entlangehuscht ist.«

»Sicher?«

»Ganz sicher. Sieht ganz so aus, als würde uns jemand verfolgen. Lasst uns abhauen, schnell!«





Kapitel 7 Die List der E Levin

lienor starrte den Waldläufer ungläubig an. »Diese Wunschgaukler locken die Kinder mit falschen Versprechen – um sie am Ende an Borboron zu verkaufen?«

Silvan nickte bekümmert. »Ja.«

»Aber – wie ist das möglich?«

Morwena schaltete sich ein. »Ganz einfach: Sie versprechen ihnen zunächst das Blaue vom Himmel herunter. Erzählen ihnen, dass sie es ganz toll haben werden, wenn sie sich ihnen anschließen. Gaukeln ihnen vor, dass sie nichts als Aufregung, Abenteuer und grenzenloser Spaß erwartet, dass alle ihre Wünsche in Erfüllung gehen und all ihre Probleme verschwinden. Klingt doch gut, oder nicht?«

»Das schon«, antwortete Alienor nachdenklich. »Aber eigentlich müsste jeder wissen, dass das nicht stimmen kann.«

Ein bekümmertes Lächeln huschte über das stoppelbärtige Gesicht des Waldläufers. »Du hast Recht. Eigentlich müsste das jeder wissen, aber allzu viele wollen das einfach nicht wahrhaben. Besonders in den westlichen Regionen unseres Planeten fallen immer mehr auf die Wunschgaukler herein, und wer sich erst einmal freiwillig in ihre Fänge begeben hat, bemerkt schon bald nicht mehr, was mit ihm geschieht. Die Verführer sind nicht nur nett und freundlich, sondern auch äußerst geschickt darin, von ihren wahren Absichten abzulenken und sie durch falsche Versprechen zu ersetzen. Je länger man sich ihrem Einfluss hingibt, desto schwieriger wird es, sich ihnen wieder zu entziehen. Mit der Zeit merken die Unglücklichen gar nicht mehr, dass sie betrogen werden.



Dass sie vorgegaukelten Wünschen aufsitzen und dadurch den eigenen Willen verlieren. Die meisten merken gar nicht, dass sie am Ende in der Sklaverei landen!«

»Stimm!«, meldete die alte Eileena sich zu Wort. »Habe ich selbst erlebt, als ich in der Dunklen Festung war. Keiner von denen, die in die Fänge der Wunschgaukler geraten waren, hat sich gegen sein Schicksal gestemmt. Alle haben völlig willenlos gemacht, was man ihnen befohlen hat.«

»Aber...« Alienor war fassungslos. »Das kann doch nicht sein! Das gibt es doch nicht!«

»Leider doch.« Das Gesicht der Heilerin war sehr ernst. »Wenn man sich lange genug von anderen erzählen lässt, was angeblich wichtig für einen ist, anstatt selbst darüber nachzudenken, wird man blind für die Wirklichkeit. Deshalb zählen diese Wunschgaukler auch zu den gefährlichsten Verbündeten des Schwarzen Fürsten und sind immer gern gesehene Gäste auf seiner Burg. Besonders wenn sie neue Sklaven mitbringen.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Ist das nicht schrecklich?«

Das blonde Mädchen antwortete nicht mehr, sondern blickte Morwena nur aus großen Augen an. Nicht weil es über die große Gefahr nachdachte, die diese Wunschgaukler darstellten. Alienor war vielmehr eine verwegene Idee gekommen.

Laura warf immer wieder prüfende Blicke in die Runde, während sie mit Lukas und Kevin auf die Pforte zueilte, die aus dem Kreuzgang hinaus in den Klosterhof führte. Sie konnte aber niemanden entdecken. Ob die Nerven ihr einen Streich gespielt hatten und sie sich einmal mehr getäuscht hatte?

Die drei waren nur noch wenige Schritte von der Tür entfernt, als plötzlich eine Gestalt aus dem Schatten einer Säule trat und sich ihnen in den Weg stellte. Laura erschrak und blieb stehen, ihren Begleitern entfuhrn Laute der Überraschung.



Dann jedoch erkannte sie, dass es sich bei dem Unbekannten um einen Jungen handelte, vermutlich ein Novize, der kaum älter war als sie.

Laura hatte ihn noch nie zuvor gesehen, und doch kam er ihr auf seltsame Weise vertraut vor. Er war groß und schlank, die blonde Wuschelmähne hing ihm in die Stirn, und die Augen in dem ebenmäßigen Gesicht waren von dem gleichen strahlenden Blau wie die ihren und die ihres Bruders. Auffällig jedoch war seine Kleidung: Die sackartige Hose und die altmodische Jacke passten nicht zusammen und hatten erst recht nichts Klösterliches an sich. Sie schienen aus einer Altkleidersammlung zu stammen.

Der Blonde schaute sich vorsichtig um, als wolle er sich vergewissern, dass niemand sie beobachtete. »Fürchtet euch nicht«, sprach er die Freunde dann mit sanftem Lächeln an. »Nicht das geringste Unheil droht euch von mir.«

Laura verzog verwundert das Gesicht. Merkwürdig, dachte sie. Warum spricht der so komisch?

»Du bist Laura, richtig?«, fuhr der Junge fort. »Komm mit, ich habe eine Botschaft für dich.« Rasch zog er sich in eine nahe Mauernische zurück, in deren Halbdunkel er offensichtlich Schutz vor neugierigen Blicken suchte.

»Geht bitte schon vor zum Auto«, flüsterte Laura Kevin und Lukas zu.

Lukas blickte die Schwester entgeistert an. »Aber – du willst doch nicht etwa –«

»Doch – genau das will! Du hast doch gehört, was er gesagt hat: Er hat eine Botschaft für mich!«

»Und wenn es eine Falle ist?« Lukas klang höchst besorgt. »Kevin und ich sollten lieber auf dich aufpassen. Du weißt doch gar nicht, ob du ihm vertrauen kannst!«

»Doch, das weiß ich.«

»Das ist doch Unsi –«

»Ich fühle es einfach«, schnitt Laura dem Bruder das Wort ab, »auch wenn du das nicht verstehen kannst. Aber wenn es euch lieber ist, dann bleibt einfach hier.« Damit ließ sie die Freunde stehen und folgte dem



geheimnisvollen Blondschofp in die Nische.

Der Junge schenkte Laura einen freundlichen Blick. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben«, beruhigte er sie mit sanfter Stimme.

»Ich weiß.« Wieder stieg das Gefühl der Vertrautheit in Laura auf, stärker als zuvor. Ihr war, als habe sie ihn nicht erst vor wenigen Augenblicken zum ersten Mal getroffen. Es schien ihr vielmehr, als würden sie sich schon seit Tausenden von Jahren kennen. Was natürlich vollkommen absurd war.

Aber vielleicht gab es ja auch dafür eine Erklärung?

»Gehörst du auch zu den Wächtern?«

»Zu den Wächtern?« Ein geheimnisvolles Lächeln legte sich auf das Gesicht des Unbekannten. »Nein, Laura, ich bin kein Wächter – aber so was Ähnliches.«

So was Ähnliches? Was konnte er damit meinen?

Der Blonde ließ Laura jedoch keine Zeit zum Nachdenken. »Pater Dominikus schickt mich«, fuhr er fort. »Er bittet sein Verhalten zu entschuldigen, aber es war ihm einfach nicht möglich, in Anwesenheit des Abtes zu reden.«

Also doch!

Lukas und sie hatten Recht gehabt!

»Der Pater bittet dich, ihn in einer Woche wieder aufzusuchen. Der Abt wird dann nicht im Kloster weilen, und Pater Dominikus kann dir in aller Ruhe erklären, was du wissen musst.«

Laura fühlte grenzenlose Erleichterung. »In Ordnung«, sagte sie. »Du kannst ihm bestellen, dass ich komme.«

Obwohl es Laura widerstrebte, fühlte sie, dass das Gespräch beendet war. Sie wollte sich gerade abwenden, als sie eine Bewegung unter der abgerissenen Jacke des Jungen wahrnahm. Der Stoff beulte sich aus, irgendetwas wuselte unruhig darunter herum. Fiepende Laute waren zu hören, wie die eines Rehkitzes, und gleich darauf reckte ein Tierchen den Kopf aus der Jacke und sah das Mädchen aus schwarzen Knopfaugen an.

»Wirst du wohl Ruhe geben, Schmatzfraß!«, schalt der Junge das neugierige Wesen, strich ihm aber zärtlich über den pelzbedeckten Kopf.



Was für ein seltsamer Name!, dachte Laura verwundert. Schmatzfraß. Ebenso seltsam wie lustig. Ihre Verwunderung wuchs allerdings ins Unermessliche, als der unruhige Geist nun vollständig hervorkam. Ein solch sonderbares Tier hatte Laura noch nie gesehen. Mit seinem schwarzweiß geringelten Fell, dem langen buschigen Schwanz, der spitzen Schnauze und den dunklen Flecken um die Augen glich es einem Waschbären. Allerdings nur auf den ersten Blick, denn das Tierchen besaß zudem Flügel! Dünnhäutige Fledermausflügel, die auf seinem Rücken gefaltet waren.

Der Blonde, dem Lauras Staunen nicht verborgen geblieben war, ließ ein belustigtes Lachen hören. »Sieht ganz so aus, als hättest du noch nie einen Swuupie gesehen.«

Entgeistert starrte das Mädchen ihn an. »Einen – was?«

»Einen Swuupie. Schmatzfraß ist ein Swuupie.«

»Ah, ja, natürlich.« Ohne den Blick abzuwenden, lächelte Laura verwirrt. Ein Swuupie – was in aller Welt war ein *Swuupie*?

»Bis nächste Woche also.« Der Junge hob die Hand zum Abschied. »Ich freue mich auf unser Wiedersehen, Laura.« Damit schritt er davon.

Er war schon mehr als fünf Meter entfernt, als Laura endlich aus ihrer Erstarrung erwachte. »Ähm!«, rief sie dem Jungen hinterher.

»Ja?«

»Wie... wie heißt du eigentlich?«

»Alarik«, antwortete der Junge lächelnd, um dann ohne ein weiteres Wort seinen Weg fortzusetzen.

»Alarik?«, wiederholte Lukas verwundert, während sie den Hof überquerten und auf die Pforte zugingen. »Was für ein seltsamer Name!«

»Du sagst es.« Laura blickte den Bruder aufgeregt an. »Und was noch viel seltsamer ist: Hast du je von einem Swuupie gehört?«

»Einem Swuupie? Was soll das denn sein? Eine Comicfigur? Oder ein neues Erfrischungsgetränk?«

»Weder noch. Obwohl: Mit der Comicfigur liegst du gar nicht so falsch. Ein Swuupie ist ein kleines Pelztier und sieht so merkwürdig aus, als habe es sich tatsächlich ein Comiczeichner ausgedacht.«



Lukas legte die Stirn skeptisch in Falten. »Komisch, dass ich nie was davon gehört habe. Dabei gehört Biologie, und insbesondere die Zoologie, zu meinen Spezialgebieten.« Doch selbst Lauras eingehende Beschreibung löste bei ihm keinerlei Erinnerung an ein ihm bekanntes Tier aus, und so musste Lukas sich schließlich geschlagen geben. »*Sony*. Aber ich kann dir nicht weiterhelfen.«

Natürlich hatte auch Kevin keine Ahnung, um was für ein Tier es sich dabei handeln konnte.

Mittlerweile waren sie an der Pforte angekommen. Als sie das Kloster verlassen wollten, mussten sie feststellen, dass die Tür verschlossen war. Allerdings dauerte es nur wenige Augenblicke, bis der kugelförmige Bruder Pförtner aus dem angrenzenden Gebäude trat und ihnen aufsperrte.

»Bitte bestellt Professor Morgenstern einen schönen Gruß von mir«, gab er den Freunden mit auf den Weg. »Vergesst es bitte nicht! Der alte Herr ist immer so nett und hat stets ein freundliches Wort für mich.«

Laura musste es dem Mönchlein dreimal versprechen, bevor der Dike sie endlich gehen ließ.

Während sie zum Parkplatz marschierten, stieg ein beunruhigender Gedanke in Laura auf: Wenn der Portarius den Professor so gut kannte, dann musste Aurelius Morgenstern ein häufiger Gast im Kloster sein. Aber warum hatte der Direktor ihr nichts davon erzählt und das Siegel der Sieben Monde und seine besondere Kraft noch mit keinem Wort erwähnt?

Seltsam – oder?

Im selben Moment befahl Laura eine merkwürdige Unruhe, und das Gefühl der Geborgenheit, das sie in der Gegenwart von Alarik verspürt hatte, war plötzlich wie weggewischt. Laura spürte, dass große Gefahren lauerten, und mit einem Mal war sie nicht mehr sicher, ob sie diesen auch gewachsen sein würde.

Das Steppenpony wieherte, als Alienor sich in den Sattel schwang. »Brav, Brauner«, beruhigte sie das nervöse Tier. »Schön brav. Wir wollen deinen Herrn suchen!«



Als habe es das Mädchen verstanden, wieherte das Pony erneut und setzte sich dann in Bewegung.

Alienor ritt hinaus auf den Hof der Gralsburg und blickte zum nächtlichen Himmel, an dem hell und rund die beiden Monde von Aventerra standen und ihr warmes Licht auf den ältesten der alten Planeten ergossen. Gut, dachte die E Levin, dann kann ich die ganze Nacht hindurch reiten – vorausgesetzt, die Wache lässt mich passieren.

Mit klopfendem Herzen lenkte sie den Braunen auf das große Tor von Hellunyat zu.

Sie war kaum am Portal angelangt, als der Torwächter aus dem Wachhäuschen trat. »Halt! – Was hast du vor, Alienor?«

Das Mädchen kannte den Mann. Vor einem Mond hatte es ihn gepflegt, als er mit schlimmen Magenkrämpfen in den Krankentrakt gebracht worden war. »Wonach sieht es denn aus, Galano?« Alienor mühte sich, ruhig zu bleiben, konnte jedoch nicht verhindern, dass ihre Stimme zitterte. »Ich will einen Ausritt machen, das siehst du doch!«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber daraus wird nichts. Ritter Paravain hat angewiesen, strengstens darauf zu achten, dass nach Einbruch der Dunkelheit nur bewaffnete Ritter die Burg verlassen!«

»Ach, tatsächlich?« In ihrer Aufregung klang die E Levin ungewohnt schnippisch. »Und Morwena hat mich angewiesen, Misteln zu schneiden im Raunewald.«

Doch Galano blieb stur. »Damit wirst du wohl bis morgen warten müssen.«

»Aber – wir brauchen sie dring –«

»Nichts zu machen!«, fiel der Wächter ihr barsch ins Wort. »Befehl ist Befehl – und Paravain reißt mir den Kopf ab, wenn ich ihn nicht befolge.«

Alienor kannte die Anweisung des Weißen Ritters ebenso gut wie der Torwächter. Aber sie musste aus der Burg, koste es, was es wolle! Sie musste den Mann dazu bringen, sie passieren zu lassen – nur wie?

»Äh«, hob sie an. »Ich verstehe dich ja, Galano, doch ich kann nicht bis morgen warten.«



»Und wieso nicht?«

»Weil... Äh... Weil Misteln ihre volle Heilkraft nur dann entfalten, wenn sie beim Licht des Mondes geschnitten werden!«

»Ach.« Der Mann wirkte nachdenklich. »Wirklich?«

»Wirklich!« Alienor bemühte sich um einen überzeugenden Ton. »Du erinnerst dich doch an die schrecklichen Krämpfe, die dich neulich geplagt haben.«

Galano verzog gequält das Gesicht. »Hör mir bloß auf!«

»Der Trank, der deinem Leiden Linderung verschafft hat, wird aus Misteln gebraut. Aus Misteln, die im Mondlicht geschnitten werden. Sonst wirkt er nämlich nicht, und dich würden vielleicht heute noch Schmerzen quälen.«

»Hmm«, brummte der Torwächter und rieb sich das Kinn.

»Wenn du mich nicht in den Raunewald lässt, kann Morwena keinen neuen Sud aufsetzen, und der Nächste, dem das Gleiche widerfährt wie dir, Galano, wird schlimmste Pein erdulden müssen. Das willst du doch nicht, oder?«

Der Wächter starrte sie ratlos an, trat aber dann zur Seite. »Nun reite schon, Alienor«, sagte er. »Aber kein Wort zu Paravain, versprochen?«

»Natürlich nicht!« Alienor lächelte und trieb das Steppenpony mit einem leichten Schenkeldruck an. »Vielen Dank- und auf immer gute Gesundheit!« Damit hielt sie auf den Raunewald zu.

Galano blickte ihr nach. Er konnte nicht ahnen, dass er Morwenas Elevin für lange Zeit nicht wiedersehen würde.

Am nächsten Tag war der Urlaub von Familie Leander zu Ende. Gleich nach dem Frühstück brachen sie auf. Während Laura und Lukas sich von Kevin verabschiedeten, wartete Sayelle bereits ungeduldig auf dem Beifahrersitz des BMW, mit dem Konrad Köpfer sie nach Hohenstadt chauffieren sollte.

Am Himmel über Hinterthur hatten sich dunkle Wolken zusammengeballt, gerade so, als teile die Natur die Trübsal, die Laura erfasst hatte. Ihr war wehmütig ums Herz, denn die Zeit mit Kevin hatte Spaß ge-



macht. Sie würde ihn vermissen.

Hastig drückte sie dem Jungen die Hand. »Vielleicht können wir uns ja mal wiedersehen«, sagte sie mit belegter Stimme. »In den nächsten Ferien, oder so?«

»Natürlich.« Kevin lächelte gequält. Auch ihm schien der Abschied schwer zu fallen. »Aber vielleicht auch schon früher, wer weiß?«

Lukas zog die Stirn in Falten. »Was willst du damit andeuten?«

»Nichts.«

»Du sprichst in Rätseln, Mann«, brummte Lukas missmutig, bevor er sich auf die Rückbank des Wagens verzog. Laura folgte dem Beispiel des Bruders.

Die Stiefmutter drehte sich nach ihnen um, ungeduldig wie immer. »Kann es endlich losgehen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, startete Köpfer die Limousine. Laura wunderte sich ein wenig, dass Mister L nicht erschienen war, um sich von Sayelle zu verabschieden. Aber wahrscheinlich hatte er das bereits im Haus getan. Die Stiefmutter zierte sich offensichtlich, ihre Gefühle vor den Kindern zu zeigen. Doch Laura wusste auch so, was zwischen ihr und dem fast zwanzig Jahre älteren Mann ablief. Und das machte sie traurig. Sie konnte es einfach nicht ertragen, dass ihr Vater von Sayelle so schmäählich hintergangen wurde.

Während der BMW über die langgestreckte Auffahrt rollte, drehte die junge Frau sich noch mal nach den Geschwistern um. »Freut ihr euch auch schon auf zu Hause?«, fragte sie mit aufgesetztem Lächeln.

Die Antwort von Lukas war nicht zu verstehen, und auch Laura nuschelte nur ein wenig begeistertes »Ja, ja, natürlich« vor sich hin. Dabei freute sie sich wirklich auf ihr vertrautes Zimmer. Vor allem aber freute sie sich auf das Internat und all die Freunde und Vertrauten, die sie schon bald wiedersehen würde: Kaja Löwenstein, Professor Morgenstern, Mary Morgain, Percy Valiant, Attila Morduk – und wie sie sonst noch alle hießen.

Als sie endlich losfuhren, winkte Kevin ihnen nach. Laura und Lukas erwiderten seinen Abschiedsgruß, bis er ihren Blicken entschwunden



war. Laura hatte plötzlich das sichere Gefühl, dass sie ihn schon sehr bald wiedersehen würde. Mit einem Male spürte sie ein angenehmes Kribbeln im Bauch, und auch der dunkle Himmel schien sich etwas aufzuhellen.

Als am Tage darauf die Silhouette von Burg Ravenstein vor Laura auftrat, breitete sich das warme Gefühl von Geborgenheit in ihr aus. Es war ihr, als komme sie jetzt erst richtig nach Hause. Sie konnte es kaum erwarten, bis die Stiefmutter Lukas und sie endlich vor dem Internat absetzte und sich eilig verabschiedete.

Während der Mercedes-Kombi von Sayelle knirschend über die kiesbedeckte Einfahrt davonrollte, blieb Laura stehen und blickte sich um. Zahlreiche andere Ravensteiner, die gleich ihnen aus den Weihnachtsferien zurückkehrten, strebten auf den Eingang der vertrauten Burg zu. Unter ihnen entdeckte sie auch Philipp Boddin aus ihrer Klasse. Mr. Cool, wie er nur genannt wurde, hatte seine Gucci-Sonnenbrille auf der Nase und trug einen nagelneuen, superschicken Wintermantel, der sicherlich von einem Edelschneider stammte. Lautstark diskutierte er mit Alexander Haase, der seinen Bayernfanschal um den Hals geschlungen hatte, die neuesten Fußballergebnisse.

Natürlich hatte sich nichts verändert. Alles sah noch genauso aus wie vor den Ferien. Die drei Stockwerke umfassenden mittelalterlichen Burggebäude, deren dicke Mauern teilweise von Efeuranken überwuchert waren; der hoch aufragende Ostturm mit der zinnenbewehrten Aussichtsplattform; die moderne Turnhalle, die zur rechten Hand im weitläufigen Park lag; der Sportplatz, der Basketball-Court und der Skateboard-Parcours. Auch das mächtige Standbild des Grausamen Ritters schimmerte wie immer Furcht einflößend durch die Büsche und Bäume des Parks. Dabei stand das Monument aus grauem Granit, mit dem sich Reimar von Ravenstein, der Erbauer und Namensgeber der Burg, noch zu seinen Lebzeiten selbst ein Denkmal gesetzt hatte, ein gutes Stück vom Hauptgebäude entfernt. Doch selbst aus der Ferne löste der Anblick des steinernen Ritters kalte Schauer bei Laura aus. Die Erinnerung an die schrecklichen Begegnungen mit dem mordlüsternen Reimar in den Ta-



gen vor Weihnachten stieg sofort wieder in ihr auf und lähmte für einen Moment ihr Herz.

Laura atmete tief durch. Es ist vorbei, schalt sie sich im Stillen, um sich sogleich selbst Mut zu machen: Du hast seine Angriffe abgewehrt und brauchst keine Angst mehr vor ihm zu haben! Aber sie hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als ihr auch schon aufging, dass sie sich selbst täuschte. Nichts war vorbei, denn ihre große Aufgabe war längst noch nicht erfüllt. Sie würde auch weiterhin vor den Dunkeln auf der Hut sein müssen und vor dem Grausamen Ritter zittern. Und höchstwahrscheinlich würde ihr auch eine weitere Begegnung mit den unheimlichen Buchsbaumhunden nicht erspart bleiben.

Laura drehte den Kopf und warf einen prüfenden Blick zu den großen Büschen, die inmitten der Freifläche standen, die an die Auffahrt angrenzten. Albin Ellerking, der Internatsgärtner, hatte sie vor vielen Jahren kunstvoll in die Form riesiger Doggen geschnitten. Wie viele andere hatte auch Laura die grünen Skulpturen bewundert – bis diese eines Nachts plötzlich zum Leben erwacht waren und Jagd auf sie und ihre Freunde gemacht hatten. Nur mit knapper Not waren sie den reißenden Bestien entkommen, und das Mädchen fühlte, dass die nächste Begegnung mit den Monsterdoggen wahrscheinlich nicht so glimpflich enden würde.

Unwillkürlich warf sie einen Blick in die Runde, um nach dem Gärtner Ausschau zu halten. Doch von Ellerking war keine Spur zu entdecken. Was seltsam war, denn seit Laura in den Kreis der Wächter aufgenommen worden war, hatte sie stets den Eindruck gehabt, der knollenasige Mann mit den tiefgrünen Augen und den spitzen Ohren spioniere ihr stets und überall nach.

Nebeneinander schritten die Geschwister durch den Torbogen, der in den Innenhof der Burg führte. Während sie die gepflasterte Freifläche überquerten und auf die ausladende Treppe zuschritten, die zum Hauptportal führte, klang ihnen von allen Seiten ein freundliches Hallo entgegen. Laura grüßte zurück, ging zwischen den geflügelten Löwen hindurch und stieg die Stufen empor. Dabei warf sie einen Blick auf die



majestätische Säule, die das Dach über der Treppe stützte. Sie war mehr als fünf Meter hoch und in Form eines Riesen gestaltet. Dass er Portak hieß und zum Leben erweckt werden konnte, wusste außer Laura kaum ein Ravensteiner. Es war dem steinernen Giganten auch nicht anzusehen, dass er ein aufregendes Geheimnis barg. Scheinbar teilnahmslos starrte er mit verschmitztem Lächeln in eine unbestimmte Ferne. Laura war etwas enttäuscht, dass er ihr nicht freundlich zuzwinkerte, wie er es am Morgen ihres dreizehnten Geburtstages getan hatte. Damals hatte es ihr natürlich einen Riesenschreck versetzt, und sie hatte zunächst geglaubt, dass sie einer Sinnestäuschung erlegen war. Doch bald schon war sie eines Besseren belehrt worden. Zu ihrem Glück, denn ohne die Hilfe des reimenden Portak hätte sie die aufregende Suche nach dem Kelch der Erleuchtung nicht lebend überstanden. Und Kaja und Lukas natürlich auch nicht.

In der Eingangshalle wimmelte es von Ravensteinern. Auch Franziska Turini, Magda Schneider und Caro Thiele, allesamt Klassenkameradinnen von Laura, befanden sich darunter. Es herrschte ein vielschichtiges Stimmengewirr wie vor den Abfertigungsschaltern eines Flughafens. Die Schülerinnen und Schüler standen in Gruppen zusammen und tauschten ihre mehr oder weniger aufregenden Ferienerlebnisse aus.

Lauras erster Blick galt jedoch nicht den Mitschülern, sondern dem großen Ölgemälde an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand. Sie war erleichtert, dass es unverändert dahing. Silva, die hübsche bleiche Frau im weißen Gewand, stand auf ihrer Waldwiese und sah Laura todtraurig an, während der große schwarze Wolf reglos zu ihren Füßen ruhte.

Ein Glück!

Laura erinnerte sich schließlich nur zu gut daran, dass in den aufregenden Tagen vor der letzten Wintersonnenwende sich jede Veränderung auf dem Bild als schlechtes Omen erwiesen hatte. Danach war es jedes Mal zu einem gefährlichen Zwischenfall mit den Dunklen oder ihren Geschöpfen gekommen. Und darauf konnte sie sehr gut verzichten.

Der lange Flur im dritten Stock war menschenleer. Laura war noch



ein gutes Stück von ihrem Zimmer entfernt, als ihr bereits laute Musik entgegenschallte. Sie erkannte den Titel sofort: Robbie Williams schmachtete ihr sein »*Feel*« ins Ohr. Wobei – so übel fand sie den Titel gar nicht. Der schöne Robbie hatte schon viel schlechtere Songs gesungen.

Als sie die Tür öffnete, musste sie unwillkürlich grinsen: wie nicht anders zu erwarten war, ging Kaja Löwenstein ihren Lieblingsbeschäftigungen nach. Lesen und Schokolademampfen. Das pummelige Mädchen mit den roten Korkenzieherlocken saß mit angezogenen Knien auf dem Bett, den Rücken gegen die Wand mit den Walpostern gelehnt, und hielt ein Buch in der einen Hand, während es mit der anderen Schokostücke in sich hineinstopfte. Dabei hatte Kaja doch bestimmt erst vor einer halben Stunde gefrühstückt. Das Radio war so laut gestellt, dass sie selbst das Zufallen der Tür überhörte.

»Hallo, Kaja!«, rief Laura.

Die Freundin reagierte nicht.

»Haaloo!« Laura musste fast schreien, um Robbies zartschmelzenden Gesang zu übertönen. »Ist jemand zu Hause?«

Da kam Leben in das Pummelchen. Kaja ließ das Buch sinken und starrte Laura verwundert an. Doch nach einer Schrecksekunde legte sich ein strahlendes Lächeln auf ihr Gesicht.

»Hey, Laura!«, rief sie erleichtert. Mit einer für sie erstaunlichen Geschwindigkeit wälzte sie sich vom Bett und drehte die Musik leiser. Dann stürmte sie der Freundin entgegen, schloss sie in die Arme und umklammerte sie wie eine Ertrinkende den rettenden Ring. »Oh, Laura! Ich bin ja sooo froh, dich wiederzusehen.« Sie drückte sie so fest, dass Laura schon Angst um ihre Rippen bekam, und schmatzte ihr einen feuchten Kuss auf die Wange. »Du weißt ja gar nicht, wie sehr ich dich vermisst habe!«

Endlich löste sie die Umarmung. Mit einem erleichterten Lächeln holte Laura Luft. »Du siehst gut aus«, stellte sie ohne Neid fest, während sie die Schokospuren abwischte, die Kaja auf ihrer Wange hinterlassen hatte. »Du hast richtig Farbe bekommen im Urlaub.«



In der Tat: Kajas ansonsten so blasses Gesicht, das von zahllosen Sommersprossen gesprenkelt wurde, war von einem zarten Bronzeton überzogen, der ganz ausgezeichnet mit dem Rot ihrer Haare harmonisierte. Kaja sah einfach super aus, fand Laura. Die Ferien mit den Eltern hatten ihr offensichtlich richtig gut getan.

»Wie war denn der Urlaub?«

Zu Lauras großer Überraschung antwortete Kaja mit einer abwertenden Handbewegung. »Ach, vergiss es!«

»Ich dachte, Nevis war so toll?«

»Natürlich! Die Insel ist auch toll! Aber alles andere kannst du glatt vergessen.« Wieder winkte Kaja ab. »Wenn ich vorher gewusst hätte, was mich erwartet, wäre ich lieber im Internat geblieben, als mit meinen Eltern in die Ferien zu fahren. Schon nach ein paar Tagen haben die nur noch genervt. Und als dann auch noch Pinky Taxus aufgetaucht ist, war's ganz aus. Kaum haben meine Alten mitgekriegt, dass sie meine Lehrerin ist, haben sie nur noch mit ihr rumgegangen. Von morgens bis abends. Ich war vielleicht bedient, sag ich dir!«

»Du Ärmste! Das hast du wirklich nicht verdient.« Plötzlich fiel Laura etwas ein. »Ist Dr. Schwartz etwa auch noch aufgekreuzt?«

Kaja schüttelte den Kopf. »Zum Glück nicht. Der Typ hätte gerade noch gefehlt. Für meine Eltern wäre ich dann wahrscheinlich nur noch Luft gewesen. War so schon schlimm genug!«

Laura sah die Freundin mitleidig an. Es muss grausam sein, wenn man Eltern hat, die einem niemals das Gefühl geben, dass man wichtig für sie ist und sie einen lieb haben, dachte sie. Da hatte sie es viel besser als Kaja. Auch wenn ihr Vater weit weg war und ihre Mutter schon lange tot, wusste Laura, dass sie sich für alle Zeit ganz nahe sein würden.

Lauras Augen suchten das Porträtfoto ihrer Mutter, das an der Wand über ihrem Bett hing. Wie gewohnt schaute Anna Leander ihre Tochter an, aber mit einem Male kam es Laura so vor, als spiele ein zufriedenes Lächeln um ihren hübschen Mund. Obwohl dieses Lächeln nur für die Dauer eines Herzschlages anhielt, wusste Laura, dass sie sich nicht getäuscht hatte, und ein Gefühl der Geborgenheit bemächtigte sich ihrer.



Langsam drehte sie sich wieder zur Freundin um und strich ihr sanft übers Haar. »Nimm's dir nicht zu sehr zu Herzen, Kaja. Deine Eltern meinen es wahrscheinlich gar nicht böse und merken nur nicht, was sie alles falsch machen!«

Da fiel ihr Blick auf die Uhr, und sie erschrak. »Oh, Mann! Wir müssen uns beeilen, wenn wir nicht gleich am ersten Tag wieder zu spät kommen wollen!«

»Stimmt! Das war doch zu schade!« Die Ironie in Kajas Stimme war nicht zu überhören. »Ich kann es schon gar nicht mehr erwarten, unsere über alles geliebte Mathe- und Physiklehrerin endlich wiederzusehen!« Dazu verdrehte sie so theatralisch die Augen, dass Laura lachen musste. Und Kaja auch.

Na, also! Wenigstens hatte sie das Lachen nicht verlernt, auch wenn sie dazu nur wenig Anlass haben mochte.



Kapitel 8 Der neue Schüler



ebekka Taxus war wie immer ganz in Pink gekleidet. Selbst die Farbe ihrer Pumps war auf die ihres Kostüms abgestimmt. Nur ihre Haare, die sie recht kunstvoll in langen Rasta-Zöpfen um den Kopf geschlungen hatte, wichen mit ihrem Karminrot davon ab. Pinky, wie die Lehrerin wegen ihrer farblichen Vorliebe nur genannt wurde, stand vor der Wandtafel und fixierte die acht Schülerinnen und sieben Schüler der 7b mit dem üblichen spöttischen Blick. »Ich hoffe, dasss ihr euch in den Ferien alle gut erholt habt und euch genauso ssehr wie ich auf den Unterricht freut. Schließßlich werden unss biss zum Ende dess Schuljahress ziemlich aufregende physikalische Probleme beschäfftigen!«

Ihr zischendes Lispeln ist eher noch schlimmer geworden, fand Laura, während sie und die Klassenkameraden wie auf ein geheimes Kommando hin genervt die Augen verdrehten und laut aufstöhnten. Die Mädchen und Jungen gaben sich nicht die geringste Mühe, Begeisterung zu heucheln. Einzig und allein Pickel-Paule, der Klassenprimus und Oberschleimer, strahlte die Lehrerin übers ganze pickelverseuchte Gesicht an.

»Natürlich, Frau Taxus«, speichelte er wie immer.

Kaja machte schon Anstalten, dem vor ihr in der ersten Reihe sitzenden Streber einen Knuff in den Rücken zu verpassen, aber da schüttelte Laura missbilligend den Kopf, sodass sie es lieber unterließ.

»Ich hoffe natürlich, dasss diessess Jahr für alle von euch von Erfolg gekrönt ssein wird«, fuhr die Lehrerin ungerührt fort. »Dass gilt sselbstverständlich auch für dich, Laura! Schließßlich kannsst du dass



brauchen. Mehr als alle anderen, nicht wahr?»

Unvermittelt ging sie ein paar Schritte auf Laura zu und stand nun direkt neben ihrem Platz. Der modrige Duft ihres schweren Gruftie-Parfüms stieg dem Mädchen in die Nase, während die Taxus ihre Schülerin mit durchdringendem Blick anstarrte. Laura vermeinte ein gefährliches Flackern in ihren Augen zu erkennen. »Wie waren denn deine Ferien?« In der Stimme der Lehrerin schwang ein lauernder Unterton mit. »Du hast doch hoffentlich aufregende Dinge erlebt, oder?«

Sie weiß mit Sicherheit, was in Hinterthür vorgefallen ist, kam es Laura in den Sinn. Ganz bestimmt – und will sich jetzt wohl lustig machen über mich.

»Ach, es war ganz nett und recht unterhaltsam«, antwortete sie deshalb in einem bemüht beiläufigen Ton. »Aber es hätte ruhig etwas aufregender sein können für meinen Geschmack.«

»Tatsächlich?« Einen Moment lang wirkte Pinky irritiert. Doch im nächsten Augenblick hatte sie sich schon wieder gefangen und verzog den Mund zu einem vieldeutigen Grinsen. »Wass nicht isst, kann ja noch werden, Laura. Und biss Osstern isst noch eine lange Zeit, nicht wahr? Da kann viel passieren – viel mehr, als dir vielleicht lieb sein wird!« Die Lehrerin verengte die Augen zu gefährlich schmalen Schlitzern und starrte das Mädchen herausfordernd an.

Doch Laura ließ sich nicht einschüchtern und hielt dem durchdringenden Blick stand. Natürlich wusste sie, dass die Taxus ihre Gedanken zu lesen versuchte, unternahm allerdings keinerlei Anstalten, das vor der Dunklen zu verbergen. Im Gegenteil: Glaub bloß nicht, dass ich Angst vor dir habe!, gab sie der Lehrerin mittels ihrer Gedanken zu verstehen.

Ein nervöses Zucken ging über Pinkys Gesicht, als sie Lauras Signale empfing. Allerdings verzichtete sie darauf, die stille Botschaft zu kommentieren. Ihre Augen wanderten vielmehr zu Kaja und dann wieder zu Laura. »Da ihr beim letzten Tesst vor Weihnachten ja Wichtigeress zu tun hattet, als unss Gessellschaft zu leissten, habe ich einen Wiederholungsstermin für euch anberaumt. Desshalb werdet ihr am nächsten Dientsstag in der erssten Sstunde dass große Vergnügen haben, euer



Wissen unter Beweis zu stellen!«

Laura erinnerte sich nur zu gut an den letzten Test: Die Taxus hatte ihn ausgerechnet für den letzten Schultag vor den Ferien angesetzt. Für den Tag nach der Wintersonnenwende. Aufgrund der dramatischen Ereignisse waren sowohl Laura als auch Kaja und Lukas nach einer schlaflosen Nacht erst in den frühen Morgenstunden ins Bett gefallen und hatten den ganzen Tag verschlafen. So hatten die Mädchen die für Laura ungemein wichtige Physikarbeit versäumt, die sie nun wiederholen mussten. Dass sie überhaupt die Chance dazu erhielten, war einzig und allein Professor Morgenstern zu verdanken. Rebekka Taxus hatte ihnen für den verpassten Test nämlich, ohne mit der Wimper zu zucken, ein Ungenügend erteilt. Lauras Chancen, das Klassenziel zu erreichen, waren damit nahezu auf null gesunken, und nur noch ein Wunder hätte verhindern können, dass sie zum Ende des Schuljahres das Internat verlassen musste. Zu ihrem Glück hatte der Direktor eingegriffen und kraft seines Amtes einen Wiederholungstermin für die Physikprüfung angeordnet, was Pinky zähneknirschend akzeptieren musste.

Die Lehrerin blickte Laura mit einem süffisanten Lächeln an, bevor sie zurück zum Pult schritt. Dort öffnete sie die Aktentasche und holte einen Stapel Testbögen daraus hervor.

»Dann wollen wir mal sehen, wie es um die Physikkenntnisse der anderen bestellt war –«, hob sie gerade an, als ein lautes Klopfen sie unterbrach. »Ja?«

Die Tür wurde geöffnet, und Frau Prise-Stein, die Internatssekretärin, trat in den Raum. In ihrer Begleitung befand sich ein Junge mit schwarzem Wuschelhaar.

Als Laura ihn erblickte, wollte sie ihren Augen kaum trauen: Der Junge war nämlich niemand anderer als Kevin! Unwillkürlich ging ein Strahlen über ihr Gesicht, und ihr Herz schlug plötzlich schneller als sonst.

Kaja war Lauras Gefühlsregung nicht entgangen. Sie musterte den Jungen misstrauisch. »Was ist denn los?«

»Den kenn ich!« Laura beugte sich zu Kaja und wisperte ihr aufgeregt ins Ohr: »Das ist Kevin. Kevin Teschner!«



»Ja, und? Musst du deswegen gleich grinsen wie ein Honigkuchenpferd?«

Wie ein Honigkuchenpferd?

Laura sah die Freundin überrascht an. Warum sagte Kaja so was Albernese?

Nachdenklich beobachtete das Mädchen, wie die Pieselstein, gefolgt von Kevin, zu Rebekka Taxus trat und ihr einige Worte ins Ohr flüsterete.

Die Lehrerin lauschte aufmerksam, bedachte Kevin mit einem wohlwollenden Blick und nickte der Sekretärin zu. Während diese das Klassenzimmer wieder verließ, winkte Pinky Kevin zu sich und wandte sich an die Klasse. »Ich möchte euch einen neuen Mitschüler vorstellen«, lispelte sie. »Er heißt Kevin. Kevin Teschner. Ab sofort ist er auch ein Ravenssteiner, und deshalb wollen wir ihn alle herzlich willkommen heißen!«

Wie die Mitschüler, so klopfte auch Laura zu Kevins Begrüßung mit den Fingerknöcheln auf den Tisch. Gleichzeitig warf sie dem Jungen einen fragenden Blick zu: Warum hast du mir nichts davon erzählt, dass du nach Ravenstein wechselst? Kevin schien die unausgesprochene Frage ohne Probleme zu verstehen. Jedenfalls schloss Laura das aus seiner Miene. Zudem formte er ein stummes Wort mit den Lippen: Später!

Er würde ihr später alles erklären!

Rebekka Taxus wies Kevin einen Platz in der letzten Reihe zu und begann mit dem Unterricht. Die Stunde war genauso quälend wie all die anderen Physikstunden zuvor, und der bloße Gedanke an den bevorstehenden Test reichte aus, um Laura schon im Voraus den Angstschweiß auf die Stirne zu treiben.

»Fort? Was soll das heißen, sie ist fort?« Paravain sprang aus dem Sattel, übergab seinen Schimmel der Obhut des Pferdeknechtes und blickte Morwena fassungslos an. Die Heilerin war umgehend auf den Hof der Gralsburg geeilt, als der Weiße Ritter bei der Rückkehr von seinem Ausritt in den Burghof gesprengt war, sodass die Schar Tauben, die dort



friedlich Körner gepickt hatte, erschreckt davongeflattert war.

»Das soll heißen, dass Alienor spurlos verschwunden ist«, gab die junge Frau zurück. »Als sie in der Frühe nicht zum Unterricht erschienen ist, hab ich noch keinerlei Verdacht geschöpft. Hab vermutet, dass sie sich nicht wohl fühlt oder ihr Silvans Bericht vielleicht auf die Nieren geschlagen ist. Aber als ich vorhin in ihrer Kammer nachgeschaut habe –«

»Ja?«

»Ihr Reisegewand ist verschwunden ebenso wie sie selbst – und da wurde mir einiges klar! Zumal Eileena behauptet, dass Speck und Wurst aus der Vorratskammer entwendet wurden.«

Der junge Ritter schüttelte besorgt den Kopf. »Ist sie zu Fuß -?«

»Nein!«, unterbrach Morwena. »Sie hat das Steppenpony ihres Bruders aus dem Stall geholt.«

»Und wann?«

»Gestern Abend, um die zehnte Stunde, wie die Torwache mir berichtet hat.«

»Was?!« Zorn rötete Paravains Gesicht. »Die Wachen sind doch gehalten, nach Einbruch der Dunkelheit –«

»Ich weiß«, unterbrach die Heilerin ihn sanft. »Alienor hat den Mann beschwätzt.« Trotz der ernsten Lage huschte die Andeutung eines Lächelns über Morwenas Gesicht. »Sie muss sehr überzeugend gewesen sein.«

»Trotzdem!« Der Anführer der Weißen Ritter schnaubte verärgert. »Der Kerl kommt mir nicht ungeschoren davon. So was nennt sich Wache! Kein Wunder, dass die Schwarzen Krieger keine Probleme hatten, in die Gralsburg einzudringen.«

Die Heilerin legte ihm behutsam die Hand auf den Arm und lächelte ihn sanft an. »Wenn du ihn bestrafst, bringt das Alienor auch nicht zurück.«

Augenblicklich beruhigte sich der junge Mann. Ein wohliges Gefühl machte sich in ihm breit, und er erwiderte das Lächeln. »Vielleicht hätte ich ihr erlauben sollen, sich an der Suche nach Alarik zu beteiligen.«



»Vielleicht.« Morwena zog nachdenklich die Augenbrauen hoch. »Sie verzehrt sich nach ihrem Bruder. Seit er verschwunden ist, ist sie nicht mehr die Alte. Und das bereitet mir Sorgen, Paravain.«

»Sorgen? Inwiefern?«

»Weil ich fürchte, dass ihre Sehnsucht ihren Verstand längst ausgeschaltet hat und sie deshalb nicht einmal vor dem größten Risiko zurückschrecken wird.«

Der Ritter verzog ungläubig das Gesicht. »Heißt das, du vermutest...?«

»Genau.« Morwena schluckte, und der Druck ihrer Hand auf seinem Arm verstärkte sich. »Ich fürchte, dass Alienor mit allen Mitteln versuchen wird, in die Dunkle Festung zu gelangen!«

»Das Siegel der Sieben Monde?«, fragte Mary Morgain mit hörbarem Erstaunen und sah Laura verwundert an.

Während die anderen Ravensteiner auf dem Burghof um sie herumtollten und lärmend die große Pause genossen, nickte das blonde Mädchen der zierlichen Englisch- und Französischlehrerin zu. Doch diese schüttelte nach kurzem Nachdenken nur den Kopf. »Tut mir Leid, Laura. Da kann ich dir leider nicht helfen. Hast du Percy schon danach gefragt?«

Natürlich hatte sich Laura bereits bei ihrem Sportlehrer nach dem geheimnisvollen Siegel erkundigt. Doch Percy Valiant war genauso ratlos gewesen wie Miss Morgain. »Iisch bin wirkliisch untröstliisch, *Mademoiselle* Laura«, hatte er mit seinem ebenso lustigen wie unnachahmlichen Akzent geantwortet, »aber iisch fürschte, iisch kann deine Wissensbegierde niischt im Geringsten befriedigen!« Und ihr dann vorgeschlagen, sich entweder an Miss Mary oder an Professor Morgenstern zu wenden.

Einen vergleichbaren Vorschlag machte ihr nun auch die elfenhafte Lehrerin. »Warum fragst du nicht Aurelius? Er steht schon seit undenklichen Zeiten im Dienste des Lichts und hütet den gesamten Wissensschatz der Wächter. Wir anderen werden noch sehr viel lernen müssen, bis wir auch nur über annähernd so viel Erfahrung verfügen wie er.«



Auf dem Weg zum Sekretariat ärgerte sich Laura ein wenig über sich selbst. Eigentlich war ihr schon vorher klar gewesen, dass weder Mary noch Percy ihr weiterhelfen konnten. Sie hätte einfach ihrem Gefühl vertrauen und gleich den Direktor fragen sollen. Wenn es außer Pater Dominikus noch jemanden gab, der ihr Auskunft über das Siegel geben konnte, dann war das mit Sicherheit Professor Morgenstern. Zumal er ein guter Bekannter des blinden Mönchs zu sein schien. Bis zu ihrem erneuten Treffen mit dem Bibliothekar waren es immerhin noch fünf Tage, und so lange wollte Laura sich nicht gedulden. Sie brannte darauf, das Geheimnis des Siegels so schnell wie möglich zu lüften. Schließlich schien es von allergrößter Wichtigkeit für sie zu sein.

Die Pieselstein war nicht gerade begeistert, als die Schülerin im Sekretariat auftauchte. »Wie stellst du dir das vor, Laura?«, fiepte sie. »Du kannst den Direktor doch nicht einfach so stören. Du weißt doch, dass während seiner Krankheit eine Menge Arbeit liegen geblieben ist, die er dringend nachholen muss.«

»Aber – Dr. Schwartz hat ihn doch damals vertreten. Oder nicht, Frau Piesel –« Laura errötete und korrigierte sich eilends. »Ähm... Frau Prise-Stein?«

Die Sekretärin sah sie pikiert an. »Quintus Schwartz ist mit den Aufgaben eines Internatsleiters nur am Rande vertraut. Er konnte nur das Allernötigste erledigen, um den Lehrbetrieb aufrechtzuerhalten.« Aber schließlich ließ sie sich erweichen und führte Laura ins Büro des Direktors.

Aurelius Morgenstern schaute bei Lauras Eintreten widerwillig von seinem Schreibtisch auf. »Bitte fasse dich kurz«, brummte er mit misstrauischem Gesicht. »Ich hab nicht länger als fünf Minuten für dich Zeit.«

»Nur fünf Minuten? Aber –«

»Tut mir wirklich Leid!«, unterbrach der Professor unwirsch und deutete auf die Aktenstapel vor ihm. »Ich ertrinke fast in Arbeit. Also schieß los!«

Laura fügte sich in ihr Schicksal. In so wenigen Worten wie möglich unterrichtete sie den obersten der Wächter über die Vorfälle in den Win-



terferien. Mit einer bangen Frage endete sie ihren knappen Rapport. »Die werden wohl nie aufgeben, wie?«

»Nein, Laura, ganz bestimmt nicht!«, bestätigte der Professor. »Der Kampf zwischen ihnen und uns wird bis ans Ende der Zeiten dauern.«

Das Mädchen nickte bekümmert. »Dann werden sie also auch weiterhin mit aller Macht versuchen, den Kelch der Erleuchtung in ihren Besitz zu bringen?«

Aurelius nickte. »Natürlich, Laura, was sonst? Ich kann verstehen, dass du dir Sorgen machst, aber dazu besteht nicht der geringste Anlass! Der Kelch ist an einem sicheren Ort verwahrt, und nur ich und ein enger Vertrauter kennen den Zugang zu ihm.«

»Ich weiß«, warf Laura ein. »Aber die Dunklen haben damals bestimmt auch gedacht, dass ihr Versteck sicher ist, und nicht im Traum damit gerechnet, dass ich den Kelch finde!«

»Das stimmt«, gab der Professor zu. »Sie haben den Fehler gemacht, dich zu unterschätzen. Und so etwas wird uns nicht passieren – ganz sicher nicht. Zudem wird der Kelch durch die stärkste Kraft geschützt, die unter der Sonne existiert. Selbst Borboron, der Anführer der Dunklen Mächte, ist dieser Kraft nicht gewachsen.«

Das Mädchen sah Aurelius Morgenstern skeptisch an. »Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher! Es ist deshalb völlig ausgeschlossen, dass der Kelch wieder in die Hände der Dunklen gerät. Sei unbesorgt, Laura! Am kommenden Ostarafest wirst du ihn zurück nach Aventerra bringen, und er wird endlich wieder den angestammten Platz im Labyrinth der Gralsburg einnehmen, der ihm am Anbeginn der Zeiten zugewiesen wurde. Und wenn sich alles zum Guten fügt, wirst du sogar deinen Vater befreien können!«

Die Worte des Professors beruhigten Laura; neue Zuversicht erfüllte sie. Als sie sich dann jedoch nach dem Siegel der Sieben Monde erkundigte, reagierte Aurelius Morgenstern sehr merkwürdig. Für einen Moment starrte der Professor sie mit einem Ausdruck maßloser Verblüffung an – und erlebte dann. Aber möglicherweise hatte sie sich getäuscht.



Morgenstern besaß bereits von Natur aus eine sehr blasse Gesichtsfarbe, und die schwere Krankheit, die er kurz vor Weihnachten durchlitten hatte, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Jedenfalls hatte sich Aurelius gleich wieder im Griff. Seine Frage versetzte Laura allerdings in Erstaunen.

»Was soll das denn sein, dieses Siegel der Sieben Monde?«

»Wenn ich das wüsste, wäre ich bestimmt nicht zu Ihnen gekommen. Ich hatte nämlich gehofft, dass Sie –«

»Tut mir wirklich Leid«, unterbrach der Professor sie. »Aber ich muss dich enttäuschen: Ich kann dir keinerlei Auskunft über dieses Siegel geben!«

»Nein?«

Professor Morgenstern schüttelte den Kopf. »Nein.«

Bevor das Mädchen seiner Enttäuschung Luft machen konnte, wurde die Tür geöffnet und die Pieselstein betrat das Büro, in der Hand einige Umschläge. »Die Post, Herr Professor«, sagte sie und legte die Briefe auf den Schreibtisch.

Eher beiläufig blätterte Morgenstern sie durch, bis er plötzlich stockte und ein längliches Kuvert aus dem Packen fischte. Die Adresse war in einer altertümlichen Handschrift verfasst, die Laura kaum entziffern konnte. Morgenstern griff aufgeregt zu seinem Brieföffner und schlitzte den Umschlag auf. Mit angespannter Miene entnahm er ihm ein Schreiben. Während er es hastig überflog, verfinsterte sich sein Gesicht zusehends, und er hatte alles um sich herum vergessen. Erst als Laura sich räusperte, schien ihm wieder gewärtig zu werden, dass sie sich nach wie vor in seinem Büro befand.

»Ach, Laura.« Er wirkte verstört. »Wenn du mich jetzt bitte allein lassen könntest?«

»Natürlich.« Laura erhob sich und bedachte Aurelius Morgenstern, der sich bereits wieder in das Schreiben vertieft hatte, mit einem prüfenden Blick. »Auf Wiedersehen.«

»Wiedersehen«, antwortete der Professor geistesabwesend, während er den geheimnisvollen Brief mit äußerster Anspannung las.



An der Tür wandte Laura sich noch einmal um und warf einen letzten Blick zum Schreibtisch. Sie erschrak, denn wenn sie nicht alles täuschte, dann war Professor Aurelius Morgenstern jetzt wirklich bleich geworden.

Totenbleich

Lukas hatte sich freiwillig bereit erklärt, Kevin Teschner als Zimmergenossen aufzunehmen. Schließlich war er einer der wenigen Ravensteiner, die ein Zimmer allein bewohnten. Da er sich bereits während der Winterferien mit dem Jungen angefreundet hatte, wusste er, dass er sich mit ihm vertragen würde. Auch wenn sie sicherlich noch eine gewisse Zeit brauchten, um sich richtig aneinander zu gewöhnen.

Erst beim gemeinsamen Abendessen bot sich Laura die Gelegenheit, Kevin nach dem Grund für seinen Schulwechsel zu fragen. Wie selbstverständlich hatte er an Lauras Tisch im Speisesaal Platz genommen. Die anderen mussten etwas enger zusammenrücken.

Kaja schien davon gar nicht begeistert zu sein und brummte mürrisch vor sich hin: »Gab's denn hier keinen anderen freien Platz?«

Laura beachtete das Genörgel der Freundin nicht. Das ist heute nicht Kajas Tag, dachte sie. Es ist besser, wenn ich sie einfach in Ruhe lasse.

Magda Schneider dagegen strahlte Kevin fröhlich an. »Toll, endlich mal wieder ein neues Gesicht zu sehen«, meinte sie gut gelaunt. »Bei dem Gedanken, wieder nur die altbekannten Pappnasen zu treffen, war ich nämlich am liebsten noch eine Woche länger als nötig im Krankenhaus geblieben!«

Obwohl Magda erst am Vortag aus der Klinik entlassen worden war, hatte sie offensichtlich bereits wieder ihre Bestform erreicht. Die schweren Verletzungen, die der Grausame Ritter ihr zugefügt hatte, waren allesamt ohne bleibende Schäden verheilt, was Laura ungemein erleichterte. Der Steinerner Reimar hatte Magda schließlich nur deswegen attackiert, weil er sie in der Dunkelheit mit ihr verwechselt hatte. Magdas stets betriebsbereites Mundwerk plapperte nun eher noch eifriger als zuvor. Deshalb konnte Laura die Frage nicht loswerden, die ihr schon seit der Physikstunde auf den Nägeln brannte. Die neugierige Magda



kam ihr nämlich zuvor, als sie von Kevin wissen wollte: »Warum zum Geier hast du dich ausgerechnet für Ravenstein entschieden?«

Kevin grinste verschmitzt. »Ganz einfach: Ich hab die beiden hier« – er deutete auf Laura und Lukas – »während der Ferien kennen gelernt. Und da hab ich mir gedacht: Wenn die Blindfische in Ravenstein durchkommen, dann schaff ich das allemal, oder? Und um den Rest hat Onkel Max sich gekümmert!«

Der Blick, den Kaja dem Jungen zuwarf, versprühte so viel Gift, dass selbst eine Speikobra vor Neid erblasst wäre. »Klar – wenn man einen Geldsack wie Maximilian Longolius zum Onkel hat, dann wird einem ja überall der rote Teppich ausgerollt!« Wutschnaubend erhob Kaja sich und stapfte zur Essenausgabe.

Laura musste angesichts der gemeinen Bemerkung schlucken. Obwohl sie keinen Hunger mehr verspürte, folgte sie der Freundin und stellte sie zur Rede. »Warum bist du so eklig zu Kevin? Er hat dir doch gar nichts getan.«

Während Kaja sich eine weitere Portion Spaghetti auf den Teller häufte, zog sie ein finsternes Gesicht, als habe man ihr lebenslanges Schokoladeverbot erteilt. »Natürlich nicht! Ich kann es nur nicht ausstehen, wenn jemand nur deswegen bevorzugt behandelt wird, weil er zufällig der Neffe eines Oberbonzen ist! Und außerdem –« Sie hielt inne und bedachte Laura mit einem schrägen Blick.

»Was?«, drängte diese. »Was außerdem?«

»Außerdem versteh ich nicht, warum du förmlich einen Narren an dem Typen gefressen hast. Du himmelst den ja an, als war er Leonardo DiCaprio höchstpersönlich!«

Das war es also: Kaja war eifersüchtig auf Kevin! Sie hatte offensichtlich Angst, dass er ihr Lauras Gunst streitig machen würde.

So ein Unsinn!

»Du spinnst ja!« Laura verpasste der Freundin einen liebevollen Knuff. »Krieg dich bloß wieder ein! Kevin ist voll nett. Das wirst du auch noch merken.«

Kaja sah sie immer noch skeptisch an. »Abwarten!«, sagte sie reserviert



und schaufelte sich noch einen Löffel Nudeln auf den Teller.

Auf dem Rückweg zum Tisch fiel Kaja etwas ein. »Wann triffst du dich denn mit diesem Pater... äh... Dominikus oder wie er heißt?«

»Am Montag! Ich kann's kaum erwarten, bis es endlich so weit ist.«

»Am Montag?« Kaja zog ein entsetztes Gesicht. »Oh, nö – sag, dass das nicht wahr ist!«

»Aber was spricht denn gegen Montag –«

»Der Physikttest, den wir am Dienstag in der ersten Stunde schreiben!«, fiel die Freundin ihr ins Wort. »Es könnte sicherlich nicht schaden, wenn wir den Nachmittag davor zum Lernen nutzen, oder?«

Laura wollte gerade antworten, als ihr Ronnie Riedel in den Weg trat. Breitbeinig baute er sich vor ihr auf und grinste sie blöde an. »Hätte nicht gedacht, dass ich dich noch mal lebend wiedersehe, Laura«, höhnte er. Dabei sprach er so laut, dass alle Ravensteiner in seiner unmittelbaren Umgebung das auch mitbekamen.

Laura kniff irritiert die Augen zusammen. »Was soll der Quatsch, Ronnie?«

Das Grinsen des Jungen wurde noch breiter. »Warst du nicht im Skiurlaub?«

»Ja, und?«

»Ich hätte jeden Betrag gewettet, dass du dir dabei das Genick brichst. Oder willst du etwa behaupten, du kannst Ski fahren?«

Verärgert verzog das Mädchen das Gesicht – was bildete der Typ sich eigentlich ein? Laura merkte, wie es in ihrem Inneren zu brodeln begann. »So gut wie du allemal!«, zischte sie.

Während Kaja ihr aufgeregt in die Seite knuffte, wurde das unverschämte Grinsen des Jungen breiter als das eines Breitmaulfrosches. Inzwischen hatte sich eine Meute Mitschüler um sie geschart, die die Auseinandersetzung mit Interesse verfolgten. Was ganz nach Ronnies Geschmack zu sein schien. Immer noch ganz Breitmaulfrosch, blickte er in die Runde, bevor er sich wieder dem Mädchen zuwandte. »Ach, tatsächlich?«, spöttelte er. »Dann hast du doch sicher nichts dagegen, dein ›überragendes Können‹ auch unter Beweis zu stellen – oder?«



Kaja boxte der Freundin aufgeregt in die Seite. »Lass dich bloß nicht darauf ein!«, zischte sie ihr hektisch ins Ohr. »Ronnie ist im Förderkader vom Skiverband. Du hast nicht die geringste Chance gegen ihn!«

Aber Laura war nicht mehr zu bremsen. »Wenn's weiter nichts ist! Wann und wo?«

Ronnies Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

»Nächsten Dienstag nach dem Unterricht – auf dem Ochsenkopf!«

»Oh, nö!«, stöhnte Kaja.

Laura wurde schummerig zumute. Auf dem Ochsenkopf gab es die berühmteste Abfahrt der ganzen Gegend. Sie erforderte nicht nur großes Können, sondern noch viel größeren Mut. Bislang war Laura immer vor dieser Abfahrt zurückgeschreckt. Was Ronnie Riedel natürlich wusste und ihn sicherlich dazu bewogen hatte, ausgerechnet diese Strecke zu wählen. All das ging Laura blitzschnell durch den Kopf, und für einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, die Herausforderung nicht anzunehmen. Doch dann besann sie sich anders. Ich hab die Höllenklammabfahrt gemeistert, überlegte sie, und auch die Skeletonbahn. Dann wird mir auch der Ochsenkopf keine Probleme bereiten.

Außerdem konnte und wollte sie jetzt nicht kneifen.

Schon gar nicht vor Ronnie Riedel!

»Okay«, sagte sie kühl. »Nächsten Dienstag nach dem Unterricht. Ich werde da sein. Und du hoffentlich auch – wenn du dir nicht vorher in die Hose machst!«

Damit hatte sie die Lacher auf ihrer Seite. Besonders Max Stinkefurz wieherte wie ein Wildesel, was Ronnies Wut nur noch steigerte. Laura ließ ihn einfach stehen und bahnte sich einen Weg durch die Mitschüler.

»Oh, nö, Laura!«, empörte Kaja sich. »Du musst völlig verrückt geworden sein!«

»Lieber verrückt als feige!«, gab Laura verbissen zurück. Doch dann entspannten sich ihre Gesichtszüge wieder, und sie lächelte die Freundin an. »Keine Angst, Kaja, ich bin bestimmt nicht verrückt geworden. Ich fahr viel besser Ski, als der Angeber glaubt!«

»Mag sein.« Kaja wirkte ungewöhnlich ernst. »Fragt sich nur, ob das



ausreicht, um gegen Ronnie Riedel zu bestehen.«

Endlich war der Montag gekommen. Percy Valiant hatte sich freundlicherweise dazu bereit erklärt, Laura zum Kloster zu chauffieren. Wahrscheinlich war er selbst begierig darauf, mehr über das geheimnisvolle Siegel zu erfahren.

Nach der letzten Unterrichtsstunde kletterten sie in den altersschwachen Peugeot des Lehrers und fuhren los. Sie waren nur noch wenige Kilometer von Hinterthur entfernt, als ein bekannter Titel aus dem Autoradio klang: »*Angie*« von den Rolling Stones. Laura wurde wehmütig ums Herz. »*Angie*« war einer der Lieblingssongs ihres Vaters. Damals, in den Nächten nach dem schrecklichen Unfall ihrer Mutter, hatte Marius in seiner Verzweiflung über Annas tragischen Tod keinen Schlaf finden können und meist bis zum Morgengrauen Musik von den Stones gehört. Laura hatte angenommen, dass er dabei Trost und Vergessen suchte. Anna und er waren sich nämlich bei einem Stones-Konzert das erste Mal begegnet und hatten sich auf der Stelle unsterblich ineinander verliebt.

Bekommen lauschte Laura der rauhen Stimme von Mick Jagger, die die längst auswendig gekannten Worte in ihr Herz tröpfeln ließ: »*Angie, I still love you, remember all those nights we cried...*« Schließlich sah sie Percy traurig an. »Weißt du, was ich nicht so recht verstehe?«

Der Sportlehrer bedachte sie mit einem überraschten Blick. »Was denn?«

»Wenn Papa das Traumreisen so gut beherrscht, wie du immer erzählst – warum versucht er dann nicht, mit uns Kontakt aufzunehmen?«

»Iisch ‘ab niischt die geringste A’nung, Laura. Aber miisch dünkt, die Gründe müssen derart gewiischtiischer Natur sein, dass sie Marius davon abzu’alten vermögen, siisch bei uns zu melden.«

»Aber was könnte das denn sein? Was könnte wichtiger sein für Papa als Lukas und ich?«

Percy konnte nur ratlos den Kopf schütteln. »Iisch weiß es wirkliisch niischt. Du solltest aufören, dir den Kopf darüber zu zerbreschen!«



Laura starrte wieder geradeaus auf die Straße und brütete vor sich hin. Plötzlich kam ihr ein verwegener Gedanke. »Wie wäre es denn, wenn *wir* eine Traumreise nach Aventerra unternehmen würden?«

»Wir? Nach Aventerra?« Percy schwieg überrascht, bevor er energisch sagte: »Iisch fürschte, diese Mögliichkeit wird uns verwe'rt bleiben.«

»Aber wieso denn? Wenn Papa von dort aus in mein Zimmer reisen konnte, dann muss das doch umgekehrt auch möglich sein – oder nicht?«

Percy atmete schwer und wiegte bedächtig den Kopf.

»Sag schon, Percy!«

Der Lehrer pustete die Wangen auf und ließ dann geräuschvoll die Luft durch die Lippen strömen. »Nun, iisch weiß niischt so rescht, wie iisch es dir erklären soll.«

»Was ist daran denn so schwer? Entweder es geht – oder es geht nicht!«

»Gemach, Laura, gemacht!« Percy wirkte gequält. »Iisch werde gleiisch zum Kern des Problems kommen. Also, die Sache sieht dergestalt aus: Für miisch ist es schleschterdings unmögliich, eine Traumreise in die Welt der Mythen zu unterne'men –«

»Aber warum konnte Papa dann...?«

Percy ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und fuhr unbeirrt fort: »Für diisch allerdings liegt das durschau im Bereisch des Mögliichen.«

»Echt?«

»Ja – zumindest t'eoretiisch. In der T'eorie ist es durschau denkbar, die Grenzen unserer Welt mittels einer Traumreise zu überwinden.«

»Und wie?«

Percy warf seiner Schülerin einen tadelnden Blick zu. »Wie soll iisch dir die Sache denn erklären, wenn du miisch dauernd unterbriichst? Also sei endliich still, damit iisch zum Kern vordringen kann.«

Laura zog einen Flunsch. »Ist ja gut«, schmolte sie.

»Also – wenn zwei Wäschter dursch eine starke emotionale Kraft miteinander verbunden sind, dann vermögen selbst die Grenzen unserer Welten sie niischt davon abzu'alten, mittels einer Traumreise zueinander zu finden. Aus diesem Grunde war es Mariüs mögliich, dir in der Nacht



zu deinem dreizehnten Geburtstag einen Besuch abzustatten – weil seine Gefühle zu dir stärker sind als die Gesetze der Natur!«

»Super!«, jubelte Laura. »Dann kann ich ihn ja auch auf Aventerra besuchen!«

Der Lehrer schüttelte den Kopf. »Lediglich in der Theorie!«, widersprach er. »Erstens sind deine Fähigkeiten noch nicht dergestalt ausgereift –«

Mit vorwurfsvoller Miene fiel Laura ihrem Lehrer ins Wort. »Das hast du schon behauptet, bevor ich meine erste Traumreise gemacht habe! Aber sie ist mir trotzdem gelungen, und ich habe entscheidende Hinweise auf das Versteck von Rauenhauch finden können. Dabei habe ich damals viel weniger Übung gehabt und nur wenig über das Traumreisen gewusst! Doch inzwischen kenne ich sogar das Lehrbuch von Professor Dr. Dr. Moebius Sandmann ›Über das Traumreisen und andere wundersame Fähigkeiten beinahe auswendig.«

Lauras Entrüstung amüsierte Percy. »Istisch weiß«, sagte er. »Du hast ja Recht. Allerdings gab es damals einen entscheidenden Unterschied.«

»Ah ja?« Laura klang ungewohnt schnippisch.

»*Mais oui!*«

»Und der wäre?«

»Damals hast du das Ziel deiner Reise ganz genau gekannt – dagegen vermochte niemand mit Sicherheit zu sagen, wo Marius sich im Augenblick befindet. Oder könntest du das?«

»Natürlich – Papa ist in der Gewalt der Schwarzen Krieger. Die haben ihn entführt. Das habe ich doch selbst gesehen!«

»Istisch weiß! Aber dennoch liegt der genaue Ort seines Aufenthalts für uns im Ungewissen. Das Reich des Schwarzen Fürsten ist riesig, Laura, und selbst wenn Marius tatsächlich in der Dunklen Festung gefangen gehalten wird, wie wir annehmen, können wir nicht wissen, wo *exactly* er steckt. Vergiss nicht, es handelt sich um eine mächtige Burg, in der es unzählige Möglichkeiten gibt, einen Gefangenen zu verwaren.«

»Und wenn schon! Dann muss ich einfach nach ihm suchen.«

Percy verzog gequält das Gesicht. »Istisch bitte nicht, Laura: Einfach



auf gut Glück in die Dunkle Festung zu reisen und auf den Zufall zu 'offen käme fürwa'r einem Selbstmord gleich. Also schlag dir den Gedanken aus dem Kopf, und gedulde diisch bis zum Ostarafest! Dann kannst du durch die magische Pforte leib'ftiisch nach Aventerra gelangen und zudem ElySION und sein Gefolge um Unterstützung bitten. Mit i'rer 'ilfe hat die Suche nach deinem Vater eine ungemein größere Aus-sicht auf Erfolg!«

Laura sah den Sportlehrer nur wortlos an. In seinen Augen las sie, dass er ihr viel lieber etwas anderes gesagt und ihr Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit ihrem Vater gemacht hätte. Aber die Umstände ließen das wohl nicht zu.

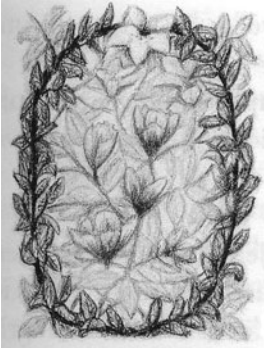
Mittlerweile hatten sie Hinterthur erreicht. Die Schneedecke, die noch vor einigen Tagen den gesamten Ort und seine Umgebung eingehüllt hatte, war fast spurlos verschwunden.

Tauwetter hatte eingesetzt, nur in den Höhenlagen und auf den Gipfeln der umliegenden Bergen waren noch vereinzelt Schneefelder zu sehen, die im Licht der schräg stehenden Nachmittagssonne glänzten.

Zum Glück war auch der Schnee auf der schmalen Zufahrtsstraße zum Kloster weggetaut, und so konnte Percy trotz der vielen Kurven ein ordentliches Tempo vorlegen. Laura war kurz vorm Schwindligwerden, so heftig wurde sie in den spitzen Kehren auf ihrem Sitz hin und her geworfen.

Plötzlich, wie aus dem Nichts, ahnte sie die Gefahr. »Vorsicht, Percy!«, schrie sie laut.





Kapitel 9 *✿* Die geheime Bibliothek

Obwohl nichts Verdächtiges zu sehen war, reagierte der Lehrer sofort. Er riss das Lenkrad zur Seite und trat gleichzeitig auf die Bremse. Während der Peugeot mit quietschenden Reifen auf den Straßenrand zuschlitterte, schoss ein Lieferwagen um die Linkskurve vor ihnen.

Ein schwarzer Lieferwagen.

Laura erkannte ihn sofort wieder: Es war derselbe Wagen, mit dem in den Winterferien der Mordanschlag verübt worden war! Er hatte ein solch höllisches Tempo drauf, als sei er auf der Flucht vor Dämonen oder der Ausgeburt des Teufels. Auch diesmal konnte Laura keinen Fahrer hinter dem Steuer erkennen. Die Sonne spiegelte sich in der Windschutzscheibe und vereitelte jeden Einblick ins Wageninnere.

Mit jähem Entsetzen starrte Laura dem Lieferwagen entgegen, der aufgrund der überhöhten Geschwindigkeit aus der Kurve getragen wurde, auf die Gegenfahrbahn geriet und direkt auf sie zuhielt. Laura schrie auf. Schon sah es so aus, als sei ein Crash unvermeidlich – da änderte das Fahrzeug im letzten Moment die Richtung und schrammte um Haaresbreite an der Fahrerseite des Peugeot vorbei. Sekunden später war der Spuk auch schon vorüber. Percy brachte sein Auto am Straßenrand zum Stehen, während der LKW hinter der nächsten Kurve verschwand. Nur das Jaulen des Motors war noch zu hören, das sich jedoch rasend schnell entfernte.

Da erst bemerkte Laura, dass sie am ganzen Körper zitterte.

Ihre Hände flatterten so unruhig wie welke Blätter im stürmischen



Herbstwind.

Percy dagegen verschaffte seiner Empörung lautstark Luft. »*Sacre bleu!*«, schimpfte er. »Dieser Idiot muss *completement* verrückt sein!«

»Dieser Idiot?«

»Natürliisch! Oder wie würdest du jemanden bezeichnen, der mit einer derartiischen Geschwindiischkeit durch die Gegend rauscht und andere Leute in aller'öchste Gefa'r bringt?«

»Das war nicht die Frage, Percy. Was ich vielmehr wissen wollte, war: Bist du sicher, dass da überhaupt ein Fahrer drin saß?«

»*Hein?* Iisch verste'e niischt, Laura. Natürliisch muss ein Fahrer 'inter dem Steuer gesessen 'aben, auch wenn wir i'n infolge der Sonnenspiegelung niischt zu se'en vermochten. Was anderes ist doch gar niischt denkbar.«

Als Laura ihn jedoch an das führerlose Auto erinnerte, das in Hinterthur auf sie und den Pater zugerast war, wurde der Lehrer nachdenklich. »Vielleischt sollten wir dem Wagen folgen und uns von der Identität des Fa'ers überzeugen? – Falls es einen gibt, natürliisch«, fügte er lächelnd hinzu.

Laura winkte ab. »Lieber nicht. Der ist doch längst über alle Berge – außerdem wartet der Pater auf uns!«

»Nun denn, Laura, wie du meinst. Lassen wir den frommen Mann niischt unnötiisch warten!«

Als sie am Kloster eintrafen, senkte sich bereits die Dämmerung über das Tal. Am Himmel zogen die ersten Sterne auf. Im Osten stand die bleiche Scheibe des Mondes.

Bruder Anselm, der wohlbeleibte Portarius, erkannte Laura auf der Stelle wieder. »Damit hätte ich weiß Gott nicht gerechnet, dass der Herr deine Schritte so schnell wieder an unsere Pforte lenkt«, flötete er kurzatmig, nachdem er ihnen die Tür geöffnet hatte. »Aber wie unser geliebter Bruder Abt in seiner Weisheit immer zu sagen pflegt: Gottes Ratschläge sind unergründlich, und niemand vermag die Pläne zu errahnen, die er für uns bestimmt hat.«

Als Laura ihm erklärte, dass sie mit Pater Dominikus verabredet seien,



machte der rotwangige Dickwanst zunächst Anstalten, sie zur Bibliothek zu geleiten, besann sich jedoch anders. Mit gefurchter Stirn blickte er Laura an. »Eigentlich müsstest du den Weg doch noch kennen, oder?«

»Ja, natürlich!«

»Dann kann ich es mir also ersparen, euch zu meinem Mitbruder zu führen, nicht wahr?«

»Ja, klar. Ich finde allein zur Bibliothek.«

Ein Ausdruck der Erleichterung zeigte sich auf dem Gesicht des Portarius. Die Aussicht, sich der Anstrengung von rund zweihundert Schritten unterziehen zu müssen, mochte ihm schlimmer vorgekommen sein als alle biblischen Plagen zusammen. Mit einem belustigten Lächeln ließen Laura und Percy den Mönch stehen und schlugen den Weg zum Kreuzgang ein.

Dort angelangt, sah sich das Mädchen neugierig nach allen Seiten um. Es hoffte wohl darauf, Alarik wiederzutreffen. Der Junge war jedoch weit und breit nicht zu sehen und Schmatzfraß auch nicht. Dafür bemerkte Laura schon von ferne, dass die Tür zur Bibliothek weit offen stand. »Eigenartig«, wunderte sie sich, während sie darauf zueilte.

»Was findest du denn eigenartiisch?« Der sportliche Percy hatte keinerlei Mühe, ihr zu folgen.

»Der Pförtner hat uns beim letzten Besuch erklärt, dass Pater Dominikus es auf den Tod nicht leiden kann, wenn die Tür zur Bibliothek offen bleibt.«

Mit gespannter Erwartung traten Laura und Percy ein, aber vom Bibliothekar war keine Spur zu entdecken. Laura spähte zum Ausleihtresen. Im Gegensatz zu ihrem ersten Besuch leuchtete ihr von dort kein Lichtschein entgegen. Nicht das geringste Geräusch war zu hören, und Laura kam es mit einem Male so vor, als habe sich die Stille des Todes über die Bibliothek gesenkt. Ihr Blick wanderte zu Percy. Doch der Lehrer verzog nur ratlos das Gesicht und zuckte mit den Achseln.

Laura ließ einen zaghaften Ruf hören: »Pater? Pater Dominikus!« Sie erhielt keine Antwort.

»Paateer Domiiiniikus!« Lauras Ruf hallte so kräftig durch die Dun-



kelheit, dass selbst einem Tauben die Ohren geklungen hätten – und dennoch erfolgte keinerlei Reaktion. Da stimmt etwas nicht!, fuhr es Laura durch den Kopf. Es ist was passiert.

Mit bangen Gefühlen bewegte sie sich langsam durch den langen Gang; Percy hielt sich dicht neben ihr. Als sie um das letzte Bücherregal bogen, konnte Laura sehen, dass sich auch niemand am Ausleihtresen aufhielt – schon gar nicht der Bibliothekar.

»Vielleicht ‘at er vergessen, dass er mit diir verabredet ist und ‘at siisch bereits in seine Zelle begeben?«

Laura schüttelte ungehalten den Kopf. »Das glaub ich nicht. Außerdem hätte er die Tür niemals aufstehen lassen.«

Obwohl sie in aller Eile den gesamten Raum absuchten, in jeden Winkel und hinter jedes Regal schauten, fand sich nicht die geringste Spur von Pater Dominikus. Schon wollten sie kehrtmachen, um Abt Gregor das Verschwinden des Bibliothekars anzuzeigen, als Laura etwas auffiel.

»Schau mal, Percy!« Sie deutete zu den raumhohen Regalen, die hinter dem Ausleihtresen an der Wand standen. Während alle anderen Büchergestelle dicht an dicht aneinander gerückt waren und nicht der kleinste Zwischenraum zwischen ihnen zu erkennen war, klaffte zwischen diesen beiden ein Spalt.

Eine winzig kleine Lücke.

Es dauerte nur einen Augenblick, bis Laura den Grund für die auffällige Unregelmäßigkeit entdeckt hatte: Das rechte der beiden Regale ließ sich bewegen. Als sie daran zog, schwang es ihr gleich einer riesigen Tür entgegen. Die unsichtbaren Scharniere mussten gut geölt sein, denn das Öffnen verursachte keinerlei Geräusch. Offenbar war die Geheimtür häufig in Gebrauch. Dahinter gähnte eine dunkle Nische in der Wand.

Percy zog ein Feuerzeug aus der Tasche, zündete die dicke Wachskerze in dem Ständer auf dem Tresen an und leuchtete in die Öffnung – und da entdeckten sie eine eiserne Wendeltreppe, die in die Tiefe führte.

Mit der Kerze in der Hand schritt Percy voran. Die Luft, die ihnen entgegenschlug, war erstaunlich frisch. Nicht der geringste Hauch von



Moder oder Verfall war zu riechen. Es war eher eine angenehme Frühlingsbrise, die ihnen um die Nase wehte. Das flackernde Licht warf gespenstische Schatten auf die alten Steinmauern des Treppenschachtes, in dem die Schritte der beiden Besucher dumpf hallten, während sie vorsichtig in das Kellergeschoss hinunterstiegen. Es dauerte nicht lange, bis sie unten angekommen waren. Eine mächtige Tür, die vollständig mit Eisen beschlagen war, versperrte ihnen den Weg.

Kurz entschlossen drückte Percy die Klinke nach unten. Noch im selben Augenblick schwang die Tür ohne das leiseste Geräusch auf. Ein riesiger, erstaunlich hoher Raum öffnete sich vor Laura und Percy. An den zahllosen Bücherregalen war unschwer zu erkennen, dass es sich um eine weitere Bibliothek handeln musste. Die Ausmaße des Saales entsprachen bis auf die größere Höhe beinahe denen der Bibliothek im Erdgeschoss. Er erstrahlte in einem sanften silbrigen Licht, obwohl nirgendwo eine Lichtquelle zu sehen war.

Wie war das nur möglich?

Stauend trat Laura durch die Tür und schaute sich um. Percy löschte die Kerze und folgte ihr. Als das Mädchen die Augen zur Decke richtete, die sich wie ein riesiger Baldachin über den Saal spannte, bemerkte es zu seiner Verwunderung, dass das gesamte Gewölbe mit einem prächtigen Sternenhimmel überzogen war. Eine solch originalgetreue Abbildung des nächtlichen Himmels hatte Laura noch nie gesehen. Zudem hatte es den Anschein, als leuchteten unablässig neue Sterne daran auf, gerade so, als gingen sie erst in diesem Moment am Firmament auf. Aber das ist unmöglich, dachte Laura.

Ich muss mich täuschen!

Da erregte eine weitere Besonderheit ihre Aufmerksamkeit: An diesem funkelnden Himmel waren gleich zwei Monde aufgezogen. Im Osten stand der gleiche bleiche Erdtrabant, wie Laura ihn bei ihrer Ankunft am Kloster über den Bergen am Horizont erblickt hatte. Nicht weit davon entfernt aber leuchtete unverkennbar ein strahlend blaues Gestirn vom Deckengewölbe – die Erde!

»Fantastiisch!« Mit atemlosem Staunen kommentierte Percy den



wundersamen Anblick. »Das ist fürwa'r und über alle Maßen fantastisch!«

»Du hast Recht. Und was noch viel fantastischer ist: Es sieht fast so aus, als würden diese Gestirne den Raum beleuchten! Aber das ist natürlich völlig abwegig – nicht wahr?«

Der Lehrer wandte den Blick von der Decke ab und schaute seine Schülerin nahezu grimmig an. »Ach, Laura!« Er seufzte enttäuscht und schüttelte müde den Kopf. »Iisch 'atte geglaubt, dass du die riischtigen Le'ren aus den Ereignissen des letzten Ja'res gezogen 'ast. Aber so, wie es aussie't, 'abe iisch miisch leider getäuscht. Wann endlisch wirst du verste'en, dass es auf unserer Welt Dinge gibt, die jenseits der Grenzen des menschliischen Verstandes liegen und des'alb mit i'm allein niischt zu fassen sind, *hein?*«

Schamesröte färbte Lauras Wangen. »Tut mir Leid, Percy«, murmelte sie kaum hörbar. »Aber das ist alles noch so neu für mich – und außerdem nur schwer zu begreifen.«

Stauend wanderte sie durch die Regalreihen, die Augen unverwandt nach oben gerichtet, damit ihr auch nicht das Geringste entging. Da erblickte sie eine Sternformation, die ihr völlig unbekannt war. Sie bestand aus sieben Sternen, und einer von ihnen funkelte heller als der andere!

»Sieh doch!« Mit der Rechten deutete sie auf die seltsamen Himmelskörper. »Wunderschön, nicht? Weißt du, wie das Sternbild heißt?«

»Tut mir Leid, Laura, aber dieses Sternzeichen 'ab iisch noch niemals gese'en. Obwohl – misch dünkt, es weist eine gewisse Ä'nliichkeit mit den Plejaden auf, die auch Siebengestirn genannt werden.«

»Siebengestirn?« Laura wunderte sich. »Nie gehört.« Sie bewegte sich in Richtung des Sternzeichens, als sie über einen großen Gegenstand stolperte, der vor einem der Bücherregale lag. Sie verlor das Gleichgewicht und musste sich an einer Strebe festhalten, um nicht der Länge nach hinzuschlagen. Erstaunt blickte sie zu Boden – und schrie vor Entsetzen auf. Auf den Steinfliesen vor ihr lag eine leblose menschliche Gestalt: Pater Dominikus. Seine blinden Augen waren weit aufgerissen, sein



Mund zu einem stummen Schrei geformt. In seiner Brust steckte ein Messer. Blut sickerte aus der Wunde und tropfte in die dunkelrote Lache, die sich unter seinem Oberkörper gebildet hatte.

Nur mit Mühe hielt Alienor sich im Sattel des Steppenponys, das mit schweren Schritten den abschüssigen Weg hinuntertrottete. Ihr zarter Mädchenkörper schwankte sachte hin und her. Sie war erschöpft, und schrecklicher Hunger quälte sie. Der Proviant, den sie aus Hellunyat mitgenommen hatte, war längst aufgebraucht. Schließlich war sie bereits länger als eine Woche unterwegs. Die Wunschgauler hatte sie allerdings immer noch nicht gefunden. Weder im Hochland von Karuun, wo sie mit ihrer Suche begonnen hatte, noch an den Ufern des Sees der Erinnerung. In einem kleinen Fischerdorf am Rande des riesigen Gewässers hatte sie allerdings erfahren, dass die Gesuchten sich im Land der Flussleute aufhielten, und sich umgehend dorthin gewandt.

Seither ernährte sie sich von den Früchten der Felder und des Waldes. Die kargen Rationen hatten ihr zunächst nichts ausgemacht. Die Sehnsucht nach ihrem Bruder hatte sie klaglos weiterreiten lassen. Allmählich aber verlangte es sie nach einer ordentlichen Mahlzeit. Alleine der Gedanke daran ließ ihren Magen knurren.

Mit einem Male blieb das Pony stehen, schnaubte und bewegte den Kopf heftig auf und ab.

»Was ist denn los, Brauner? Was hast du denn?«

Das Steppenpony wicherte unruhig. Alienor sah sich um. In der weiten Tiefebene, die sich vor ihr bis zum Horizont erstreckte, glänzten die schlangenförmigen Schleifen zahlloser Flüsse im Licht der beiden Monde, die am Nachthimmel von Aventerra standen – sie hatte das Land der Flussleute fast erreicht, auch wenn es sicherlich noch Stunden dauern mochte, bis sie zur ersten Siedlung gelangte. Vielleicht hatte sie ja endlich Glück und traf dort auf die Wunschgauler? Alienor hatte sich ihren Plan sorgfältig zurechtgelegt: Sie würde sich den farbenprächtigen Führern anschließen und vorgeben, an ihre falschen Versprechen zu glauben. Warum sollten die Männer aus Deshiristan auch Verdacht schöp-



fen? Schließlich konnte ihnen doch egal sein, aus welchem Grunde ihnen jemand folgte. Hauptsache, sie konnten Borboron mit weiteren willigen Helfern beliefern. Auf die Idee, dass sie sich freiwillig in ihre Gewalt begab, weil sie in der Dunklen Festung nach ihrem Bruder suchen wollten, würden die sicher nie verfallen.

Das Wiehern des Braunen riss sie aus den Gedanken. »Ist ja gut«, versuchte sie das Pony zu beruhigen. »Ich glaube, ich weiß, was du willst: Du hast auch keine Lust mehr weiterzureiten, nicht wahr? Bist auch müde und hast Hunger genau wie ich.«

Das Mädchen schaute sich nach einer Lagerstätte um. Ganz in der Nähe befand sich eine kleine Senke, die mit wolligem Riedgras bewachsen war. An ihrem Rand standen Sträucher, und wenn Alienor nicht alles täuschte, war von dort sogar das Murmeln einer Quelle zu hören – ein Lagerplatz, wie sie ihn sich besser gar nicht wünschen konnte!

Der Braune legte die letzten Schritte eher widerwillig zurück. Er schien tatsächlich am Ende seiner Kräfte zu sein. Neben der Quelle stieg Alienor ab, befreite das Pony von Sattel und Zaumzeug. »Guten Appetit«, sagte sie lächelnd und tätschelte dem treuen Reittier den Hals. »Das Gras sieht recht saftig aus. Es wird dir bestimmt schmecken!«

Der Braune schnaubte und rührte sich nicht von der Stelle. Seltsam, dachte das Mädchen. Ob er selbst zum Fressen zu müde ist?

Nachdenklich band sie ihre Decke vom Sattel los. Als sie damit auf die Büsche zuing, um sie unter ihnen auszubreiten, schlug ihr mit jedem Schritt eine immer stärker werdende Hitze entgegen. Sie schien direkt aus dem Gesträuch zu kommen. Überrascht musterte Alienor das Buschwerk. War es möglich, dass es sich um Feuersträucher handelte? Sie hatte von diesen seltsamen Pflanzen, deren Heimat die gefürchteten Feuerwälder waren, schon häufig gehört, sie aber noch nie zu Gesicht bekommen. Sie sahen aus wie ganz gewöhnliche Sträucher, die Blätter waren grün und saftig und besaßen die Form kleiner Flammen.

Das fügt sich gut, dachte Alienor erleichtert, dann brauch ich wenigstens kein Feuer zu entfachen. Was ohnehin nicht möglich gewesen wäre, denn der Zunder, den sie mitgenommen hatte, war unbrauchbar. Als sie



sich am Vortag voller Gier über einen Bach gebeugt hatte, um daraus zu trinken, war er hineingefallen und nass geworden.

Das Mädchen breitete die Decke aus, kniete sich nieder und strich sie glatt. Die wohlige Wärme tat gut – und machte gleichzeitig schläfrig. Schon wollte Alienor sich auf dem Lager ausstrecken, als sie ein Fauchen hörte. Erschrocken drehte sie sich um – und erstarrte: Sie war von gelben Giftschleichern umringt! Die mehr als katzen großen Tiere mit den hässlichen Drachenköpfen und den Skorpionschwänzen hatten sich lautlos angeschlichen.

Alienor fühlte, dass sie trotz der Hitze plötzlich zu frieren begann. Mit einem Giftschleicher hätte sie es sicherlich aufnehmen können – aber doch nicht mit einem halben Dutzend! Und dummerweise hing der Dolch, den sie als einzige Waffe mit auf die Reise genommen hatte, am Knopf des Sattels, der gut zehn Schritte von ihr entfernt im Gras lag.

Die heimtückischen Tiere kamen näher. Richteten die stachelbewehrten Schwänze mit dem tödlichen Gift auf. Doch nicht nur diese Schwänze waren gefährlich, sondern auch die gespaltenen Zungen, die sie ellenweit aus ihren mit scharfen Zähnen bewehrten Mäulern schnellen lassen konnten. An ihnen saßen kleine Widerhaken, die ein Sekret enthielten, mit dem die Schleicher ihre Opfer lähmten, bevor sie ihnen den tödlichen Stich versetzten.

Alienor war auch so bereits regungslos. Wie versteinert starrte sie die Tiere an. War das das Ende? Schon öffnete der erste Giftschleicher das Maul, um seine Zunge – als sich wie aus dem Nichts ein ebenso schleimiges wie kräftiges Etwas um den Leib des Mädchens schlang und es in die Luft riss. Entsetzt schaute Alienor auf- und blickte direkt in das böse Auge eines riesigen Flugkraken, der über ihr schwebte. Die beiden kräftigsten, zum Greifen bestimmten Tentakel hatte er um ihren Oberkörper geschlungen und führte sie nun zum Maul an der Unterseite seines schleimigen Kopfes. Und noch ehe er zubiss, fühlte Alienor schon die messerscharfen Kanten des Papageienschnabels, mit dem das fliegende Raubtier seine Opfer zerriss.



Ein Messer steckte in der Brust von Pater Dominikus – er war ermordet worden.

Als Laura sich wieder etwas gefasst hatte, wollte sie seinen Puls fühlen, doch Percy hielt sie zurück.

»Niischt anfassen!«, ermahnte er sie. »Wir dürfen keinerlei Spuren verwischen, Laura, und ‘elfen können wir dem Bedauernswerten ohne’ in niischt me’r. Der ‘err sei seiner Seele gnädiisch!«

Percy hatte Recht. Hier gab es nichts mehr zu tun. Zutiefst schockiert liefen sie zum Eingang, fanden das Portal jedoch geschlossen. Merkwürdig – hatten sie es nicht offen stehen lassen, als sie das geheime Archiv unter der Erde betreten hatten? War es vielleicht von selbst zugefallen, während sie, abgelenkt von dem einzigartigen Sternengewölbe, durch die Regalreihen gewandert waren?

Laura drückte die Klinke hinunter, doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Sosehr sie auch daran ruckelte – sie bewegte sich nicht einen Millimeter. Selbst als Percy mit anfasste und die beiden mit vereinten Kräften daran zogen, vermochten sie die Pforte nicht zu öffnen.

Jemand musste sie abgeschlossen haben.

Jemand hatte sie – *eingesperrt!*

Kurzerhand zog Laura ihr Handy aus der Tasche, um Hilfe herbeizutelefonieren. Doch schon der erste Blick auf das Display ließ sie resigniert abbrechen: »Kein Netz«, blinkte es ihr entgegen.

Mist!

Enttäuscht steckte sie das Mobiltelefon wieder ein und begann wie wild mit den Fäusten an die Tür zu hämmern.

»Niischt doch, Laura!«

Das Mädchen gehorchte nicht. Es trommelte so lange gegen die Tür, bis die Hände zu schmerzen begannen. Erst dann beendete Laura das sinnlose Tun und blickte Percy ratlos an. »Und jetzt?«

»Wir können niichts weiter unterne’men, als abzuwarten und darauf zu ‘offen, dass irgendjemand den Bibliothekar vermiisst und nach i’m sucht. Weitere Mögliichkeiten se’e iisch niischt!«

»Und was ist, wenn außer Pater Dominikus niemand die Bibliothek



hier kennt? Dann kann es doch ewig dauern, bis man uns findet.«

Percy schürzte die Lippen. »Das 'alte iisch für völliisch ausgeschlossen. Zumindest einer muss den Raum 'ier gekannt haben: der Mörder.«

»Ja, super!« Laura verdrehte die Augen. »Und der wird natürlich sofort Alarm schlagen und allen verraten, was hier unten geschehen ist.«

Der Sportlehrer warf ihr einen beleidigten Blick zu. »Ich se'e keinen Grund, mir Tor'eit zu unterstellen, Laura. Zudem 'ilft es uns niischt weiter, wenn wir die Nerven verlieren. *Frere* Portarius wird schon Alarm schlagen, wenn wir das Kloster niischt wieder verlassen. Wir müssen nur warten und darauf vertrauen, dass man uns bald findet.«

Alienor schrie gellend auf vor Entsetzen. Sie zappelte wild und wand sich wie ein Aal, aber es gab kein Entkommen aus den kräftigen Fangarmen des Flugkraken. Gleich eisernen Fesseln hatte er sie um ihren Leib geschlungen. Das Mädchen trommelte mit den Fäusten auf die schleimigen Tentakel, die ihm die Luft zu nehmen drohten, und versuchte sich aus ihrem Griff zu befreien. Doch die Saugnäpfe hielten unerbittlich fest, während das Untier die sechs mit Flughäuten verbundenen Fangarme gleich einem Vogel auf und ab schwang und in die Lüfte emporflatterte. Der scharfe Schnabel kam immer näher. Gleich würde er seine Beute zerhacken. Die Augen des Kraken leuchteten vor Gier, während er sein hilfloses Opfer immer näher an das Maul heranzuführte. Schließlich öffnete er den Schnabel.

Alienor verstummte. Das war das Ende. Sie würde ihren Bruder nicht wiedersehen. Niemals.

Da ging ein Zischen durch die Luft, und ein Pfeil bohrte sich zwischen die Augen des Flugkraken. Das Tier ließ einen schrillen Laut hören, die Fangarme lösten sich, und Alienor stürzte in die Tiefe.

Die Furcht, auf dem Boden zerschmettert zu werden, hatte sich ihrer noch gar nicht bemächtigen können, als sie auch schon auf einem nachgiebigen Untergrund landete, der ihren Aufprall abfederte. Alienor verspürte kaum einen Schmerz. Verwundert richtete sie sich auf und schaute sich um. Sie befand sich auf einer Plattform, die vielleicht zehn auf



zwanzig Schritte maß und aus dicken, mit Tauen aneinander gebundenen Balken gefügt war. Darauf stand ein Mast, an dem ein großes Segel aus blauem Tuch flatterte. Das Ganze erinnerte sie an ein Floß – nur, dass das Gefährt nicht auf Wasser dahinfuhr, sondern durch die Luft schwebte!

Alienor sperrte den Mund auf vor Staunen, als sie auch schon ein leises Kichern hörte. Sie wandte sich um und erblickte ein Männchen, das nicht größer war als sie selbst. Sein ballonförmiger Kopf wirkte riesig im Vergleich zu seinem schwächlichen Körper. Wie ein großer gelber Luftballon schwebte er auf dem kurzen Hals. Der Wicht trug ein blaues Gewand und hielt einen Bogen in der Hand – offensichtlich hatte der Gelbhäuter sie aus den Fängen des Flugkraken gerettet.

»Staunst du, was?« Wieder kicherte der Wicht. »Ist auch kein Wunder. Hast wohl noch nie ein Luftfloß gesehen. Und einen Levator wahrscheinlich auch nicht – oder doch?«

Da erst bemerkte das Mädchen, dass das Männchen gar nicht auf dem Luftfloß stand. Seine Füße, die in blauen Lederstiefeln steckten, schwebten vielmehr eine Handbreit über den Balken.

Alienor verstand überhaupt nichts mehr.

Der Gedanke, zur Untätigkeit gezwungen zu sein, missfiel Laura. Dennoch musste sie einsehen, dass sie nichts tun konnten, als einfach nur zu warten. Die Mitbrüder würden den Bibliothekar spätestens beim Abendessen vermissen. Sobald sie sich auf die Suche nach ihm machten, würden sie aus ihrem unfreiwilligen Gefängnis befreit werden. Irgendjemand im Kloster musste doch von der geheimen Bibliothek wissen. Es war völlig ausgeschlossen, dass sie einzig und allein Pater Dominikus bekannt gewesen war.

Peinlich darauf bedacht, keinerlei Spuren der Mordtat zu verwischen und so die Arbeit der Polizei zu erschweren, nahmen Laura und Percy die Bibliothek genauer unter die Lupe. Als sie sich einen ersten Überblick über die beeindruckende Büchersammlung verschafft hatten, wurde ihnen klar, warum diese wohl nur Eingeweihten zugänglich war: Die



Mehrzahl der alten Bände, Folianten und Pergamente, die in dem Archiv gesammelt waren, enthielten geheime oder gar verbotene Schriften. Zahllose Bibeltexte, deren Existenz die Kirchenführung offiziell stets bestritten hatte; Aufzeichnungen, deren Verfasser als Ketzler auf dem Scheiterhaufen gelandet waren; Berichte von Geheimbünden, die über die Jahrhunderte erbittert verfolgt wurden; und die brisanten Traktate von Verfeimten.

Laura staunte über die unermesslichen Schätze. »Was ich nicht recht verstehe – warum hat man alle diese Bücher aufbewahrt, wenn sie doch verboten waren?«

»Das Verbot einer Schrift sagt niischt das Geringste über i'ren In'alt und i'ren Wert aus – und bedeutet schon gar niischt, dass sie niischt die Wa'r'eit verbreitet. Ganz im Gegenteil: Mansche Wa'r'eiten sind so schwer erträgliich, dass man sie lieber verschweigt, als siisch i'nen zu stellen!«

Nachdenklich ließ Laura die Augen über die Buchrücken wandern. Es mussten Tausende und Abertausende sein. War es denn denkbar, dass all diese Erkenntnisse eine Gefahr darstellten? Und wenn ja – für wen? Für alle Menschen – oder nur für einige wenige? Laura hatte darüber noch nie nachgedacht, aber schon bald wurde ihr klar, dass Percy Recht hatte. Nicht alle Menschen besaßen ein Interesse daran, die Wahrheit ans Licht zu bringen – sie unterdrückten sie vielmehr, wo es nur ging. Würde zum Beispiel Dr. Schwartz zugeben, dass er nach Kräften danach strebte, den Mächten der Dunkelheit zur Herrschaft über die Erde und über Aventura zu verhelfen? Niemals! Er würde das vehement bestreiten und jeden, der das behauptete, der Lüge bezichtigen – und natürlich alles daran setzen, dass jedes Dokument und jede Schrift, die das beweisen konnte, vernichtet wurde und auf immer verschwand!

Ähnlich verhielt es sich vermutlich mit den Aufzeichnungen, die in diesem unterirdischen Archiv aufbewahrt wurden. Ihr Inhalt wird irgendjemandem nicht in den Kram gepasst haben, wann und aus welchen Gründen auch immer. Und wenn der Betroffene nur Macht genug besessen hatte, dann konnte er ohne Probleme dafür sorgen, dass die unbe-



queme Wahrheit nicht an die Öffentlichkeit gelangte. Zu jenen Zeiten, als es weder Zeitungen, weder Radio noch Fernsehen gab und das Telefon genauso unbekannt war wie Reisen in fremde Länder, musste es ein Leichtes gewesen sein, unliebsame Kritiker und Denker mundtot zu machen und zu verhindern, dass ihre Erkenntnisse verbreitet wurden.

War das vielleicht der Grund, warum niemand etwas über das Siegel der Sieben Monde wusste? War der Schlüssel zu seinem Geheimnis vielleicht in dieser verborgenen Bibliothek zu finden? Hatte Pater Dominikus es ihr offen legen wollen und war deshalb in das Gewölbe hinuntergestiegen?

Percy fand Lauras Überlegungen gar nicht so abwegig. »Klingt durchaus logosibel, wie dein Bruder sagen würde«, erklärte er lächelnd. »Allerdings – warum ‘at der Pater bei eurem Besuch bestritten, disch auf dieses Siegel ‘ingewiesen zu ‘aben?«

Laura schaute den Lehrer tadelnd an. »Aber Percy! Das hab ich dir doch schon erklärt: Weil er vor dem Abt nicht reden wollte, deshalb!«

»*Mais oui, excusez – moi, Mademoi* –« Plötzlich brach der Lehrer ab und erblasste. »Ist dir bewusst, was das bedeuten kann, Laura?« Percys Stimme klang erstickt.

Fragend sah das Mädchen ihn an.

»Das bedeutet vermutliisch, dass zumindest der Abt die Bibliot’ek ‘ier niischt kennt. Des’alb ‘at Dominikus in seiner Anwesen’eit niischt reden können! Und noch viel weniger konnte er eusch das Ge’eimarschiv mit den gesammelten Schätzen ‘ier zeigen!«

Natürlich! Das musste es sein!

»Mögliischerweise sind nur wenige der Brüder mit diesem Ge’eimarschiv vertraut«, fuhr Percy fort, »und werden es des’alb vermeiden, die anderen ‘ier’er zu fü’ren.«

Laura runzelte die Stirn. »Demnach müssen wir uns auf eine längere Wartezeit einrichten?«

Percy nickte. »Iisch fürschte, ja – es sei denn, unsere Freunde in Ravenstein vermissen uns und veranlassen des’alb, dass man uns sucht. Du ‘ast Kaja doch bestimmt erzä’lt, wo wir ‘infahren, oder?«



»Das schon, aber —«

»Aber was?«

»Ich hab ihr auch gesagt, dass es spät werden kann, bis wir zurückkommen. Sehr spät – und dass sie ruhig schon schlafen gehen soll.«

»*Mon Dieu!*«

Laura schaute betreten zu Boden. Nein, von der Freundin hatten sie keine Hilfe zu erwarten.



Kapitel 10 *✿* Ein böses Erwachen



aja überflog den letzten Absatz und schlug das Physikbuch zu. Es war genug für heute. Außerdem hatte sie in den letzten Tagen bereits intensiv mit Laura gelernt. Das musste genügen als Vorbereitung auf den morgigen Test.

Bevor sie das Buch wegräumte, startete sie für einen Moment nachdenklich vor sich hin. Sie verstand Laura nicht. Okay – das Treffen mit dem Mönch mochte wichtig sein. Aber warum hatte sie es nicht verschoben? Nur um einen einzigen Tag? Warum war sie bloß so stur und musste unbedingt zu diesem gottverlassenen Kloster fahren? Wenn sie nun tatsächlich so spät zurückkam, wie sie angedeutet hatte, dann würde sie in der Frühe wieder todmüde sein. Wenn ihr deshalb wieder nichts einfiel wie beim letzten Mathetest, dann war die Paukerei der vergangenen Tage völlig umsonst gewesen!

Unwillkürlich schüttelte Kaja die roten Locken und griff gedankenverloren zum letzten Stück Schokolade, das im zerfetzten Silberpapier vor ihr auf dem Schreibtisch lag. Mit annähernd Lichtgeschwindigkeit verschwand es in ihrem Mund.

Der Wecker auf dem Nachttisch zeigte fünf vor sieben. Prompt fühlte Kaja eine gewaltige Leere im Bauch; ihr Magen knurrte. Höchste Zeit fürs Abendessen!

Das Mädchen wollte gerade das Zimmer verlassen, als von draußen ein Lichtschein auf den geschlossenen Vorhang fiel. Die Scheinwerfer eines Autos wahrscheinlich, denn von ihrer Bude aus konnte man hinunter auf den Lehrer-Parkplatz sehen. Mit der vagen Hoffnung, dass Laura



und Percy vielleicht doch schon zurückkamen, eilte Kaja zum Fenster, zog die Vorhänge zur Seite und blickte hinaus.

Es war in der Tat ein Auto. Allerdings handelte es sich nicht um den alten Peugeot von Percy Valiant, sondern um die noch um einiges ältere Limousine von Professor Morgenstern, einen vorsintflutlichen Opel Kapitän. Der Wagen hielt auf dem für den Direktor reservierten Stellplatz, die Scheinwerfer erloschen, die Fahrertür wurde geöffnet, und Aurelius Morgenstern stieg aus. Was Kaja reichlich merkwürdig fand. Sie hatte noch nie erlebt, dass der Direktor höchstpersönlich am Steuer saß. Wenn er schon mal seinen Wagen benutzte – was allerdings beinahe so selten vorkam wie eine Mondfinsternis –, wurde er stets von Attila Morduk, dem Hausmeister von Ravenstein, durch die Gegend chauffiert. Morgenstern selbst hatte Kaja noch kein einziges Mal hinter dem Lenkrad gesehen.

Und warum schaute er sich so vorsichtig nach allen Seiten um, nachdem er ausgestiegen war? Als der Schein einer Lampe das Gesicht des Professors erhellte, konnte Kaja erkennen, dass er gehetzt und sehr besorgt wirkte.

Was war nur los mit dem sonst so ausgeglichenen Mann?

Der Direktor schloss den Wagen ab und hastete dann zu seinem Häuschen. Was dem Mädchen ebenfalls verdächtig erschien. Warum ging Morgenstern nicht geradewegs zum Abendessen, zu dem er doch sonst immer pünktlich um Schlag sieben erschien? Grübelnd blickte sie dem Professor nach, der im Dunkel des Parks verschwand.

Schon wollte das Mädchen den Vorhang wieder zuziehen, als es eine Bewegung am Rande des Parkplatzes wahrnahm. Die Zweige eines großen Buchsbaumes wurden zur Seite gedrückt, und ein Mann trat hinter dem Busch hervor. Kaja erkannte ihn sofort: Es war Dr. Quintus Schwartz.

Der Chemielehrer starrte ebenfalls hinter Aurelius Morgenstern her. Sein Gesicht glich einer wächsernen Maske, und seine dunklen Augen funkelten rot. Erst als der Professor nicht mehr zu sehen war, änderte sich der starre Ausdruck im Gesicht des Dunklen: Ein spöttisches Grin-



sen umspielte die schmalen Lippen von Quintus Schwartz, und bevor er sich umdrehte, um sich in das Burggebäude zu begeben, glaubte Kaja ganz leise ein höhnisches Lachen zu hören.

Hatte Schwartz auf den Direktor gewartet? Und wenn ja: Worüber freute er sich klammheimlich?

Was ging da vor – verdammt noch mal?

Als ihre Armbanduhr auf elf zutickte, wurde Laura klar, dass sie die Nacht in der geheimen Bibliothek zubringen mussten. Obwohl ihre Kenntnisse über das Klosterleben nicht allzu groß waren, wusste sie dennoch, dass Mönche sich gewöhnlich früh zu Bett begaben. Schließlich mussten sie weit vor dem Morgengrauen aufstehen, um die Vigil, das erste Gebet des Tages, zu sprechen. Zu dieser späten Stunde würde deshalb keiner der Brüder mehr nach ihnen suchen.

Percy und Laura hatten die Zeit genutzt, sich eingehend in ihrem Gefängnis umzusehen, und waren dabei auf eine höchst interessante Spur gestoßen. Als sie den Bücherkatalog, in dem der komplette Bestand der Bibliothek verzeichnet war, in der Hoffnung durchforstet hatten, einen Hinweis auf das geheimnisvolle Siegel der Sieben Monde zu entdecken, waren sie nach langer Suche schließlich fündig geworden. Zumindest vermuteten sie das. Der Band, der ihre Aufmerksamkeit geweckt hatte, trug den Titel »Societas Septem Sodalium« – »Die Bruderschaft der Sieben«, wie der lateinkundige Percy übersetzte. Da es das einzige Buch war, in dessen Titel die Sieben vorkam, glaubten sie, es könne Informationen über das Siegel enthalten.

Leider stand das Werk nicht an dem Platz, den der Katalog auswies. An der Stelle im entsprechenden Regal klaffte vielmehr eine Lücke – was schon verdächtig genug war. Noch viel verdächtiger allerdings erschien ihnen, dass genau vor dem Regal, in dem sich »Die Bruderschaft der Sieben« eigentlich hätte befinden müssen, die Leiche des Ermordeten lag!

Gab es möglicherweise einen Zusammenhang zwischen dem Mord und dem Verschwinden des Buches? War der Dieb vielleicht von Pater Dominikus auf frischer Tat ertappt worden und hatte sich nicht anders



zu helfen gewusst, als den Bibliothekar umzubringen?

Ob ihre Vermutung richtig war, würde allerdings erst die Polizei klären können. Fragte sich nur, wann die ihre Arbeit aufnehmen würde.

Morgen? Oder vielleicht erst übermorgen?

Bei der Vorstellung, die Nacht in unmittelbarer Nähe eines Toten verbringen zu müssen, befahl Laura ein leichtes Gruseln. Glücklicherweise fanden sich in dem unterirdischen Gewölbe bequeme Lesesessel. Die beiden Wächter machten es sich darin gemütlich, so gut es ging. Da zudem eine überraschend milde Temperatur in dem Saal herrschte – was Laura sich ebenso wenig erklären konnte wie den fantastischen Nachthimmel an der Decke –, wurden sie alsbald von Müdigkeit übermannt und schliefen ein.

Oh, Mann – *der Physiktest!*

Das war Lauras erster Gedanke beim Aufwachen. Wie hatte sie den nur vergessen können! Wie im Schock starrte sie auf die Armbanduhr: Es war Viertel vor acht! In fünfzehn Minuten begann auf Ravenstein der Unterricht. Nur fünfzehn Minuten noch, und Rebekka Taxus würde das Klassenzimmer betreten, um die Aufgaben an Kaja und Laura zu verteilen – und spätestens dann würde Pinky feststellen, dass sie, Laura, nicht anwesend war. Laura konnte sich die Reaktion der Dunklen nur zu gut ausmalen: Ein höhnisches Grinsen würde sich auf Pinkys Gesicht legen – sie sah die schadenfrohe Miene der Lehrerin förmlich vor sich. Insgeheim würde die Taxus jubeln, weil sie ihrem Ziel damit ein Stück näher kam. Laura würde für den abermals versäumten Test ein Ungenügend ernten – und damit war ihr Schicksal so gut wie besiegelt. Selbst Aurelius Morgenstern würde nicht mehr verhindern können, dass sie das Klassenziel verfehlte.

Sie war verloren. Am Ende des Jahres musste sie Ravenstein verlassen – es gab keine Rettung mehr.

Der Sportlehrer hatte den Kopf in den Nacken gelegt und starrte gebannt zur Decke. Neugierig geworden, blickte Laura ebenfalls auf. Am großen Gewölbe der geheimen Bibliothek war ein strahlender Morgenhimmel aufgezo- gen. Die Sterne und Monde der Nacht waren ver-



schwunden, stattdessen stieg eine blasse Wintersonne am östlichen Horizont empor. Es war, als liege die Bibliothek unter freiem Himmel – obwohl sie sich tief unter der Erde befand und von mächtigen Mauern umfriedet war.

Das wundersame Schauspiel ließ Laura einen Moment die Sorgen vergessen. Doch schon Sekunden später holte ihr Kummer sie wieder ein.

»Was soll ich nur machen, Percy?« Das Mädchen schien der Verzweiflung nahe. »Es darf doch nicht sein, dass den Dunklen der Sieg so leicht gemacht wird! Können wir denn gar nichts dagegen unter –«

In diesem Augenblick fiel es ihr ein.

Natürlich! Das war die Lösung!

Zu blöd, dass sie nicht früher daran gedacht hatte!

Mit mürrischer Miene packte der Albino die Stallgabel und begann mit dem Ausmisten. Schweiß strömte über sein bleiches Gesicht, denn es war heiß im Pferdestall. Das Scharren der Hufe und das Mahlen der Kiefer waren zu hören, während die Streitrösser der Schwarzen Krieger, fast allesamt Hengste, sich voller Gier über das Heu hermachten, mit dem der weißhaarige Mann mit den blutunterlaufenen Augen die Raufen gefüllt hatte.

Der Albino fluchte, während er seiner Arbeit nachging. Diese verdammten Wunschgaukler! Wie hatten sie ihm das nur antun können? Ihn einfach dem Schwarzen Fürsten zu überlassen! Sollte er die verfluchten Hunde wieder treffen, würde er sie töten! Denn sie hatten nichts als den Tod verdient.

Wenn es etwas gab, was Borrok hasste wie die Pest, dann waren das Pferde. Schon der Gedanke daran verursachte ihm Übelkeit, und bei ihrem Anblick überzogen stark juckende Pusteln seinen gesamten Körper. Und ausgerechnet ihn hatte der Schwarze Fürst zum Stalldienst verdonnert!

Die Satansrösser waren kaum zu bändigen und unberechenbar. Borrok hatte längst aufgehört, die Tritte zu zählen, die er sich eingefangen



hatte, seit er sich in der Dunklen Festung befand. Obwohl er höllisch aufpasste und sich den Biestern nur mit größter Vorsicht näherte, war sein ganzer Körper inzwischen mit blauen Flecken übersät. Dabei konnte er noch von Glück sprechen. Einem anderen Pferdeknecht hatte ein wütender Gaul erst kürzlich den Schädel zerschmettert! Und was war der Lohn für die ebenso gefährliche wie harte Arbeit? Nichts als dünne Kohlsuppe und hartes Brot!

Wieder stieß der Albino einen Fluch aus, als er eine Frauenstimme in seinem Rücken hörte.

»Psst, Borrok. Borrok!«

Er drehte sich um und sah eine dralle Magd, die am Durchgang zur Scheune stand. Sie sah sich nach allen Seiten um und winkte ihm hastig zu. Der Albino stach die Gabel in den Misthaufen, den er auf die hölzerne Schubkarre geladen hatte, und ging zu ihr.

Die Maid war nicht gerade hübsch. Das fettige blonde Haar hing ihr ins feiste Gesicht, und sie trug ein verdrecktes Gewand. Wieder schaute sie sich nach allen Seiten um. Als sie sah, dass sie allein waren, näherte sie ihren Mund dem Ohr des Albinos und flüsterte ihm zu: »Hast du es dir überlegt, Borrok?«

Der Mann grinste. »Nun, ja«, sagte er. »Es ist gefährlich, was du von mir verlangst.«

»Was soll denn daran gefährlich sein, Männer in einem Heuwagen zu verstecken?«

»Das nicht, du Dummkopf! Es ist natürlich kein Problem, sie unter dem Heu zu verbergen. Das Problem ist, den Wagen durch das Tor in die Burg zu bringen. Die Wachen sind äußerst misstrauisch.«

»Aber die kennen dich doch. Du bringst doch regelmäßig Heu in die Dunkle Festung. Warum sollten sie ausgerechnet heute Abend Verdacht schöpfen?«

»Weil Borboron nur den besten seiner Männer den Wachdienst anvertraut, wie ich gehört habe. Und wenn sie mich erwischen, ist es um mich geschehen.«

»Aber versteh doch, Borrok. Es ist für eine gute Sache! Du hasst Bor-



boron und seine Brut doch genauso wie ich. Wenn wir den Weißen Rittern nicht helfen, heimlich in die Schwarze Festung zu gelangen, wird dieser Tyrannei nie ein Ende gesetzt!«

Der Albino wiegte bedächtig den Kopf. »Nun, ja«, sagte er gedehnt.

»Und vergiss nicht, der Lohn ist hoch: zwanzig Silberstücke! Mehr, als du jemals besessen hast in deinem Leben. Also sag endlich ja!«

Borrok überlegte und musterte die Magd dabei von oben bis unten. »Also gut – aber ich will mehr!«

Die Maid war bestürzt. »Mehr? Unmöglich! Ich habe nicht ein Silberstück mehr!«

Borrok grinste. »Davon habe ich auch nicht gesprochen.«

»Nein?« Die Magd glotzte ihn verständnislos an. »Wovon dann?«

Als der Albino seinen Blick lüstern über ihren Körper wandern ließ, verstand sie endlich. »Einverstanden«, seufzte sie.

Ein schmieriges Lächeln erhellte das Gesicht des Mannes. »Wusste ich doch, dass wir uns verstehen. – Wo ist das Silber?«

Die Magd holte einen Leinenbeutel unter ihrem Gewand hervor und drückte ihn Borrok in die Hand. »Hier. Kannst nachzählen, wenn du willst.«

Zufrieden wiegte der Mann den Beutel in der Hand. »Wird wohl nicht nötig sein«, sagte er grinsend. »Und wann bekomm ich den restlichen Lohn?«

»Sofort«, antwortete die Magd. »Du sollst auf der Stelle erhalten, was du verdienst.«

Mit einem Male fauchte sie wie eine Raubkatze. Der eisige Hauch, der aus ihrem Mund kam, ließ Borrok das Lächeln im Gesicht gefrieren. Unter Zischen und Schnauben krümmte sich die Magd und wand ihren Körper, als habe ein Dämon von ihm Besitz ergriffen. Ihr plumpes Gesicht machte einem neuen Platz, in dem gelbe Reptilienaugen funkelten. Ihre Wurstfinger verwandelten sich in Krallen – Syrin stand vor dem zitternden Albino.

»Hab ich doch gehant, dass dir nicht zu trauen ist!«, herrschte sie den Knecht an. »Ich hätte wetten können, dass du die Probe nicht bestehst!«



Auf ihren Wink hin traten vier Schwarze Krieger heran, die sich in der Scheune versteckt gehalten hatten, und packten den Albino.

»Gnade, Herrin!«, wimmerte Borrok. »Ich hätte das doch niemals gemacht! Es war doch nur Spaß! Nur Spaß, Herrin!«

Die Gestaltwandlerin beachtete sein Gejammer nicht. »Bringt diesen Verräter in den Kerker«, befahl sie den Kriegern, »und sperrt ihn ins finsterste Verlies. Dort soll er verrotten, dieser elende Hund!«

Kaja war schlecht. Speiübel. Wie benommen setzte sie sich auf ihren Platz. Den Lärm der Mitschüler nahm sie gar nicht richtig wahr. Und auch die dumme Bemerkung, mit der Max Stinkefurz sie auf die Palme bringen wollte, überhörte sie. Kaja starrte nur auf den leeren Stuhl neben sich und schüttelte wie in Trance den Kopf.

Laura!

Sie muss verrückt geworden sein!

Eine andere Erklärung konnte es nicht geben. Nicht genug, dass sie am Vorabend nicht aufgetaucht war. Nein – auch am Morgen, als der Wecker Kaja aus dem Schlaf gerissen hatte, war das Bett der Freundin noch völlig unberührt gewesen. Selbst zum Frühstück war Laura nicht erschienen. Sie hatte es nicht einmal für nötig befunden, sich per Handy zu melden und ihr zu erklären, wo sie blieb. Auch Lukas hatte sie nicht informiert. Und Kevin wahrscheinlich auch nicht. Aber den hatte Kaja erst gar nicht gefragt. Obwohl er ihr nichts getan hatte, vermied sie jeden Kontakt mit ihm. Sie verstand einfach nicht, was Laura an dem Knaben fand. Aber Laura wurde ja ohnehin immer seltsamer.

Kaja brauchte nicht aufzusehen, als die Mitschüler verstummten. Sie wusste auch so, dass Pinky den Raum betreten hatte.

Rebekka Taxus, wie immer ganz in Pink gekleidet, pflanzte sich lächelnd vor der 7b auf. »Ich wünsche euch allen einen wunderschönen Morgen – und ganz besonders natürlich Laura und Kaja, die heute das große Vergnügen haben, den Tesst nachzuschreiben!« Ihr Blick wanderte zum Tisch der beiden – und da bemerkte sie, dass Laura fehlte.

Das Grinsen auf dem Gesicht der Lehrerin wich einem ernsten Aus-



druck.

»Wass isst denn passiert, Kaja?« Wie ein scharfes Messer schnitt Pinkys Stimme durch die angespannte Stille. »Hat deine Freundin verschlafen – oder hat ssie nur Angsst vor dem Tesst?«

Der Blick der Lehrerin war so durchdringend, dass Kaja ihm ausweichen musste. Pinky Taxus schien sich in ihren Kopf bohren zu wollen.

»Antworte gefälligst, wenn ich dich wass frage«, zischte die Lehrerin. »Wass isst loss mit Taura?«

»Ah... äh.« Kaja fing an zu stottern und vermied den Augenkontakt mit der Dunklen. »Es... Äh...«

Das Quietschen der Tür erlöste das Mädchen aus der Hilflosigkeit. Rebekka Taxus drehte bei dem Geräusch überrascht den Kopf – und erblickte Laura, die mit einem fröhlichen Lächeln in das Klassenzimmer trat. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Frau Taxus.« Ihre Stimme klang beinahe belustigt, als freue sie sich, Pinky einen Streich gespielt zu haben. »Ich bin leider aufgehalten worden.«

Mit einem Ausdruck allergrößten Erstaunens starrte Kaja die Freundin an. Auch die anderen Schüler waren überrascht. Insbesondere Kevin schien total perplex; er schaute Laura an, als sei sie ein Geist.

Rebekka Taxus war die Enttäuschung anzusehen. Finster musterte sie das Mädchen, während es zu seinem Platz eilte. Aber Laura nahm die Herausforderung der Dunklen an. Die beiden maßen sich mit Blicken, und zu ihrem Ärger musste die Taxus erkennen, dass die Schülerin keinerlei Angst mehr vor ihr hatte. Ein nervöses Zucken ging über das Gesicht der Lehrerin. Schon hatte es den Anschein, als wolle sie Laura wegen der Verspätung rügen, doch dann kniff sie nur die schmalen Lippen zusammen und holte die Aufgaben aus der Aktentasche.

Nachdem sie den beiden Mädchen die Testbögen ausgehändigt hatte, deutete sie auf die leere Bank in der hinteren Ecke des Klassenzimmers. »Ssetzt euch dorthin, damit ich euch besser unter Aufsicht habe«, befahl sie. »Und glaubt bloß nicht, dasss ihr nur eine Ssekunde länger Zeit hättet, weil du zu sspät gekommen bist, Laura – auss welchem Grund auch immer.«



Laura entgegnete nichts. Wortlos folgte sie Kaja zum angewiesenen Platz, während Magda Schneider ihr aufmunternd »Viel Glück!« zuraunte.

»Wo um alles in der Welt hast du denn gesteckt?«, flüsterte die Freundin. »Und warum tauchst du jetzt erst auf?«

»Tut mir wirklich Leid – aber ich musste erst noch mit der Polizei telefonieren.«

»Hä? Mit der Polizei? Warum denn das?«

Laura winkte ab. »Das ist eine lange Geschichte, und dafür haben wir jetzt wirklich keine Zeit!«

Sie setzte sich, überflog die Aufgaben – und ein Lächeln legte sich auf Lauras Gesicht.

Als Pinky am Ende der Stunde die Testbögen von Laura und Kaja einsammelte und dabei einen Blick darauf warf, konnte sie ihr Erstaunen nicht verbergen: Beide Schülerinnen hatten nicht nur alle Aufgaben bearbeitet, was so gut wie noch nie vorgekommen war, sondern sie offenbar auch bis auf eine einzige Ausnahme richtig gelöst.

Rebekka Taxus konnte es nicht fassen – was hatte sie nur verkehrt gemacht? Hatte sie zu leichte Aufgaben ausgewählt?

Sie konnte es nur vermuten, denn der Versuch, Lauras Gedanken zu lesen, brachte sie nicht weiter. Die Göre verstand es inzwischen nahezu perfekt, ihre Gedanken abzuschirmen.

Tod und Teufel!, fluchte die Taxus still vor sich hin. Sie hatte ja von Anfang an geahnt, dass Laura keine einfache Gegnerin sein würde. Dass sich das Mädchen allerdings als so stark erweisen würde, damit hätte sie nicht gerechnet.

Niemals!

Zum Glück hatte Quintus Schwartz die Schülerin treffender eingeschätzt und in aller Stille die notwendigen Maßnahmen eingeleitet, um Laura Leander doch noch außer Gefecht zu setzen. Rebekka Taxus nahm es deshalb ziemlich gelassen, als das Mädchen sie nun beinahe spöttisch ansah. Äußerlich jedoch trug Pinky das Gegenteil zur Schau: Sie setzte ein ausgesprochen mürrisches Gesicht auf. Die Göre erwartete doch



bestimmt, dass ihre Lehrerin sich über ihr gutes Abschneiden ärgerte. Also tat sie ihr den Gefallen und bemühte sich um die sauertöpfischste Miene, zu der sie fähig war. Auf diese Weise würde das Balg sich überlegen und in der Folge auch sicher fühlen. Wer sich aber in Sicherheit wiegt, vernachlässigt die Wachsamkeit und wird blind für die Gefahr, in der er schwebt.

Diesen Grundsatz hatte Rebekka als ersten gelernt, nachdem sie in den Kreis der Dunklen aufgenommen worden war. In den langen Jahren, die seither verstrichen waren, hatte er sich stets aufs Neue bewährt. Laura Leander würde es genauso ergehen wie so vielen anderen Gegnern der Dunklen: Sie würde sich in Sicherheit wiegen – ohne die leiseste Ahnung zu besitzen, was sich in ihrer engsten Umgebung wirklich abspielte.

Scheinbar enttäuscht blickte Pinky dem Mädchen nach, das mit Kaja das Klassenzimmer verließ. Insgeheim freute Rebekka Taxus sich jedoch. Schließlich hatte sie niemals damit gerechnet, dass der Plan von Quintus Schwartz aufgehen würde.

Laura Leander hatte schon verloren.

Laura hatte die Tür zur Mädchentoilette kaum hinter sich geschlossen, als sie Kaja hastig beschwor: »Was immer auch gleich geschehen mag, präg dir eines gut ein, und vergiss es bitte nicht: Wenn ich heute nicht mehr zurückkommen sollte und Percy auch nicht, dann könnt ihr uns in der geheimen Bibliothek im Kloster ›Zum Heiligen Stein‹ finden.«

»Wie? Was? In der geheimen... was?« Kaja war irritiert. Es war ihr anzusehen, dass sie keinen blassen Schimmer hatte, was Laura ihr eigentlich bedeuten wollte.

»Sie liegt direkt unter der Klosterbibliothek«, fuhr Laura fort. »Der Zugang zur Treppe wird von dem Bücherregal verborgen, das rechts hinter dem Ausleihresen steht. Man kann es aufziehen und –«

»Die Treppe? Welche Treppe denn?«, unterbrach Kaja verwirrt, aber da löste sich die Freundin unvermittelt in Nichts auf. Mit schreckgeweiteten Augen starrte der Rotkopf auf die weiß geflieste Wand. Noch vor einer Sekunde hatte Laura davor gestanden – und war nun spurlos verschwunden. Natürlich hatte Laura ihr längst erklärt, was Traumreisen



waren und wie sie funktionierten. Diese wundersame Fähigkeit der Wächter allerdings mit eigenen Augen zu erleben war etwas anderes – und überforderte Kaja entschieden. Die Sinne drohten ihr zu schwinden. Sie musste sich an der Wand abstützen, um nicht zu Boden zu sinken.

Percy Valiant blickte Laura direkt ins Gesicht. »Wach auf«, flehte er und rüttelte sie, um sie aus der Trance zu reißen. »Wenn iisch miisch niisch täusche, bekommen wir endliisch Besuch!«

Das Mädchen blickte sich verwundert um. Es brauchte eine Weile, bis es begriff, dass der Lehrer sie von ihrer Traumreise zurückgeholt hatte und sie sich in dem Geheimarchiv des Klosters befand. Von der Eingangstür her drangen Geräusche an ihr Ohr – so als suche jemand nach einem passenden Schlüssel. Im selben Moment fühlte sie auch schon die Müdigkeit, die sie wie eine Fessel einschnürte. Es war allerdings nicht ganz so schlimm wie bei ihrer ersten Traumreise, als sie sich fast ein ganzes Jahr in der Zeit zurückbewegt hatte. Der Abstecher ins Internat dagegen hatte sich in der Gegenwart abgespielt und nur eine knappe Stunde gedauert. Offensichtlich war der Grad der Erschöpfung, den eine solche Reise nach sich zog, sowohl von ihrer Dauer als auch von der zeitlichen Differenz abhängig, die man dabei überwinden musste. Je länger und weiter man im Traum in die Vergangenheit reiste, desto größer war offenbar der Tribut, den der Körper diesem fantastischen Unternehmen zollen musste.

Laura konnte ein Gähnen nicht unterdrücken und riss den Mund fast so weit auf wie ein schläfriges Nilpferd.

»'at siisch dein Ausflug wenigstens als erfolgreich erwiesen?«, erkundigte sich Percy.

Laura strahlte. »Sehr sogar. Es hat super geklappt. Ich glaub, ich hab noch nie so einen guten Physiktest geschrieben wie heute.«

»Iisch gratuliere! 'at doch Vorteile, wenn man das Traumreisen be'errscht, *nest – ce pas?*«

»Stimmt«, antwortete Laura mit verschmitztem Lächeln. »Vorausgesetzt, man denkt auch dran!«

Percy wollte schon antworten, aber da wurde die Eingangstür geöff-



net, und drei Männer betraten den Raum: Abt Gregor und zwei Unbekannte. Auch wenn diese sich noch nicht vorgestellt hatten, sah Laura ihnen sofort an, dass es Polizisten in Zivil waren.

Dem Abt gingen die Augen über, als er den unterirdischen Saal erblickte. Mit ungläubigem Staunen schaute er sich um und schüttelte immer wieder den Kopf. Percy hatte richtig vermutet: Das verborgene Archiv war dem obersten der Mönche offensichtlich völlig unbekannt. Der ältere der beiden Beamten, ein bulliger, unersetzter Mann mit militärischem Haarschnitt und ergrautem Schnauzbart, trat zu Laura und Percy und beäugte sie misstrauisch. Mit routinierter Geste zog er die Erkennungsmarke aus seinem dunklen Wollmantel und hielt sie Percy entgegen. »Kriminalkommissar Wilhelm Bellheim. Wo ist der Tote?«

»Iisch entbiete I'nen gleichfalls meinen freundliischen Gruß.« Trotz der unüberhörbaren Ironie in Percys Stimme ließ der Schnauzbart keine Gefühlsregung erkennen. »Wenn der 'err mir bitte folgen würde?«

Percy drehte sich um und führte die Kriminalbeamten und den Klostervorsteher zur Leiche von Pater Dominikus.

Abt Gregor entfuhr ein entsetzter Aufschrei. »Allmächtiger! Der Herr sei seiner Seele gnädig.«

Mit der Rechten schlug er segnend das Zeichen des Kreuzes über den verstorbenen Mitbruder und sah den Kripomann fragend an. Der Schnauzbart nickte, woraufhin sich der Abt zu dem Toten hinunterbeugte und ihm die Augen schloss. Dann trat er zur Seite und versenkte sich in ein stummes Gebet.

Der Schnauzbart winkte den jüngeren Mann – Laura vermutete, dass es sich um seinen Assistenten handelte – zu sich heran. »Beorder die Kollegen von der Spurensicherung her, Anton, und fang schon mit der Vernehmung der Mönche an!« Der hagere Gehilfe nickte dienstefrig und eilte davon, während Kommissar Bellheim sich dem Sportlehrer zuwandte. »Nun erzählen Sie mal, was passiert ist.«

So knapp wie möglich schilderte Percy, was sich am Vortag zugetragen hatte. Er schloss den Bericht mit dem Hinweis auf das verschwundene Buch und verschwieg auch nicht, dass er einen Diebstahl für ein mög-



liches Tatmotiv hielt.

Der Kriminalkommissar bedachte Percy mit einem schrägen Blick. Dass ein Amateur sich in seinen Job einmischte, schien ihm gar nicht zu behagen. Allerdings enthielt er sich jeden Kommentars zu dem geäußerten Verdacht und befragte stattdessen Laura. »Du hast also bei uns angerufen und uns über den Mord informiert, stimmt's?«

Laura nickte, während sie nur mühsam ein Gähnen unterdrücken konnte. »Genau.«

»Und die Leiche habt ihr bereits gestern entdeckt?«

»Ja, klar.« Laura verstand nicht, was die Frage sollte. »Das hat mein Lehrer Ihnen doch schon erklärt.«

»Ich weiß.« Ein selbstzufriedenes Lächeln erhellte für einen Moment Bellheims Gesicht. »Aber warum hast du uns erst heute Früh angerufen und nicht schon gestern, unmittelbar nachdem ihr den Toten gefunden habt?«

»Ähm?« Laura blickte den Kommissar verdattert an. »Weil... weil... ähm...«

»Ja? Ich höre?«

Hilfe suchend schaute das Mädchen zu Percy.

»Das 'aben wir durschau versucht, 'err Kommissar, allerdings o'ne jegliischen Erfolg. Laura 'at keine Verbindung mit dem 'andy bekommen.«

»Tatsächlich?«, knurrte Bellheim und musterte das Mädchen scharf. »Und warum hat es heute Morgen geklappt?«

»Ähm.« Laura starrte wie benommen vor sich hin. Sie konnte dem Kommissar doch unmöglich die Wahrheit sagen. Diese Geschichte von der Traumreise würde er doch niemals glauben. Hilflös zuckte sie mit den Schultern. »Ich habe keine Erklärung, tut mir Leid.«

»Das solltest du aber.« Aus verengten Augen starrte der Kommissar sie an. »Sonst komme ich am Ende noch auf komische Gedanken.«

Komische Gedanken? Was meinte er damit? Er glaubte doch nicht, dass sie etwas mit dem Mord –?

Das war doch nicht möglich!

»Vielleischt gab es ja ein Problem bei der Telefongesellschaft?«, warf



Percy ein.

Der Kommissar zeigte sich davon nur wenig beeindruckt. »Wir werden das überprüfen, auch wenn ich es für reichlich abwegig halte.« Seine Miene wurde immer bärbeißiger, als er mit der Befragung fortfuhr. »Was mich noch viel mehr interessiert: Woher wussten Sie eigentlich von diesem Raum, der selbst dem Abt bis dato völlig unbekannt war?«

Trotz des unausgesprochenen Verdachtes, der mit dieser Frage einherging, bemühte Percy sich, so freundlich wie möglich zu bleiben. »Auch uns war dessen Existenz völlig unbekannt, 'err Kommissar, bis wir gestern durch puren Zufall den Eingang entdeckt 'aben.«

»Tatsächlich? Und das soll ich Ihnen glauben?«

»Natürliisch. Weil es der Wa'r'eit entspriischt!«

Die Miene des Kripobeamten verriet, dass er nicht ein Wort glaubte. Als der Abt ihm dann auch noch berichtete, dass Laura dem Ermordeten bereits vor einer Woche einen Besuch abgestattet und diesen dabei mit reichlich abwegigen Behauptungen – wie Abt Gregor sich ausdrückte – konfrontiert hatte, fürchtete Laura schon, verhaftet zu werden.





Kapitel 11 Der Levator

s war der Gerichtsmediziner, der Percy und Laura die Verhaftung ersparte. Dieser erklärte dem Kommissar, dass der Ermordete, dem ersten Eindruck nach zu urteilen, vermutlich schon tot gewesen sei, bevor die beiden Besucher bei Bruder Anselm an die Klosterpforte geklopft hatten. Und auch Anton, Bellheims Assistent, trug zu ihrer Entlastung bei, als er von der Befragung der Mönche zurückkehrte.

»Alles, was recht ist, Chef«, erklärte er, »aber warum sollten sich die beiden hier unten einsperren, wenn sie tatsächlich etwas mit dem Mord zu tun hätten. Das ergibt doch keinen Sinn!«

Bellheim musterte seinen Assistenten von oben herab. »Ich hab nie behauptet, dass sie sich selbst eingesperrt haben!«, erwiderte er scharf.

Anton ließ keine Gefühlsregung erkennen. Offensichtlich war er eine rüde Behandlung gewohnt. »Die Klosterbrüder waren es auch nicht«, entgegnete er ruhig. »Sie haben übereinstimmend ausgesagt, diesen Raum hier nicht gekannt und natürlich auch nicht abgeschlossen zu haben.«

»Und wenn sie gelogen haben?«

Der Assistent zuckte mit den Schultern. »Wir werden das überprüfen. Fürs Erste lassen die Indizien aber nur einen Schluss zu.«

»Und der wäre?«, knurrte der Kommissar ungehalten.

»Der Täter selbst muss die Tür verriegelt haben. Er hat die beiden hier eingesperrt, weil er hoffte, auf diese Weise die Entdeckung seiner Untat so lange wie möglich hinauszuzögern, um sich so weit wie möglich vom Tatort zu entfernen.«



Da Bellheim keine plausiblen Gegenargumente vorbringen konnte, wurden Laura und Percy mit der Auflage entlassen, sich für eventuelle Nachfragen zur Verfügung zu halten.

Es war bereits Nachmittag, als Laura und Percy nach Ravenstein zurückkehrten. Obwohl sich das Mädchen nur noch mit Mühe auf den Beinen halten konnte und jeden Moment vom Schlaf übermannt zu werden drohte, suchten sie umgehend Professor Morgenstern auf, um ihn von dem schrecklichen Vorfall zu unterrichten.

Der Direktor empfing sie in seinem Büro. Die Nachricht vom Mord an Pater Dominikus erschütterte ihn sichtlich. Er wurde leichenblass.

»Sie 'aben den Pater wo'l gut gekannt?«, fragte Percy Valiant behutsam.

Aurelius Morgenstern nickte. »In der Tat. Dominikus und ich kennen uns seit einer Ewigkeit. Ich habe seine Bekanntschaft während des Studiums gemacht, in einer Philosophievorlesung. Obwohl wir uns über den Vortrag erbittert gestritten haben und auch später in vielen Dingen oft unterschiedlicher Meinung waren, haben wir uns sofort angefreundet und sind... äh... waren seitdem enge Freunde.« Die blauen Augen des Professors glänzten feucht.

Percy wartete, bis Aurelius Morgenstern ein Taschentuch hervorgeholt und sich die Tränen getrocknet hatte, bevor er mit der nächsten Frage fortfuhr. »Diese verborgene Bibliot'ek – 'aben Sie eigentliisch von deren Existenz gewusst?«

»Ja.« Morgenstern blickte versonnen vor sich hin. »Ich war einer der Wenigen, die in das Geheimnis eingeweiht waren. Viele Stunden habe ich dort verbracht, um Studien und Forschungen zu betreiben, und eine Menge hilfreicher Erkenntnisse gewonnen. Das Archiv existiert schon seit der Gründung des Klosters. Die Bibliothekare vom 'Heiligen Stein' haben es sich seit jeher zu ihrer besonderen Aufgabe gemacht, verbotene Texte zu sammeln und der Nachwelt zu erhalten. Die Tatsache, dass eine Schrift auf den Index gerät oder mit einem Tabu belegt wird, bedeutet nämlich noch lange nicht –«

»Iisch weiß«, unterbrach Percy ihn schnell. »Genau über dieses Pro-



blem 'aben Laura und iisch gestern in aller Ausfü'rliischkeit gesprochen. Zeit genug dazu 'atten wir ja.«

Morgenstern mühte sich zu einem Lächeln. »Dann kann ich mir meine Ausführungen ja sparen.«

»So ist es. Aber was siisch mir niischt so ganz erschließt: Wie kommt es eigentliisch, dass niischt einmal der Abt von dieser Bibliot'ek wusste?«

»Die Erklärung ist ziemlich einfach: Äbte sind Angehörige der kirchlichen Hierarchie und als solche an besondere Regeln und Weisungen gebunden. Zudem sind sie der Kirchenführung zu absolutem Gehorsam verpflichtet. Sie hätten deshalb gegen ihre Amtspflichten verstoßen, wenn sie den Besitz indizierter Schriften in ihrem Kloster geduldet hätten. Aus diesem Grunde haben die Bibliothekare vom ›Heiligen Stein‹ ihre Vorgesetzten niemals in das Geheimnis eingeweiht, das tief im Schoß des Klosters bewahrt wurde. Nur ihre unmittelbaren Vertrauten und auch die zu ihrer Nachfolge bestimmten Mitbrüder wussten davon. Der jeweilige Abt dagegen war stets völlig ahnungslos.«

Percy nickte nachdenklich. »Iisch verste'e. Des'alb musste Pater Dominikus neuilisch vor dem Abt wo'l auch abstreiten, dass er Laura aufgetragen 'atte, nach dem Siegel der Sieben Monde zu suchen, niischt war?«

Professor Morgenstern antwortete nicht. Stattdessen deutete er auf Laura, die mit geschlossenen Augen in ihrem Sessel in sich zusammengesunken war – sie schlief tief und fest.

»Kümmere dich um sie«, bedeutete Aurelius Morgenstern dem Sportlehrer. »Bring sie auf ihr Zimmer, und Sorge dafür, dass sie ausreichend Schlaf findet.«

Als Laura am nächsten Morgen aufwachte, hatte sie nicht die geringste Erinnerung an das Gespräch im Büro des Professors. Auch dass Percy Valiant sie aus dem Sessel gehoben und in ihr Zimmer getragen hatte, wusste sie nicht mehr. Nachdenklich starrte sie vor sich hin. Da wurde die Tür geöffnet, und Kaja trat ein.

Die Freundin kam aus dem Waschsaal zurück. Sie lächelte Laura strahlend an. »Guten Morgen. Ich dachte schon, du wachst überhaupt nicht mehr auf.«



Laura reckte sich ausgiebig und gähnte herzhaft, während Kaja zu ihrem Nachttisch ging, die Schublade aufzog und eine Tafel Schokolade hervorholte.

Verständnisvoll lächelnd beobachtete Laura, wie Kaja die Verpackung aufsetzte. Sie wollte gerade ein Stück abbrechen, als ihr die Tafel aus der Hand fiel und auf den Boden polterte. »Uups«, sagte das Pummelchen und bückte sich rasch.

Laura schüttelte unwirsch den Kopf. An der Tollpatschigkeit der Freundin würde sich wohl niemals etwas ändern.

Kaja tat so, als bemerkte sie Lauras tadelnden Blick gar nicht und steckte sich gleich drei Schokostücke auf einmal in den Mund.

»Seit wann hab ich eigentlich geschlafen?«, wollte Laura wissen.

»Weit walb wier western Wachwittag«, gab Kaja mit vollen Wangen zurück.

»Seit halb vier? Das sind ja über fünfzehn Stunden!«

»Wewau!« Hastig schluckte Kaja die Schokolade hinunter. »So eine Traumreise scheint ja richtig anstrengend zu sein. Ich frage mich nur, wie du das Ronnie Riedel klar machen willst?«

»Ronnie Riedel? Was hat denn Ronnie damit zu tun?!«

»Das fragst du noch? Er war ganz schön sauer, dass du gestern nicht zum Wettrennen erschienen bist. Ich hab ihm erzählt, du seist plötzlich krank geworden und könntest deshalb nicht gegen ihn antreten. Aber das hat er nicht geglaubt und behauptet, bei deiner Krankheit handele es sich wohl um ›akutes Muffensausen Maximalis‹. Er verbreitet inzwischen im ganzen Internat, dass du ein elender Feigling bist und tierischen Schiss vor der Ochsenkopf-Abfahrt hast!«

Laura stöhnte laut auf. »Oh, Mann! Diese blöde Wette mit Ronnie!« Wie sollte sie aus der Nummer bloß wieder rauskommen? Der Kerl würde doch nichts unversucht lassen, um sie vor den anderen Ravensteinern lächerlich zu machen – zumal sie denen ja nicht von ihrer Traumreise erzählen konnte.

Laura schwante Schlimmes.

Die Nerverei begann schon beim Frühstück. Es hatte sich wohl bei al-



len Ravensteinern herumgesprochen, dass Laura nicht zum Skirennen gegen Ronnie angetreten war, denn im Speisesaal schlug ihr von allen Seiten hämisches Grinsen entgegen. Laura gab vor, das nicht zu bemerken, aber in ihrem Inneren rumorte es.

Als sie an dem Tisch vorbeikam, an dem Ronnie Riedel und Max Stinkefurz im Kreise ihrer Kumpane saßen, erhob Ronnie sich und grinste die Freunde an. »Wenn ich um Applaus bitten darf für Laura Leander, Schisser-Superstar. Immerhin hat sie sich heute aus dem Bett getraut!«

Während die anderen in hämischen Beifall ausbrachen, verfiel Stinkefurz in sein wieherndes Eselsgelächter. »Bravo!«, schrie er dann so laut, dass es bis zum Lehrtisch schallte. »Bravo, Laura Schisser-Superstar!«

Laura sah, dass sowohl Mary Morgain als auch Percy Valiant ihr bedauernde Blicke zuwarfen. Gleichzeitig aber schüttelte der Sportlehrer kaum merklich den Kopf. Sie verkniff sich deshalb die bissige Bemerkung, die ihr auf der Zunge lag, und ging wortlos weiter, ohne die Spötter zu beachten.

Kaja dagegen konnte ihren Ärger nicht zurückhalten. »Wisst ihr, was ihr seid?«, keifte sie. »Ihr seid alle dämliche Idioten – ihr habt es nur noch nicht gemerkt!« Damit stolzierte sie mit hoch erhobenem Kopf zu ihrem Platz.

Als Laura sich gegenüber von Lukas an den Tisch setzte, musterte dieser die Schwester mit hochgezogenen Augenbrauen. »Da hast du dir ja was Schönes eingebrockt!«

»Ich weiß – aber das ist leider nicht mehr zu ändern. Sie können ja nicht wissen, warum ich nicht zum Rennen antreten konnte. Und erzählen kann ich's ihnen auch nicht.« Mit betrübtem Gesicht griff sie zur Kakaokanne und goss sich den Becher voll, bevor sie sich über ihre Cornflakes hermachte.

Kevin, der neben Lukas saß, schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln. »Nimm's nicht so schwer! Wir wissen doch, dass du kein Feigling bist, oder – und die anderen werden sich schon bald wieder beruhigen, glaub mir!«



Dankbar erwiderte Laura das Lächeln. »Danke, Kevin. Das ist nett von dir.«

»So'n Quatsch!« Kaja schoss ihr einen giftigen Blick zu. »Das ist nicht nett, sondern selbstverständlich.« Sichtlich empört wandte sie sich an den Dunkelhaarigen. »Dein Geschleime geht mir langsam auf den Geist, weißt du das?«

Laura stieß die Freundin rasch mit dem Ellbogen an. »Nicht doch«, raunte sie. »Lass den Quatsch!«

»Ist doch wahr!« Kajas Stimme überschlug sich fast. »Merkst du denn gar nicht, dass der Typ sich aufführt wie King Schleibold persönlich? Magda kann das wohl auch nicht mehr ertragen, sonst hätt sie sich bestimmt nicht weggesetzt.«

Erst jetzt fiel Laura auf, dass Magda an diesem Morgen an einem anderen Tisch Platz genommen hatte. Das war schon eigenartig. Dass ihre Freundin nicht gerade gut auf Kevin zu sprechen war, konnte sie ja verstehen. Obwohl Kaja eigentlich keinen Grund hatte, in ihm einen Konkurrenten zu sehen. Aber Magda? Welchen Anlass mochte Magda haben, plötzlich ihren Stammplatz zu meiden? Betroffen sann Laura darüber nach, kam allerdings zu keinem plausiblen Ergebnis, sodass sie beschloss, das Mädchen bei passender Gelegenheit danach zu fragen.

Lukas unterbrach ihre Gedanken. »Was mich brennend interessiert – hat der Besuch im Kloster dir wenigstens diesmal was gebracht?«

Einen Augenblick war Laura verwundert, doch dann fiel ihr ein, dass die Freunde von dem Mord an Pater Dominikus ja noch nichts wissen konnten, und so berichtete sie ihnen in knappen Worten von den schrecklichen Ereignissen in der Abtei.

Sichtlich betroffen schaute der Bruder sie an. »Das ist ja furchtbar«, sagte er. »Und außerdem bist du bei der Suche nach dem Siegel der Sieben Monde nicht einen Schritt weitergekommen.«

»Keinen einzigen, nein.«

Die typische Falte zeigte sich auf Lukas' Stirn. »Von diesem Mord und dem unbekanntem Täter einmal abgesehen, gibt es noch eine Sache, die ich nicht verstehe: Wenn Pater Dominikus das Geheimnis des Siegels



kannte – und das muss er, sonst hätte er dich nicht darauf hingewiesen – , dann ist mir schleierhaft, warum Aurelius Morgenstern davon angeblich keine Ahnung hat.«

Kaja machte ein verwundertes Gesicht. »Warum sollte er denn? Der Professor hat doch mit dem Kloster nichts zu tun!«

Lukas zog genervt die Augenbrauen hoch. »Denk doch mal nach, du Spar-Kiu! Wenn die beiden wirklich so enge Freunde waren, wie der Direktor behauptet, und das Siegel der Sieben Monde tatsächlich eine große Hilfe für Laura darstellt, dann wäre Morgenstern doch der Erste gewesen, dem Pater Dominikus davon erzählt hätte – das ist doch logosibel!«

Laura brauchte nicht lange nachzudenken. »Klingt einleuchtend«, pflichtete sie dem Bruder bei und zog ein grimmiges Gesicht. »Sieht ganz danach aus, als müsste ich dem Professor dringend ein paar Fragen stellen!«

»Das solltest du, Laura.« Lukas blickte sie streng über den Rand der Brille an, die einmal mehr verrutscht war. »Und zwar so bald wie möglich!«

Bevor Laura die Gelegenheit dazu bekam, musste sie noch den Unterricht überstehen. Und das war weit schlimmer, als sie gehaut hatte. Ausnahmsweise lag das einmal nicht an den Lehrern, im Gegenteil. An diesem Tag standen nämlich einige von Lauras Lieblingsfächern auf dem Stundenplan. Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Biologie und gleich zwei Stunden Gemeinschaftskunde. Sowohl Magister Sebalus, der Morgenstern immer noch vertrat, als auch Dr. »Schnuffelpuff« Schneider-Ruff und »Dschingis« Wagner waren ausgesprochen reizend. Selbst Fräulein Holunder, die spillerige Biologielehrerin, war ausnahmsweise gut gelaunt. Es hatte fast den Anschein, als wollten die Lehrer sich gegenseitig an Freundlichkeit, Witz und Humor überbieten. Es gab nicht das Geringste an ihnen auszusetzen. Das Problem waren die Mitschüler.

Mit Ausnahme von Kaja und Kevin schienen sie sich allesamt gegen Laura verschworen zu haben. Selbst Franziska und Magda. Und Caro Thiele sowieso. Von der ersten bis zur letzten Unterrichtsminute läster-



ten sie über ihre vermeintliche Feigheit. Sie rissen gemeine Witze auf Lauras Kosten und schmähten sie mit Schimpfwörtern. »Angsthase«, »Warmduscher«, »Weichei« und »Loser« waren darunter noch die harmloseren. Dass Kaja und auch Kevin sich vor Laura stellten und sie verteidigten, konnte an den Gemeinheiten der restlichen 7b nichts ändern. Von Ronnie Riedel und Max Stinkefurz immer wieder aufs Neue angestachelt, zogen die anderen unablässig über Laura her.

Laura verstand die Welt nicht mehr. Was war nur in ihre Mitschüler gefahren? Vor den Ferien, als Rebekka Taxus versucht hatte, Stimmung gegen sie zu machen, hatten sie noch geschlossen hinter ihr gestanden. Selbst Ronnie Riedel war niemals richtig unfair oder gemein zu ihr gewesen. Dabei hatte er keinen Hehl daraus gemacht, dass er sauer auf sie war. Schließlich hatte sie ihm den Klassensprecherposten weggeschnappt. Lediglich Max Stinkefurz war einige Male richtig fies zu ihr gewesen – allerdings nur, weil er glaubte, sein Kumpel Ronnie würde das von ihm erwarten. Warum nur konnten sie nun gar nicht genug davon bekommen, sie durch den Dreck zu ziehen?

Was war geschehen?

Oder – war vielleicht etwas mit *ihnen* geschehen?

Laura grübelte und zermarterte sich das Gehirn, fand allerdings keine einleuchtende Erklärung.

Nach Ende des Unterrichts wollte Laura mit Professor Morgenstern sprechen. Die Pieselstein erklärte ihr jedoch, dass der Direktor auswärtige Termine wahrnehme, und so musste sie unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Laura kehrte in ihr Zimmer zurück, ließ sich auf ihr Bett sinken und verfiel ins Grübeln. Warum nur behandelten die Mitschüler sie wie eine Aussätzige? Klar, es hatte vielleicht so ausgesehen, als habe sie sich vor dem Wettrennen gedrückt, aber das müsste doch eigentlich längst vergessen sein. Was hatten sie plötzlich gegen sie?

Wie gerne hätte sie mit jemandem darüber geredet. Aber es war niemand da, dem sie sich hätte anvertrauen können. Kaja war bei Magda, um sich ein Video anzuschauen. Lukas hatte sich von Kevin überreden



lassen, ihn in den Nachbarort zu begleiten, um CDs zu kaufen. Aurelius Morgenstern war ebenfalls nicht da, und Miss Mary und Percy hatten an diesem Nachmittag Unterricht.

Niemand ist für mich da, dachte Laura traurig. Noch vor nicht allzu langer Zeit haben wir fast jede Minute miteinander verbracht, Kaja, Lukas und ich. Und nun sind plötzlich alle mit anderen Dingen beschäftigt. Ist das nur ein Zufall – oder gibt es einen Grund dafür?

Wenn ich jetzt wenigstens mit den Eltern sprechen könnte! Aber Mama ist seit acht Jahren tot – und Papa ist immer noch in der Gewalt der dunklen Mächte. Wie es ihm wohl gehen mag? Ob er mir je wieder beistehen kann?

Laura war den Tränen nahe, als sie an ihren Vater dachte. Seit über einem Jahr schmorte er nun schon im Kerker der Dunklen Festung und harnte sicherlich sehnsüchtig auf seine Befreiung. Seufzend stand Laura auf, zog das große Fotoalbum aus dem Regal, legte es vor sich auf den Schreibtisch und begann darin zu blättern. Schon beim Anblick der ersten Bilder, die sie zusammen mit dem Bruder und den Eltern zeigten, wurde Laura wehmütig ums Herz. Sie waren eine richtig glückliche Familie gewesen, Lukas, Anna, Marius und sie, bis das schreckliche Unglück von der einen Sekunde auf die andere alles verändert hatte.

Mama – sie vermisste sie so sehr!

Selbst nach der langen Zeit, die seit dem Autounfall vergangen war.

Laura blätterte gerade um, als sie die Stimme der Mutter hörte. »Warum bist du heute so betrübt, Laura?«, fragte Anna Leander und lächelte der Tochter vom obersten Foto der aufgeschlagenen Seite aus zu. Laura erinnerte sich ganz genau, dass ihre Mutter auf diesem Bild eigentlich ein ernstes Gesicht machte, wie auf fast allen Fotos. Nicht, dass die nachdenkliche Frau nicht manchmal gelacht hätte. Im Gegenteil: Sie war oft sehr fröhlich gewesen und hatte ihre Familie mit ihrem Lachen angesteckt. Anna Leander bewegte tatsächlich die Lippen. »Was ist geschehen, Laura?«

Die Worte sprudelten nur so aus dem Mädchen heraus, als es der Mutter sein Leid klagte und ihr alles erzählte, was ihm auf dem Herzen



lag. Danach kam Laura es so vor, als sei eine schwere Last von ihr gefallen.

»Geht es dir jetzt besser?« Die Mutter musterte ihre Tochter besorgt.
»Ein bisschen zumindest?«

Lauras Miene entspannte sich. »Ich glaub schon.«

»Schön.« Wieder lächelte Anna Leander ihrer Tochter zu. »Manchmal hilft es schon, wenn man sich die Sorgen von der Seele redet. Auch wenn ich jetzt nicht mehr viel für dich tun kann – du darfst dich jederzeit an mich wenden, wenn dich etwas bedrückt. Ich bin noch immer für dich da – und daran wird sich nie etwas ändern.«

»Ich weiß, Mama«, flüsterte Laura. Sanft berührte sie das Foto mit den Fingern. Ein angenehmes Gefühl von Wärme prickelte durch ihre Hand und flutete durch den Arm bis ins Innere ihres Körpers. Es war, als wäre sie in der Geborgenheit einer Umarmung gefangen und könne ihre Mutter leibhaftig spüren. Laura wagte weder ihre Hand wegzunehmen, noch den Zauber dieser wohligen Empfindung durch eine Frage zu stören.

Nach einer Weile brach Anna Leander die Stille. »Hör zu, Laura! Vergiss niemals, dass nichts auf dieser Welt ohne besonderen Grund geschieht! Genauso, wie viele Dinge ganz anders aussehen, wenn man erst einmal hinter ihre Oberfläche geblickt hat, erschließt sich uns auch das Verhalten der Menschen nicht beim ersten Anschein. Viele wissen ihre wahren Absichten geschickt zu verbergen, und es dauert deshalb häufig eine ganze Weile, bis man sie durchschaut.«

Laura zog ein gequältes Gesicht. »Ich verstehe nicht, was du mir damit sagen willst, Mama?«

»Ich weiß, aber du wirst schon bald verstehen.« Anna Leanders Stimme klang sanft. »Du darfst dich nur nicht entmutigen lassen, was immer auch geschieht. Deine Aufgabe kannst du nämlich nur bewältigen, wenn du fest an das Gelingen glaubst. Wenn du aber zulässt, dass Angst und Zweifel an dir nagen, werden deine Kräfte schwinden und dein Mut wird nachlassen – womit deine Gegner erreicht hätten, wonach sie mit Macht und Heimtücke streben. Sei auf der Hut vor den Dunklen, Laura!



Sie führen Böses im Schilde und schrecken vor keiner List zurück. Erinnere dich der Worte des Mönches, und suche nach dem Siegel der Sieben Monde, denn es wird dir Stärke verleihen. Der Blinde hat dir nicht zu viel versprochen. Es stellt in der Tat die größte Kraft unter dem Himmel dar, vorausgesetzt, man erkennt das ihm innewohnende Geheimnis.«

Anna Leander schenkte ihrer Tochter ein letztes Lächeln zum Abschied. »Pass auf dich auf, mein Kind«, flüsterte sie und hob die Hand, um Laura zuzuwinken. »Und vergiss nie, dass ich dich liebe.«

»Ich dich auch, Mama. Ich dich auch.«

Anna ließ die Hand sinken, ihre Gesichtszüge erstarrten, und nur einen Herzschlag später blickte sie Laura wieder ernst entgegen.

Wie gebannt schaute Laura mit feuchten Augen auf das Foto ihrer Mutter, unfähig, den Blick von ihr zu lösen. Als Laura das Album endlich wieder ins Regal stellte, fühlte sie mit einem Male eine seltsame Kraft in sich aufsteigen. Es war ihr, als habe selbst der Tod diesem übermächtigen Gefühl, das sie mit ihrer Mutter verband, nicht das Geringste anhaben können.

Laura war noch gar nicht in Sichtweite, als Sturmwind bereits unruhig in der Pferdebox tänzelte, mit den Hufen scharrte und ein aufgeregtes Wiehern hören ließ.

Das Mädchen riss die Tür auf und fiel dem Schimmel um den Hals. »Hallo, mein Alter. Ich freu mich, dich zu sehen!«

Der Hengst wieherte freudig, und auch aus der Nachbarbox ertönte ein ungeduldiges Schnauben, sodass Laura sich danach umdrehte. »Ist ja gut, Salamar«, rief es dem dort stehenden Schimmel zu, der sich erwartungsvoll an die Absperrung drängte. »Ich freu mich natürlich ebenso, *dich* wiederzusehen!«

Percys Pferd antwortete mit einem lauten Prusten.

»Er scheint dich verstanden zu haben, Laura«, rief eine sonore Männerstimme aus dem Halbdunkel. Sie gehörte dem Besitzer des Stalls, Nikodemus Dietrich, der, wie immer die rauchende Pfeife im Mundwinkel, zu Laura trat.

Laura lächelte den älteren Mann freundlich an. »Ich weiß. Salamar ist



eben ein Schmeichler! Aber es wird ihm nichts nutzen. Ich kann nur ein Pferd reiten, und das ist natürlich Sturmwind.«

Der Bauer tätschelte dem Schimmel den Hals und fuhr dann durch die dichte schwarze Mähne des Hengstes. »Das wird Sturmwind bestimmt freuen. Er war richtig traurig, als du in den Winterferien nicht nach ihm sehen konntest. Die Sehnsucht hat ihn fast umgebracht, und vor lauter Kummer hat er nicht richtig gegessen! Wohin willst du heute reiten, Laura?«

»Die gleiche Strecke wie immer. Warum fragen Sie?«

Der Bauer zog ein paar Mal an der Pfeife und ließ Qualmwölkchen aufsteigen, bevor er antwortete. »Mein Zwillingbruder war vorhin bei mir. Kastor sagt, die Leute im Dorf erzählen, sie hätten den Roten Tod gesehen.«

Schwereelos schwebte das Luftfloß hoch über dem Land der Flussleute dahin. Die zahllosen Wasserläufe und Seen, die die sattgrüne Landschaft durchzogen, glänzten im Licht der Nachmittagssonne. Das blaue Segel war vom Wind gebläht, und die stete Brise trieb das wundersame Gefährt in flotter Fahrt auf den Steinernen Forst zu.

Alienor fühlte sich behaglich wie lange nicht mehr. Mit gekreuzten Beinen saß sie in der Mitte des Floßes vor einem niedrigen Tisch. Der Levator – er hieß Aeolon – hatte ebenfalls die Beine gekreuzt und schwebte ihr gegenüber eine Handbreit über dem Boden.

»Willst nicht noch zugreifen, mein Mädchen?« Das Männchen lächelte aufmunternd und deutete mit seinen schmalen Händen auf die Speisen, die auf dem Tisch standen. »Brauchst keinen Hunger zu leiden in meiner Gesellschaft. Wenns dich nach etwas ganz Besonderem gelüftet, nur zu: Etwas Schlangenspastete aus Deshiristan vielleicht? Oder geselcheter Grolffschinken aus Karuun? Oder doch lieber gezuckerte Spinnenbeine aus dem Drachenland?« Der Wicht spitzte den Mund und verzog genießerisch das kugelrunde Gesicht. »Schmeckt alles so fein, dass man gar nicht weiß, was man zuerst essen soll und was nicht.«

»Vielen Dank, Aeolon, aber ich bleib lieber bei Wurst und Käse! Und



wenn ich nachher noch ein paar Königsfrüchte haben könnte, wäre ich überglücklich.«

»Nichts leichter als das! Habe noch ein Dutzend Königsfruchtbäume abgeerntet, bevor ich dem Flugkraken eine Lektion erteilen musste.« Aeolon zählte zu den wenigen noch lebenden Levatoren, die die wunderbare Fähigkeit besaßen, über den Dingen zu schweben. Über den Grund dafür waren sich die Gelehrten nicht einig. Manche behaupteten, ihr ballonförmiger Kopf verleihe ihnen den nötigen Auftrieb, andere wiederum führten ihre Fertigkeit auf eine seltene Mutation zurück. Eine hieb- und stichfeste Begründung jedoch hatte noch niemand liefern können. Wie seine Artgenossen war auch Aeolon ein Luftnomade. Auf seinem aus Schwebholz erbauten Luftfloß streifte er kreuz und quer über die verschiedenen Regionen Aventerras dahin, flog mal hierhin, mal dorthin – wo immer der Wind ihn auch hintreiben mochte. Unterwegs erntete er Königsfrucht- und andere Schwebebäume ab, verkaufte die begehrten Früchte oder tauschte sie gegen das Lebensnotwendige ein.

»Vielen Dank noch mal, Aeolon.« Alienor seufzte bei dem Gedanken an das schreckliche Erlebnis. »Bist gerade noch rechtzeitig gekommen.«

Der Levator zuckte gelangweilt mit den schmalen Schultern. »Ging nicht um dich, mein Mädchen, war eine Sache zwischen dem Untier und mir. Hatte es beobachtet, seit ich am Schwebenden Wald vorbeigekommen bin, wo die Biester nisten. Hatte noch ein Hühnchen mit ihm zu rupfen, weil es und seine Brut sich immer wieder an meinen Früchten gütlich tun. Ist kein feines Benehmen, oder doch?«

Das Mädchen staunte. »Die Flugkraken fressen auch Königsfrüchte?«

Aeolon nickte. »Sollte man nicht glauben, was? Fressen mal dies und fressen mal das und dann wieder was anderes. Sind offensichtlich Lekkermäuler, die an keiner Köstlichkeit vorüberfliegen können. Machen mir mein Geschäft kaputt, die Biester. Habe deshalb immer meinen Bogen dabei und weiß ihn gut zu führen.«

Alienor lächelte dankbar. »Zum Glück«, sagte sie. »Wie lange, meinst du, werden wir noch brauchen?«

Aeolon schwebte zum Rand des Luftfloßes, warf einen Blick in die



Tiefe und schaute zur Sonne. Dann wiegte er bedächtig den Kopf. »Wird wohl einen halben Tag dauern, bis wir den Steinernen Forst erreichen«, erklärte er, nachdem er zum Tisch zurückgeschwebt war. »Vielleicht auch mehr, vielleicht auch weniger.«

»Bist du sicher, dass wir dort auf die Wunschgaukler treffen?«

»Vielleicht ja, vielleicht nein – wie der Wind es will.« Das Männchen lächelte, wurde doch sogleich wieder ernst. »Würde mir meinen Plan noch mal gut durch den Kopf gehen lassen, Alienor. Kann vielleicht gut gehen, vielleicht aber auch nicht!«

Das Mädchen schwieg und blickte Aeolon nachdenklich an. In den knapp zwei Tagen, die es den Levator nun kannte, hatte es ihn näher kennen gelernt. Seine Art, allen Dingen eher unentschieden, wenn nicht gleichgültig gegenüberzustehen und niemals einen festen Standpunkt einzunehmen, hatte sie anfangs sehr irritiert. Andererseits war er weit herumgekommen in Aventerra und hatte viele unterschiedliche Erfahrungen gesammelt. Vielleicht lag seine Unentschlossenheit ja darin begründet? Jedenfalls hatte er sich nur ein einziges Mal eindeutig festgelegt. Als sie ihm erzählt hatte, dass sie in die Dunkle Festung wollte, hatte er sie gewarnt: »Das kann niemals gut gehen!« Um dann sofort hinzuzufügen: »Obwohl – vielleicht ja doch oder nicht?«

Dagegen hatte er sich sofort dazu bereit erklärt, sie zu den Wunschgauklern zu bringen. Da er ihre Reiseroute mit seinem Luftfloß mehrmals gekreuzt hatte, meinte er zu wissen, wo sie zu finden waren. Alienor hatte deshalb ihre Decke und den Reisebeutel vom Sattel des Steppponys genommen, den Braunen zurück nach Hellunyat geschickt – sie war sich sicher, dass er den Weg zur Gralsburg allein finden würde – und Aeolons wundersames Gefährt bestiegen, wo sie sich erst einmal satt aß, bevor sie in einen tiefen Schlaf fiel.

Der nächste Tag war buchstäblich im Fluge vergangen. Aeolon hatte ihr von den Abenteuern berichtet, die er unterwegs erlebt hatte. Im Rol-lenden Steinmeer und in den Donnerbergen, im Drachenland und in der Wüste von Deshiristan oder wie die Lande von Aventerra noch alle heißen mochten. Aeolon kannte sie alle. Selbst das GÜldenland, wo Alienor



und Alarik aufgewachsen waren, und natürlich auch die Wispergrasebene von Calderan, an deren nördlichem Ende Hellunyat gelegen war. Lange vor Alienor und Alarik hatte Aeolon dem Hüter des Lichts einen Besuch abgestattet und einige Tage auf der Gralsburg verbracht. Es gab nur eine Region von Aventerra, in die sich der Levator noch niemals gewagt hatte: das Reich des Schwarzen Fürsten mit der Dunklen Festung. »Keiner wird es schaffen, dass ich mich dorthin begeben. Selbst hundert Windgeister nicht!«, hatte er Alienor erklärt. »Der Schwarze Fürst versteht nämlich keinen Spaß, und ich bin froh, wenn ich nichts mit ihm zu tun habe!« Selbst ihr inständigstes Bitten, sie zumindest in die Nähe der Burg zu bringen, hatte er abgelehnt. »Bin doch nicht lebensmüde!«, hatte er erklärt.

Die Wunschgaukler dagegen waren kein Problem für ihn. »Sind gefährlich, sagen die einen, die anderen wieder nicht. Musst deine Erfahrung selber machen, mein Mädchen – die guten und die schlechten. Musst nie drauf hören, was die anderen dir weismachen wollen! Alles, was zählt, bist du.« Damit hatte er die Segel gesetzt. Dann waren sie aufgestiegen in die Lüfte, um über das weite Land der Flussleute dahinzuschweben. Immer in Richtung Süden, wo der Steinerne Forst gelegen war.

Alienor steckte ein Stück Wurst in den Mund und spähte in die Ferne, wo ihr Reiseziel liegen musste. Schon meinte sie, am Horizont kahle Bäume zu erkennen, die sich weit in den Himmel reckten, als sie einen riesigen Vogel entdeckte, der rasend schnell näher kam. Im ersten Augenblick dachte Alienor, dass es Pfeilschwinge sei, der Bote des Lichts und Wächter der magischen Pforte. Gut möglich, dass Paravain den Adler ausgesandt hatte, um nach ihr zu suchen. Schließlich vermochte kein Wesen in ganz Aventerra die Lüfte schneller zu durchmessen als Pfeilschwinge. Der Adler war sogar fähig, sich zwischen den Welten zu bewegen. Deshalb war er wie kein anderer dazu in der Lage, wichtige Botschaften zu übermitteln – oder eben Verschwundene aufzuspüren.

Da erkannte das Mädchen an den Konturen, dass es nicht Pfeilschwinge sein konnte. Es war kein Vogel, schon gar kein stolzer Adler.



Bereits aus der Ferne wirkte das Flügelwesen abstoßend hässlich. Es verströmte Unheil, das fühlte Alienor sofort. Eine bange Ahnung stieg in ihr auf. Beklommen stieß sie Aeolon an. »Sieh doch! Was ist das denn?«

Der Levator drehte den Kopf, und sein gelbes Gesicht wurde sichtlich blasser. »Bei allen Geistern!«, hauchte er. »Geht vielleicht gut, wahrscheinlich aber auch nicht!« Damit griff er zu seinem Bogen und holte einen Pfeil aus dem Köcher.





Kapitel 12 ❁ Der Rote Tod

en Roten Tod?« Laura blickte den Bauern mit ungläubiger Miene an. »Was soll das denn sein?«

»Sag bloß, du hast die Geschichte noch nicht gehört?«, fragte Nikodemus erstaunt.

»Was für eine Geschichte denn?«

»Der Rote Tod«, so wurde der Henker von Ravenstein genannt, wegen seiner feuerroten Haare. Wie du weißt, hat der Grausame Ritter zu seiner Zeit rund um die Burg Ravenstein eine Schreckensherrschaft geführt; sein Henker hatte sich über Arbeit nicht zu beklagen. Die meisten Menschen, die er in den Tod befördert hat, waren völlig unschuldig. Ihr Verbrechen bestand oft einzig darin, dass sie ihrem Lehnsherren just dann vor die Augen getreten waren, als der besonders übel gelaunt war. Und das war der Regelfall.«

»Die Armen!« Bei dem Gedanken an diese Willkür fühlte Laura Mitleid.

»Den Leuten blieb immerhin ein Trost: Weder Reimar noch sein Henker sind der Strafe für ihre Schandtaten entgangen. Was mit Reimar geschehen ist, weißt du ja. Er wurde von Silva verflucht und verfaulte bei lebendigem Leibe. Es heißt, dass er bis heute keine Ruhe gefunden hat.«

»Und der Henker?«

»Er hat zwar ein Jahr länger gelebt als der Grausame Ritter und ist in seinem Bett gestorben –«

»1156?«, unterbrach Laura den Bauern.

»Wieso?«



»Der Henker muss im Jahr 1156 gestorben sein«, erklärte das Mädchen. »Das Sterbejahr des Ritters war bekanntlich 1155.«

»Du hast ja aufgepasst im Geschichtsunterricht!« Nikodemus Dietrich grinste anerkennend. »Aber wie auch immer – der Tod des Henkers soll ebenfalls fürchterlich gewesen sein. Im Fieberwahn sah er nämlich all die unschuldig Hingerichteten vor seinem Bett aufmarschieren. Sie wollten sich überzeugen, dass seine Seele auch dahin wanderte, wohin sie gehörte: in die Hölle. Darüber hat der Mann vollends den Verstand verloren. Er ist jämmerlich zugrunde gegangen. Seither erzählt man sich, er habe nach seinem Tod keine Ruhe gefunden und treibe als Wiedergänger sein Unwesen.«

»Als Wiedergänger? Was soll das denn sein?«

»Ein Untoter. Ein Mensch, der aus dem Jenseits als eine Art Vampir oder Zombie auf die Erde zurückkehrt.«

Laura verzog das Gesicht und musterte den Bauern skeptisch. »Das ist doch nur ein Märchen, oder?«

Nikodemus legte die Stirn in Falten. »Ich weiß es nicht, Laura. Die Menschen in der unmittelbaren Umgebung von Ravenstein haben zumindest über Jahrhunderte daran geglaubt. Und jedes Mal, wenn der Rote Tod gesehen wurde, hat es kurz darauf in der Gegend Mord oder andere Gräueltaten gegeben. Das berichten zumindest viele alte Chroniken.«

»Und wenn schon – die Menschen haben sich doch seit jeher die Köpfe eingeschlagen oder sich Übles angetan. Dazu braucht man doch keinen Untoten!«

Nikodemus Dietrich zog sinnierend an seiner Pfeife und übersah Lauras herausfordernden Blick. Nur die Pferde waren im Stall zu hören, das Stampfen ihrer Hufe und das Mahlen der kräftigen Kiefer. Schließlich nahm der Bauer die Pfeife aus dem Mund. »Wie dem auch sei – im Dorf ist man sich ganz sicher, dass der Rote Tod wieder aufgetaucht ist!«

Laura schaute den Bauern immer noch zweifelnd an. »Wie war eigentlich der richtige Name des Mannes?«

»Keine Ahnung. Die Leute haben ihn immer nur den Roten Tod ge-



nannt. Man hat die Henker nie mit ihrem Namen angeredet, weil man geglaubt hat, dies bringe Unglück. Daran hat sich bis zum heutigen Tage nichts geändert.«

»Tatsächlich?« Noch immer schien Laura dem Bauern nicht so recht Glauben zu schenken. »Wo will man diesen... ähm... Wiedergänger denn beobachtet haben?«

»Nicht weit vom Alten Schindacker – du kennst doch das Flurstück in der kleinen Senke hinter dem Wolfshügel?«

Laura nickte. Während ihrer Ausritte mit Sturmwind war sie schon häufig dort vorbeigekommen. Es war unfruchtbares Brachland, das von Brombeerranken und Wacholderbüschen überwuchert war.

»Zu Reimars Zeiten wurden dort die Kadaver der verendeten Tiere verscharrt – Kühe, Pferde, Hunde und Katzen. Auch die Überreste der Schafe und Ziegen, die von Wölfen gerissen wurden. Wölfe waren damals noch zahlreich in unserer Gegend. Auf diesem Schindacker liegt auch Reimars Henker begraben.«

»Wieso das denn?«

»Weil der Dorfpriester sich strikt geweigert hat, ihn auf dem Friedhof beizusetzen. Ein Mensch, der sich derart mit Sünde beladen habe und ohne die Gnade der Heiligen Sakramente gestorben sei, dürfe nicht in geweihter Erde ruhen, behauptete er. Deshalb verscharrte man den Roten Tod mitten unter den Viechern – was nach dem Volksglauben der Grund dafür ist, dass er keine Ruhe finden konnte.«

Das Mädchen sah den Bauern zweifelnd an.

»Du kannst darüber denken, wie du willst, Laura. Tu mir nur den Gefallen, und halt die Augen offen. Sei vorsichtig, wenn du am Alten Schindacker vorbeikommst – versprochen?«

»Versprochen.« Laura rang sich ein Lächeln ab. »Ich halte immer die Augen auf. Vorsichtig zu sein kann ja nie schaden, zumal ich den Kelch noch nicht nach Aventerra zurückgebracht habe.«

Nikodemus Dietrich erwiderte ihr Lächeln. Doch als Laura Sturmwind aus der Box führte, erstarb jede Freude in seinem Gesicht. Während das Mädchen den Hengst sattelte, musterte er es besorgt, als habe er



Angst, es nie wiederzusehen.

Es war ein wunderbarer Ritt. Sturmwind flog dahin wie eine Feder. Laura überließ sich ganz dem Rausch des Reitens. Die schwarzen Gedanken, die sie eben noch bedrückt hatten, waren verschwunden. Doch die Warnung des Bauern war nicht folgenlos geblieben. Laura hielt bei aller Unbeschwertheit die Augen auf, während die Landschaft an ihr vorbeizog.

Auf dem Wolfshügel zügelte das Mädchen das Pferd und warf einen nachdenklichen Blick auf das Stück Ödland, wo der Rote Tod begraben sein sollte. Es lag in einer engen Senke, die von der blassen Januarsonne nicht erreicht wurde. Schatten hatten sich über die Wildnis gebreitet, und Laura kam es so vor, als wehe ein eisiger Hauch daraus empor, der seine frostigen Finger nach ihr ausstreckte. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Sturmwind schnaubte ungeduldig und trat unruhig auf der Stelle.

Ein Schwarm Spatzen hatte sich in den verkrüppelten Büschen niedergelassen, die auf dem Alten Schindacker standen. Sie ließen ein aufgeregtes Tschilpen hören, während sie sich um verschrumpelte Wacholderbeeren balgten. Kaum mehr wahrnehmbare, von vertrocknetem Gras und Gestrüpp überwucherte Mauerreste am Rande der Ödnis deuteten darauf hin, dass der unwirtliche Ort vor Jahrhunderten von dem umgebenden Land abgetrennt gewesen war. Eine Grabstelle konnte Laura nicht entdecken. Der Rote Tod – der Name –, bohrte sich plötzlich wie ein quälender Schmerz in Lauras Bewusstsein. Ist das Ganze nur ein Märchen – oder ist an dem Gerede der Leute wirklich etwas dran?

Früher hätte Laura die Geschichte ohne langes Nachdenken als puren Unsinn abgetan. Inzwischen hatte sie jedoch gelernt, dass nichts auf der Welt so sein musste, wie es auf den ersten Blick vermuten ließ. In vielen Fällen konnte man die Wahrheit erst dann entdecken, wenn man es verstand, hinter die Oberfläche der Dinge zu sehen. Vielleicht verhielt es sich mit dieser Geschichte ja ähnlich? Vielleicht gab es für die Legende vom Roten Tod ja tatsächlich eine vernünftige Erklärung, eine, die von den unheimlichen Vermutungen abwich, die seit Jahrhunderten hartnäck-



kig verbreitet wurden...

Auf dem Alten Schindacker war jedenfalls nichts Verdächtiges zu erblicken. Kein Mensch und schon gar kein Wiedergänger mit feuerroten Haaren. Laura wollte den Blick schon abwenden und Sturmwind zurück zum Stall lenken, als ihr ein Erdhaufen hinter einem dichten Wacholderbusch auffiel. Gänsehaut prickelte über ihre Arme. Was hatte das zu bedeuten? War das nur ein Zufall – oder war dort mitten auf dem Schindacker tatsächlich ein Grab?

Der bedrohlich wirkende Vogel war noch ein gutes Stück entfernt, als Alienor erkannte, dass ihre Ahnung sie nicht getrogen hatte: Es war tatsächlich ein Sturmdämon.

Eine Harpyie!

Sie flatterte heran, und schon roch Alienor den pestartigen Gestank, der von dem Untier ausging. In dem widerlichen Wesen mit dem Gesicht und Oberkörper einer Greisin und den Schwingen und dem Gefieder eines Geiers kann nur die Gestaltwandlerin Syrin stecken, durchzuckte es das Mädchen, und die Erinnerung an den unheilvollen Tag, an dem es Syrins Bekanntschaft gemacht hatte, stieg sofort wieder in ihm hoch: Syrin hatte Morwenas Gestalt angenommen und versucht, den Hüter des Lichts mit einem schwarzmagischen Gebräu zu töten. Erst in letzter Sekunde hatten Paravain und Alienor den Mordanschlag verhindern können. Syrin aber war in ihre Harpyiengestalt geschlüpft und ihnen auf diese Weise entkommen. Angst bemächtigte sich Alienors, und sie begann zu zittern.

Der Levator dagegen blieb erstaunlich ruhig. Dabei war die Bestie mindestens doppelt so groß wie er selbst. Wenn nicht noch größer. Den Bogen im Anschlag und die Sehne gespannt, wartete das Männchen am Rande des Luftfloßes, bis die Harpyie noch näher heran war. »Tust du mir nichts, tu ich dir auch nichts, Syrin – und du weißt, dass ich keinen Spaß verstehe, wenn es um mich geht!«

Der Sturmdämon stieß ein irres Gelächter aus, das an eine Verrückte gemahnte. »Du kannst mich nicht töten«, krächzte er schrill. »Das weißt



du doch, du Narr! Narr! Narr!« Dennoch verharrte er in der Luft und vergrößerte den Abstand zum Luftfloß.

»Vielleicht ja, vielleicht nein«, antwortete Aeolon ruhig, den Pfeil dabei stets auf die Harpyie gerichtet. »Lass mich zufrieden. Habe deinem Herren schließlich erst kürzlich meinen Tribut erstattet! So viel wie ihm zusteht – nicht mehr und nicht weniger.«

Alienor zuckte zusammen – warum zahlte Aeolon dem Schwarzen Fürsten Tribut?

»Was kümmert mich dein Tribut an Borboron!« Wieder schallte das irre Gelächter durch die Luft. »Mich gelüstet nach dem Mägdelein, das sich in deiner Begleitung befindet. Ich hab es schon von weitem gerochen. Es schmeckt bestimmt ganz köstlich! Köstlich! Köstlich!«

»Wirst wohl darauf verzichten müssen!«, rief der Levator. »Hab nämlich dieses oder jenes mit dem Mädchen vor!«

Alienor verstand überhaupt nichts mehr – was konnte Aeolon mit ihr vorhaben?

»Was geht das mich an, du Narr?«, kreischte der Sturmdämon. »Gib mir das Mägdelein – oder du stirbst! Stirbst! Stirbst!« Die Harpyie stieg höher, öffnete den zahnlosen Greisenmund und blies. Ein mächtiger Windstoß, der nach Tod und Pestilenz roch, schlug Alienor entgegen und fuhr in das Segel des Luftfloßes, das umgehend ins Wanken geriet. Auch Aeolon schwankte heftig im fauligen Wind, und der Bogen glitt aus seinen Händen.

Darauf hatte die Harpyie nur gewartet. Sie spreizte die Klauen zum Angriff, als ein herrischer Ruf durch die Lüfte erschalle. Wie vom Schlag gerührt, hielt der Sturmdämon inne, drehte den Kopf und spähte nach oben.

Erstaunt tat Alienor es der Harpyie gleich – und erblickte Pfeil- schwinde, der im Äther über ihr kreiste, bereit, jeden Moment in die Tiefe zu stoßen und das Untier zu attackieren.

Das jedoch war nicht nötig. Syrin ergriff kampfflos die Flucht. Allerdings kreischte sie Alienor vorher noch an: »Du entkommst mir nicht! Nicht! Nicht!« Dann flatterte sie eilig davon.



Pfeilschwinge schickte einen Siegeschrei hinter ihr her. Dann spähte er mit seinen scharfen Augen hinunter auf das Luftfloß, als wolle er sich vergewissern, dass Alienor sich tatsächlich an Bord befand.

Nun wird Paravain bald wissen, wo ich bin, ging es dem Mädchen durch den Kopf, als der Adler abdrehte und majestätisch davonselgte.

Alienor sah ihm noch eine Weile nach, bevor sie sich an den Levator wandte. »Wie kommt es, dass du Borboron Tribut zahlst?«, fragte sie vorwurfsvoll.

Die Wacholderbüsche und Brombeersträucher standen so dicht, dass Laura nicht weiterreiten konnte. Sie saß ab, schlängelte sich durch die stacheligen Zweige und näherte sich langsam der aufgeworfenen Erde. Eine unwirkliche Stille herrschte auf dem Alten Schindacker, seit die Spatzen, empört zeternd, davongeflattert waren.

Neben dem Erdhügel gähnte eine rechteckige Öffnung im Boden. Laura schluckte und blickte sich angespannt nach allen Seiten um. Doch es war niemand zu entdecken. Mit angehaltenem Atem machte sie einige Schritte auf das Erdloch zu und wagte einen vorsichtigen Blick in die Grube. Sie war vielleicht zwei Meter tief und vollkommen leer – bis auf einige verrottete Holzstücke. Die Überreste eines Sarges vielleicht?

Laura spähte angestrengt in das Loch. Sie konnte aber nicht erkennen, welchem Zweck die Bretter einmal gedient haben mochten. Eines aber war klar: Die Grube musste schon vor geraumer Zeit ausgehoben worden sein. Die daneben aufgehäufte Erde hatte sich bereits gesetzt. Ein Gefühl der Bedrohung beschlich Laura. Ihr war, als werde sie beobachtet.

Laura fuhr herum – doch es war nur Sturmwind, der neben dem Wacholderstrauch ungeduldig mit den Hufen scharrte und nun ein ängstliches Schnauben hören ließ. Es klang fast, als wolle er sagen: Lass uns verschwinden, Laura!

Schnell!

Sturmwind hat Recht, dachte das Mädchen, wir sollten so schnell wie möglich abhauen, und lief auf den Hengst zu. Plötzlich stolperte Laura über ein Hindernis und schlug der Länge nach hin. Sie rappelte sich



wieder auf – das rechte Knie schmerzte etwas – und blickte verwundert auf die Erhebung, die sie zu Fall gebracht hatte. Neugierig bückte sie sich und schob trockene Gräser und Efeuranken zur Seite. Ein grauer Stein kam darunter zum Vorschein, der eine Inschrift trug, die jedoch kaum zu entziffern war.

Es handelte sich wohl um einen Grabstein, denn die einzigen Worte, die Laura lesen konnte, lauteten *Requiescat in pace*. Obwohl sie keinen Lateinunterricht hatte, wusste sie natürlich auch so, was das bedeutete: Er ruhe in Frieden. Der Name des Toten dagegen war völlig unleserlich. Die Buchstaben waren im Laufe der Zeit so verwittert, dass sie nur noch ausgewaschene Rillen und Löcher bildeten. Einzig das Sterbejahr konnte Laura erahnen: 1156. Ein heißes Kribbeln lief über ihren Kopf und kroch dann den Rücken hinunter – sie stand direkt am ungeweihten Grab des Roten Todes!

Wie von Sinnen sprang Laura auf, und als seien die Dämonen der Hölle hinter ihr her, rannte sie zu Sturmwind und schwang sich in den Sattel. Der Hengst preschte umgehend davon. Im Galopp stürmte er den Wolfshügel empor und war in kürzester Zeit auf der Anhöhe angelangt. Laura zügelte ihr Pferd und warf einen ängstlichen Blick zurück in die Senke.

Doch dort war immer noch niemand auszumachen. Kein Mensch und auch kein Roter Tod. Noch nicht einmal ein unschuldiger Vogel ließ sich auf dem Alten Schindacker blicken. Da wusste Laura, dass die Einbildung und die Angst ihr einen Streich gespielt hatten. Sie hatte sich von nichts und wieder nichts in die Flucht schlagen lassen.

Als sie den Kopf drehte, bemerkte sie ein Auto auf der Landstraße, die an Burg Ravenstein vorbeiführte. Das Fahrzeug war zwar ein geraumes Stück entfernt, aber Laura konnte es ganz genau erkennen.

Es war ein schwarzer Lieferwagen.

Ob es der gleiche Wagen ist, der in Hinterthur den Mordanschlag verübt und Percy und mich auf dem Weg zum Kloster beinahe gerammt hat?, fragte Laura sich. Ihr war mulmig zumute, denn das Auto steuerte mit großer Geschwindigkeit direkt auf Ravenstein zu.



Als der Hof von Nikodemus Dietrich endlich in Sichtweite war, fühlte Laura Erleichterung. Sanft zog sie an den Zügeln und ritt Sturmwind die letzten Meter im gemächlichen Trab. Vor dem Stall hielt sie an und glitt vom Rücken des Pferdes. Als sie den Satteltgurt lösen wollte, ließ der Schimmel ein aufgeregtes Prusten hören.

Erstaunt richtete Laura sich auf und blickte sich um – und sah gerade noch, wie ein seltsames Tierchen durch das offene Tor in die Scheune huschte und darin verschwand. Laura traute ihren Augen nicht. War da tatsächlich ein Pelztier gewesen? Mit schwarzen Streifen und mit Fledermausflügeln auf dem Rücken?

Rasch raunte sie dem Hengst beruhigende Worte ins Ohr – »Ich bin gleich zurück, Sturmwind!« – und näherte sich leise der Scheune. Als sie durch das Tor trat, kribbelte der Geruch von Heu und Stroh in ihrer Nase. Laura spähte aufmerksam in das Dämmerlicht, das das Innere des Gebäudes wie ein schützendes Tuch verbarg. Zunächst konnte sie kaum etwas erkennen, doch als sich ihre Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, nahm sie in der hintersten Ecke eine Bewegung wahr: Ein geflügeltes Etwas bewegte sich flatternd nach oben zum Heuboden.

»Hallo?« Lauras Stimme hallte laut vernehmlich durch die Scheune. »Ist da jemand?«

Nur ein Rascheln war die Antwort.

Lauras Hand ertastete den Lichtschalter. Die Neonleuchte flammte auf und tauchte die Scheune in grelles Licht. Die Helligkeit blendete das Mädchen einen Moment, doch dann schritt es zielstrebig auf die Leiter zu, die an einem Querbalken lehnte und zum Heulager führte.

Den Kopf in den Nacken gelegt, blickte Laura nach oben zum Heuboden, wo trotz der Beleuchtung Dunkelheit herrschte.

Erneut war ein leises Rascheln zu vernehmen.

Das Mädchen hielt den Atem an, um zu lauschen, hörte jedoch nur das laute Pochen seines Herzens. »Ist da jemand?«

Als auch dieser Ruf ohne Antwort blieb, kletterte Laura zögernd die Leiter empor. Die hölzernen Streben ächzten, während sie sich Sprosse um Sprosse in die Höhe arbeitete.



Als sie vorsichtig von der Leiter trat, versanken ihre Füße bis zu den Knöcheln im Heu. Staub wirbelte auf und drang in ihre Nase, sodass sie laut niesen musste.

Aber trotz des »Hatschi!« regte sich immer noch nichts. Dabei war Laura sich ganz sicher, dass jemand in ihrer Nähe war. Sie spürte die Anwesenheit einer fremden Person fast körperlich. Ihr Herz klopfte jetzt bis zum Hals.

War es ein Freund – oder ein Feind?

Angespannt spähte sie nach allen Seiten und lauschte, aber noch immer war niemand auszumachen. Als sie einen Schatten in den Augenwinkeln wahrnahm, war es jedoch bereits zu spät: Eine schemenhafte Gestalt flog wie aus dem Nichts auf Laura zu und riss sie zu Boden. Noch bevor sie wusste, wie ihr geschah, war der Unbekannte über ihr und drückte sie mit dem Gesicht ins Heu.

Laura rang nach Luft. Halme piksten ihre Wangen und bohrten sich in Mund und Nase. Staub schmerzte in den Augen. Wut flammte in Laura auf, Wut auf sich selbst. Wie hatte sie nur so leichtsinnig sein können, sich ganz allein auf diesen dunklen Heuboden zu wagen? Mit aller Kraft fuhr sie herum und trieb ihren Ellbogen in die Seite des Angreifers, der einen Schmerzenschrei ausstieß und seinen Griff sofort lockerte. Sie richtete sich auf, um den Fremden erneut zu attackieren – als sie sein Gesicht zu sehen bekam. Überrascht ließ Laura von ihm ab.

»Alarik? Du?«, keuchte sie. »Was soll der Unsinn? Wie kommst du auf den Hof? Und warum fällst du über mich her?«

Der Junge war nicht weniger betroffen als das Mädchen. »Ich bitte vielmals um Vergebung, aber ich hab dich nicht erkannt. Schmatzfraß war so aufgeregt, dass ich dachte, die Mächte der Finsternis oder einer der Dunklen seien hinter ihm her.«

»Einer der Dunklen?« Während Laura sich aufrichtete und sich die Halme aus den Haaren strich, starrte sie den Blonden ungläubig an. »Woher kennst du die Dunklen, Alarik?«

Eine halbe Stunde später wusste Laura über alles Bescheid. Während sie ihren Hengst absattelte und in der Pferdebox versorgte, hatte Alarik



ihr die aufregenden Erlebnisse erzählt, die ihm seit der Wintersonnenwende widerfahren waren.

»Du bist tatsächlich durch die magische Pforte geschritten?« Laura konnte es nicht fassen.

»Ja. Allerdings weiß ich auch nicht mehr, was ich mir davon versprochen habe. Vielleicht war es eine plötzliche Eingebung – oder der Ärger darüber, dass mein Herr, Ritter Paravain, es mir verwehrt hatte, ihn zur Pforte zu begleiten. Jedenfalls habe ich mich in seiner Nähe versteckt und mich davongeschlichen, als er einen Augenblick unachtsam war.«

Die Augen des Mädchens weiteten sich. »Und dann?«, hauchte es.

»Dann war alles nur noch Licht um mich herum. Es war, als würde ich in einen gleißenden Tunnel hineingesogen. Mir wurde heiß und kalt, und dann drehte sich ein rasender Wirbel aus strahlendem Licht um mich herum. Mich schwindelte, und als ich schon fürchtete, das Bewusstsein zu verlieren, fand ich mich plötzlich auf einer kleinen Insel wieder.«

»Auf der Insel im Drudensee?«

Alarik zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, wie das Gewässer von euch genannt wird. Kaum war ich dort angekommen, da bist du aufgetaucht – und als dein Pferd dich nieder über den See getragen hatte, war es zu spät für die Rückreise. Die magische Pforte hatte sich bereits geschlossen –«

»Ich weiß«, unterbrach Laura. »Deshalb konnte ich den Kelch ja nicht nach Aventerra bringen, weil ich selber zu spät dran war. Du hast dich dann also im Park von Ravenstein versteckt, bis Attila Morduk dich entdeckt hat?«

»Der grimmige Mann mit dem Melonenkopf, genau. Er war es auch, der mich mit dem Gefährt des Professors –«

»Du meinst sein Auto«, unterbrach Laura schmunzelnd.

Der Junge erwiderte ihr Lächeln. »Richtig – der mich mit dem Auto des Professors zum Kloster gebracht hat. Es ist so vieles neu für mich in eurer Welt, dass mir die richtigen Bezeichnungen nicht immer gleich einfallen.«



Luras Gesicht hellte sich auf. Allmählich begriff sie, wie alles zusammenhing. »Verstehe«, sagte sie, verpasste Sturmwind einen Klaps zum Abschied und verließ die Pferdebox. »Und nach dem Mord an Pater Dominikus haben sie dich dann hierher auf den Hof gebracht?«

Zu ihrer Überraschung schüttelte Alarik den Kopf. »Nein. Der Mann, den ihr Aurelius Morgenstern nennt, hat mich schon geraume Zeit vorher dort abgeholt. Zwei Tage nachdem du das Kloster mit den beiden Jungen zum ersten Mal besucht hast.«

Laura war verwirrt. »Was?«

»Ich war damals genauso überrascht wie du jetzt. Es ging bereits auf den Nachmittag zu, als Morgenstern mich abholte.«

»Warum denn nur?«

»Er hat erklärt, dass ich dort nicht mehr sicher sei. Pater Dominikus war der gleichen Meinung. Auf meine Frage nach dem Grund dafür erhielt ich allerdings nur eine ausweichende Antwort. Es sei zu meinem Besten, hat der Professor gesagt, und dass ich ihm vertrauen solle.«

»Und seitdem wohnst du auf dem Hof von Nikodemus?«

Alarik nickte. »Ja. Aber das darf natürlich niemand wissen. Morgenstern und der Bauer haben mir eingeschärft, noch vorsichtiger zu sein als damals im Kloster, wo ich mich als Novize ausgegeben habe. Deshalb verstecke ich mich jedes Mal, wenn jemand sich dem Hof auch nur nähert – ganz egal, wer. Und wenn Schmatzfraß nicht so schrecklich neugierig gewesen wäre, hättest auch du mich mit Sicherheit nicht entdeckt.«

Er kraulte den Swuupie, der auf seiner Schulter saß und gierig an einem Apfel knabberte, zärtlich am Bauch. Das Tierchen schnurrte behaglich wie eine junge Katze.

Laura warf dem Jungen einen vorwurfsvollen Blick zu. »Du hättest aber nicht gleich über mich herfallen sollen. Du konntest mich doch erkennen, und es muss dir längst klar gewesen sein, dass ich zu den Wächtern gehöre und eine Kriegerin des Lichts bin.«

»Du hast Recht«, antwortete Alarik geknickt. »Aber wie ich schon sagte – hier auf dem Menschenstern ist alles so fremd für mich. Nichts ist



mir vertraut, und ich kann mich auf nichts wirklich verlassen, und deshalb...« Ein gequälter Ausdruck legte sich auf das Gesicht des Jungen. »Es tut mir Leid, Laura.«

Laura sah ihn mitleidig an. Alarik musste sich einfach schrecklich fühlen – so weit weg von zu Hause und fast ganz auf sich allein gestellt. Und schlimmer noch: Er musste stets darauf bedacht sein, von keinem Fremden entdeckt zu werden. Verständlich, dass man in einer solch misslichen Lage nicht immer richtig reagierte.

»Wahrscheinlich ist es dir nur ein schwacher Trost«, sagte sie freundlich, »aber ich verspreche dir, mich von nun an so gut wie möglich um dich zu kümmern.«

Im nächsten Moment jedoch ärgerte Laura sich bereits wieder über ihre Gefühlsregung, denn Alarik grinste schelmisch.

»Das ist sehr nobel von dir, aber nicht notwendig. Ich komme schon zurecht. In der Ausbildung lernen wir Knappen, auch Zeiten der größten Not ohne Jammern und Wehklagen durchzustehen und uns nicht wie Memmen oder Mädchen aufzuführen!«

Lauras Stirn bewölkte sich. »Hey! Ich werd dir gleich zeigen, wie sich ein Mädchen aufführt!« Sie drohte dem Jungen mit der Faust, bevor sie dann doch sein belustigtes Grinsen erwiderte. »Du hast Glück, dass ich schon gehen muss, weil ich ein paar dringende Fragen an einen ganz bestimmten Herrn habe!«



Kapitel 13 *✿* Das Siegel der Sieben Monde



s stimmt. Es verhält sich genau so, wie Alarik es dir berichtet hat.« Schwerfällig erhob Aurelius Morgenstern sich vom Schreibtischstuhl und schritt langsam auf Laura zu. Sein ehrwürdiges Altmännergesicht war von Sorgen gezeichnet. »Dass ich bislang niemandem davon erzählt habe, ist ganz alleine zu seinem Schutz geschehen. Kannst du dir vorstellen, was passiert, wenn der Junge aus Aventerra von Außenstehenden entdeckt wird? Von der Presse zum Beispiel – ganz zu schweigen von den Dunklen.«

Die mahnenden Worte des Professors schienen Laura nicht zu besänftigen, denn sie erwiderte seinen um Verständnis heischenden Blick mit der gleichen trotzigsten Miene, mit der sie eine Erklärung von ihm gefordert hatte. »Schon – aber Miss Mary, Percy und mich hätten Sie in die Sache einweihen sollen. Schließlich betrifft uns Alariks Schicksal genauso sehr wie Sie. Zu viert können wir viel besser auf ihn aufpassen als Sie allein – oder Attila und der Bauer.«

Aurelius Morgenstern hob besänftigend die Hände. »Gemach, Laura, nur gemach! Natürlich hatte ich vor, euch alles so schnell wie möglich zu offenbaren. Aber zum einen war keiner von euch zugegen, als Morduk den Jungen entdeckt hat, und zum anderen hat mich das tragische Ereignis der letzten Tage stark mitgenommen, wie du dir sicherlich vorstellen kannst.«

Laura verstand nur zu gut, worauf der Professor anspielte.

Bleich und übernachtigt, wie er war, musste der Mord an Pater Dominikus ihn schwer getroffen haben und ihn immer noch über die Ma-



ßen beschäftigen. »Haben Sie eigentlich gehaut, was im Kloster passieren würde?«, fragte sie deshalb in versöhnlichem Ton.

Aurelius Morgenstern legte schweigend den Kopf in den Nacken und sah für eine Weile versonnen in eine unbestimmte Ferne, bevor er ihr antwortete. »Gehaut nicht – obwohl mir spätestens, als ich von dem mysteriösen Unfall in Hinterthur erfuhr, klar wurde, dass unsere Feinde Übles im Schilde führten.«

»Dann sind Sie also auch davon überzeugt, dass dieser Anschlag auf das Konto der Dunklen geht?«

Abrupt senkte Morgenstern den Blick und schaute Laura eindringlich an. »Natürlich – wer sonst sollte so etwas tun? Deswegen habe ich Dominikus auch schnellstmöglich aus der Klinik zurück ins Kloster gebracht. Ich hab geglaubt, dass er dort sicherer sei – ein unverzeihlicher Trugschluss.«

Bekümmert wandte er sich ab. Laura musste seine Gedanken nicht erst lesen, um zu wissen, was den Direktor beschäftigte.

»Aus welchem Grund haben Sie Alarik denn wieder aus dem Kloster geholt?«

»Weil Dominikus mir in einem Brief mitgeteilt hat, dass dort merkwürdige Dinge vor sich gingen. Wir hatten uns darauf verständigt, wichtige Informationen nur schriftlich auszutauschen.«

Laura zog eine Grimasse. »Ist das nicht reichlich antiquiert?«

»Eben drum!« Der Professor hob den Zeigefinger. »Jeder rechnet doch damit, dass man in einem solchen Fall das Telefon benutzt. Und es ist hinlänglich bekannt, wie leicht man Telefongespräche abhören kann. Briefe schreiben dagegen ist inzwischen so aus der Mode gekommen, dass kaum jemand vermutet, dass man sich noch auf diese Weise wichtige Mitteilungen übermittelt, noch dazu handschriftlich.«

»Der Brief damals, als ich sie am ersten Tag nach den Ferien im Büro aufgesucht habe, stammte also von Pater Dominikus?«

Ein anerkennendes Lächeln erhellte das faltige Gesicht von Aurelius Morgenstern. »Gut kombiniert, Laura. Dominikus war trotz seiner Blindheit in der Lage, längere Schreiben eigenhändig zu verfassen, und er



teilte mir damals mit, dass seine Mitbrüder seit einigen Tagen ein verdächtiges Auto in der Nähe der Abtei beobachtet hätten – einen schwarzen Lieferwagen. Zudem hatte jemand versucht, sich Zugang zu dem geheimen Archiv zu verschaffen, während er in der Klinik lag. Spätestens da wurde mir klar, dass unsere Feinde entweder wussten, dass sich Besuch aus Aventerra im Kloster aufhielt, oder –«

Aurelius brach ab. Seine Augen wurden schmal, und er biss sich nachdenklich auf die Lippen, als habe er Laura bereits zu viel verraten.

»Oder?«, setzte das Mädchen wissbegierig nach.

Der Professor zögerte einen Moment, bevor er sich zur Antwort entschloss. »Oder dass sie verhindern wollten, dass du Kenntnis von dem Geheimnis erhältst, das seit undenklichen Zeiten in der unterirdischen Bibliothek bewahrt wird.«

Laura glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. »Sie meinen doch nicht etwa... das Siegel der Sieben Monde?«

Aurelius Morgenstern nickte bedächtig, und die Worte kamen fast geflüstert aus seinem Mund. »Doch, Laura. Genau das meine ich!«

»Aber... Warum... Warum haben Sie bislang abgestritten dieses Siegel zu kennen?«

»Das hab ich nicht, Laura. Ich habe nur gesagt, dass ich dir darüber keine Auskunft geben kann.« Ein tiefer Seufzer rang sich aus Morgensterns Kehle. Dann schritt der alte Mann zu seinem Sessel zurück und ließ sich darin nieder. »Wahrscheinlich kannst du es nicht verstehen, aber ich will dennoch versuchen, es dir zu erklären.«

Laura zog einen Stuhl dicht an den Sessel heran, setzte sich und blickte mit gespannter Erwartung auf den Professor.

»Wie du bereits ahnen magst«, hob Aurelius Morgenstern an, »zählt das Geheimnis um das Siegel der Sieben Monde zu den großen Mysterien der Menschheit. Schon in den Zeiten der ersten menschlichen Hochkulturen wusste man von seiner Existenz, und später fand es auch in den Apokryphen Erwähnung.«

Laura runzelte die Stirn. »Die Apokryphen?«, fragte sie überrascht. »Was ist denn das?«



»Das sind jüdische und christliche Schriften des Alten und Neuen Testaments, denen die Kirche die offizielle Anerkennung als Bibeltex-te versagt hat. Deshalb werden sie nach dem griechischen Wort ›apokryph‹ für ›verborgen‹ Apokryphen genannt.«

»Aha.«

»In der Geheimen Offenbarung des Malachäus, die zu eben diesen Apokryphen zählt und deren Existenz der Vatikan seit ihrer Entdeckung beharrlich leugnet, steht geschrieben: ›Wenn der Tag der Wahrheit gekommen ist, werden der Monde sieben am Himmel stehen; und nur jene werden die Pforte durchschreiten können, die im Besitz jenes Siegels sind.‹ Was als eindeutiger Hinweis auf das Siegel der Sieben Monde gedeutet wurde. Dieses Siegel stelle die größte Kraft auf Erden dar. Es mache Unmögliches möglich, verleihe Flügel, könne Berge versetzen und gewähre seinem Besitzer direkten Zugang zum Paradies.«

»Wenn das stimmt, dann muss dieses Siegel ja ungemein wertvoll sein.«

»Du sagst es, Laura. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass die Menschen zeitweise fieberhaft versucht haben, das geheimnisvolle Siegel zu entdecken. Legionen von Edelleuten und Gemeinen, von Rittern und Strauchdieben, von Sündern und Heiligen, von Abenteurern und Gelehrten haben sich über die Jahrhunderte hinweg auf die Suche nach diesem mysteriösen Artefakt gemacht. Kein Weg war ihnen zu weit, keine Strapaze zu groß und kein Mittel zu schmutzig, um an ihr Ziel zu gelangen – dabei wusste keiner von ihnen, wonach er eigentlich suchen sollte.«

Laura zog ein verwundertes Gesicht. »Sie haben nicht gewusst, wonach sie suchen sollten?«

Aurelius schüttelte bedächtig den Kopf. »Nein – weil kaum jemand dieses sagenhafte Siegel jemals zu Gesicht bekommen hat. Bis zum heutigen Tag gibt es weder eine verlässliche Beschreibung noch eine verbindliche Abbildung. Zu allen Zeiten waren die Ansichten der Gelehrten und Weisen über sein Aussehen ebenso widersprüchlich wie die Vermutungen über seine Herkunft.«



Laura rückte näher an den Professor heran, um keines seiner Worte zu verpassen.

»Einige führen es auf die Pharaonen Ägyptens zurück«, fuhr er mit sanfter Stimme fort. »Deren Astronomen sollen es aus purem Gold gefertigt haben, als sie eine einmalige Planetenkonstellation entdeckten, der sagenhafte kosmische Kräfte zugeschrieben wurden. Andere behaupten, Moses habe es aus den Trümmern des Goldenen Kalbes schmieden lassen als Mahnung an die Menschheit, niemals vom rechten Weg abzuweichen. Weitere wiederum sind davon überzeugt, dass das Siegel einst von den Bewohnern des sagenhaften Atlantis angebetet worden sei, die mit der Zeit jedoch den Glauben daran verloren hätten und deshalb dem Untergang und dem Verderben geweiht gewesen seien.«

Laura kniff fragend die Augen zusammen. »Dann hat es Atlantis also tatsächlich gegeben?«

»Viele Menschen glauben das«, antwortete der Professor ernst. »Schon die Griechen und Römer haben sich im Altertum mit dem Rätsel um diesen sagenhaften Kontinent beschäftigt – und deshalb sollten auch wir zumindest nicht ausschließen, dass die Geschichte einen wahren Kern haben könnte.«

»Weil hinter der Oberfläche der Dinge viel mehr verborgen sein kann, als die meisten Menschen ahnen«, murmelte Laura nachdenklich.

Aurelius Morgenstern schmunzelte. »Genau – wie du schon einige Male selbst erfahren hast! Aber zurück zum Siegel der Sieben Monde: Einige vertreten die Ansicht, es sei aus den Münzen der Händler und Wucherer gefertigt worden, die Jesus aus dem Tempel zu Jerusalem vertrieben hat, weil sie aus einem Ort des Spirituellen einen Platz des Mammons und der Besitzgier gemacht hatten. Du siehst, Laura, die Vermutungen über den Ursprung des Siegels könnten kaum unterschiedlicher sein. In einem allerdings decken sich alle Theorien –«

Der Professor brach ab und musterte das Mädchen zufrieden, das ihn gespannt ansah. Laura wagte kaum zu atmen, die Wangen glühten, und die Augen glänzten, sosehr hatten die Erläuterungen des Direktors sie in seinen Bann geschlagen.



Endlich sprach Aurelius Morgenstern weiter: »Bei allen besteht Einmütigkeit über die schier wundersamen Kräfte, die diesem Siegel innewohnen, was die Jahrhunderte währende Suche mehr als verständlich macht. Doch ebenso, wie die Jagd nach dem Heiligen Gral bis in unsere Tage erfolglos geblieben ist, so war auch die Suche nach dem Siegel der Sieben Monde bis heute vergeblich. Vom Heiligen Gral konnte man immerhin zahlreiche konkrete Spuren entdecken, während die spärlichen Hinweise auf das Siegel der Sieben Monde letztendlich ins Leere führten.«

Laura schaute den Professor verwirrt an. »Soll das heißen, das Siegel der Sieben Monde wurde niemals aufgespürt?«

»Das habe ich nicht gesagt, Laura.« Das Mädchen vernahm einen tadelnden Unterton in Morgensterns Stimme. »Im Gegenteil: Immer wieder ist es Menschen gelungen, sein Geheimnis zu ergründen – nur haben diese aus sehr verständlichen Motiven ihr Wissen für sich behalten. Die meisten sind jedoch gescheitert und konnten das Rätsel nicht entschlüsseln, allen Bemühungen zum Trotz. Nun verhält es sich ja bekanntlich so, dass uns Menschen nichts mehr quält als ein Problem, das wir nicht zu lösen vermögen, oder ein Geheimnis, das sich uns nicht erschließt. Noch dazu, wenn es von größter Bedeutung für uns ist. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass viele dieser Unglücklichen in tiefe Verzweiflung und Depressionen gestürzt wurden – und dieses Schicksal wollte ich dir ersparen, Laura!«

Die Schülerin blickte den Professor ratlos an. »Jetzt versteh ich überhaupt nichts mehr«, sagte sie. »Dieses Siegel ist äußerst wertvoll und kann mir von größtem Nutzen sein! Das haben Sie doch eben selbst gesagt.«

»Natürlich – weil es sich genauso verhält! Das Siegel der Sieben Monde repräsentiert in der Tat die größte Macht unter dem Himmel, und nichts fürchten die Dunklen mehr als die Kraft, die von ihm ausgeht, aber –«

»Was aber?«

»- aber dennoch fand ich es viel zu früh, dir das anzuvertrauen.«



»Warum denn?« Lauras Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck angenommen.

»Weil ich der Überzeugung war – und immer noch bin –, dass du noch nicht genug Reife besitzt, um das unermessliche Geheimnis des Siegels zu begreifen! Versteh doch, Laura, deine besonderen Kräfte sind noch nicht so weit ausgebildet, dass du dich bereits an diese schwierige Aufgabe heranwagen könntest.« Beschwörend blickte er seinen Schützling an, bevor er mit leiser Stimme fortfuhr. »Bedauerlicherweise war Dominikus anderer Ansicht als ich.«

»Und deshalb hat er mir heimlich aufgetragen, danach zu suchen?«

»Ja.« Morgenstern klang bekümmert. »Er hat dich gegen meinen Willen auf das Siegel der Sieben Monde hingewiesen – was ihn vermutlich das Leben gekostet hat. Denn natürlich wollten die Dunklen mit aller Macht verhindern, dass du von diesem Mysterium erfährst.«

Laura schwieg. Auch wenn sie nicht alles verstand, so ahnte sie doch, worauf der Professor anspielte. »Ich nehme an, Sie können mir nicht verraten, was es mit diesem Siegel auf sich hat oder wo ich es finden kann?«

Ein sanftes Lächeln huschte über das Gesicht von Morgenstern. »Genauso ist es, Laura. Jeder von uns kann die existenziellen Wahrheiten nur dann begreifen, wenn er sie selbst herausfindet und am eigenen Leibe fühlt. Die Geheimnisse des Lebens sind nicht theoretischer Natur, sondern müssen von jedem Menschen selbst erfahren werden. Nur dann können sie ihre volle Wirksamkeit entfalten. Das gilt insbesondere für die Kraft, die mit dem Siegel der Sieben Monde verbunden ist. Sie ist so stark, dass sie den Kelch der Erleuchtung vor dem Zugriff der Dunklen zu schützen vermag. Wenn du ihr Geheimnis erkennst, wird sie dir helfen, deinen Vater aus der Dunklen Festung zu befreien und deine große Aufgabe zu erfüllen. Aber mehr, mehr darf ich dir beim besten Willen nicht verraten, Laura, selbst wenn ich wollte.«

Lukas war Laura diesmal keine große Hilfe. Dabei hatte er alles in seiner Macht Stehende unternommen, um die Schwester zu unterstützen –



allerdings ohne jeden Erfolg. Er wirkte deshalb auch reichlich geknickt. »Ich hab wirklich keine Ahnung, was ich noch tun soll, Laura!« Depressiert starrte er auf den Monitor seines Computers. »Ich hab sämtliche Internet-Suchmaschinen, die ich kenne, mit allen nur denkbaren Stichwörtern gefüttert und in allen mir zugänglichen wissenschaftlichen Archiven nachgeforscht. Und das sind eine ganze Menge, wie du dir vorstellen kannst! Aber das Ergebnis war überall gleich null. *Rien. Zero.* Es ist wie verhext, Laura. Ich bin nicht auf einen einzigen brauchbaren Hinweis gestoßen, der uns auf die Spur dieses Siegels führen könnte!«

»Das kann ich nur bestätigen!«, pflichtete Kevin dem Zimmergenossen mit bekümmelter Miene bei. »Es gibt wahrscheinlich nichts, was Lukas nicht versucht hat.« Zum Ausdruck seines Bedauerns zog der Junge die Schultern hoch. »Aber das Resultat war überall gleich niederschmetternd.«

Laura war plötzlich ganz beklommen zumute. Wenn nicht einmal ihr neunmalkluger Bruder ihr helfen konnte – wer dann? Miss Mary und Percy Valiant brauchte sie nicht zu fragen, so viel war klar. Das ungeschriebene Gesetz der Wächter verbot auch ihnen, ihrer Schülerin das Geheimnis des Siegels zu offenbaren.

Natürlich hatte auch Kaja nicht die geringste Ahnung, als Laura sie nach dem Siegel fragte. Sie durchquerten nach dem Abendessen auf dem Rückweg zu ihrem Zimmer gerade die große Halle. »Tut mir wirklich Leid«, antwortete die Freundin, »aber von einem solchen Siegel hab ich im Leben noch nicht gehört. Und bei allen anderen, die ich danach gefragt habe, war es nicht anders. Wenn du meine ehrliche Meinung willst, Laura: Allmählich glaube ich, dass es dieses komische Siegel überhaupt nicht gibt!«

»Du dummes Ding!« Die vorwurfsvolle Stimme, die in ihrem Rücken erklang, ließ Laura zusammensucken. Dabei hatte sie diese sofort erkannt. Sie blieb stehen, drehte sich um und blickte auf das alte Ölgemälde an der Wand der Eingangshalle, von dem aus die ganz in Weiß gekleidete Silva Kaja mit tadelndem Blick musterte, um dann verständnislos den Kopf zu schütteln. »Wie kann man nur so töricht sein!«



Laura konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. »Sei doch nicht so streng mit Kaja«, bat sie die traurige Frau auf dem Gemälde. »Sie gehört nicht zu uns Wächtern und kann deshalb vieles nicht richtig verstehen.«

»Was noch lange keinen Grund darstellt, sie schlichtweg anzuzweifeln!« Silvas Gesicht glich einem einzigen Vorwurf, während sie Kaja immer noch strafend ansah.

Das Pummelchen warf Laura einen prüfenden Blick zu. »Ist es das, was ich vermute – oder bist du jetzt vollständig durchgeknallt?«

Laura lächelte Kaja beruhigend an. Sie wusste inzwischen, dass nur Wächter imstande waren, die Veränderungen auf dem alten Gemälde wahrzunehmen. Im Gegensatz zu ihren Freunden oder Mitschülern konnten sich auch nur Wächter mit der unglücklichen Silva unterhalten. Kein Wunder, dass Kaja verwirrt war. »Keine Angst, ich bin vollkommen okay. Ich will nur noch kurz mit Silva reden, dann erklär ich dir alles.«

»Von mir aus«, brummte Kaja missmutig und blieb wartend neben Laura stehen.

Diese wandte sich wieder an die Frau auf dem Ölgemälde. »Willst du damit etwa sagen, dass du weißt, was es mit diesem Siegel auf sich hat?«

»Ich glaube schon!« Silva schenkte Laura ein trauriges Lächeln, das einem Ausdruck des Zweifels wich. »Allerdings bin ich mir nicht ganz sicher. Wenn ich mich jedoch recht erinnere, dann muss ich selbst der einst im Besitz des Siegels gewesen sein. Zumindest hat der Grausame Ritter behauptet, dass mir nur das Siegel die Kraft verliehen habe, ihm zu widerstehen. Deshalb habe er dann auch dafür gesorgt, dass ich es verliere.« Einen Moment noch schaute sie Laura nachdenklich an dann wanderte ihr Blick in die Ferne. Silva erstarrte, und auf dem Gemälde war alles wie zuvor.

Ungeduldig stieß Kaja die Freundin an. »Was hat sie gesagt, Laura? Erzähl schon, komm!«

Laura ließ sich nicht lange bitten.

»Du meinst also wirklich, dass der Grausame Ritter ihr das Siegel geraubt hat?«, fragte Kaja ungläubig.

»Wenn ich sie richtig verstanden habe, ja. Das wäre doch auch nahe



liegend: Reimar von Ravenstein wollte doch alles an sich reißen, was ihm kostbar erschien. Wenn das Siegel also tatsächlich so wertvoll ist, wie alle erzählen, dann hat er mit Sicherheit alles getan, um es in seinen Besitz zu bringen – glaubst du nicht auch?»

»Klingt zumindest plausibel«, stimmte Kaja nach kurzem Nachdenken zu, nur um bereits im nächsten Moment hinzuzufügen: »Aber leider hilft dir das auch nicht weiter.«

Laura grinste listig. »Doch, das hilft mir sogar mächtig weiter, weil er es bestimmt in seiner Schatzkammer aufbewahrt hat.«

Empört pustete Kaja die Wangen auf. »Aber, Laura, erinnerst du dich denn nicht mehr?«, sagte sie voller Empörung. »Die Schatzkammer des Grausamen Ritters ist doch vollkommen leer – ausgeraubt bis auf den letzten Rest. Das hast du doch mit eigenen Augen gesehen, als wir dort nach dem Kelch gesucht haben!«

»Ja, und?«

»Oh, nö! Du scheinst es immer noch nicht zu kapieren!« Verzweifelt schlug Kaja die Augen zum Himmel. »Also noch mal ganz langsam: Wenn Reimar von Ravenstein das Siegel der Sieben Monde tatsächlich in seinen Besitz gebracht hat, dann ist es inzwischen längst spurlos verschwunden – klar?«

»Klar!«, stimmte Laura zu, während das Grinsen in ihrem Gesicht noch breiter wurde. »*Jetzt* befindet es sich in der Tat nicht mehr in Reimars Schatzkammer.«

»Na, siehst du!« Kaja schien schon beruhigt, als plötzlich alles Blut aus ihren Wangen wich. »Oh, nö!«, stöhnte sie. »Das kann doch nicht wahr sein! Du willst doch nicht etwa –«

»Doch, Kaja!«, unterbrach Laura sie ungerührt. »Genau das habe ich vor!«

Percy Valiant legte das Florett zur Seite und musterte Laura skeptisch. »Das ist ein reischliisch gefä'rliisches Unterfangen – wie dir 'öffentliisch bewusst sein dürfte?«

Seine Schülerin rang nach Luft und trocknete sich das verschwitzte



Gesicht mit einem Handtuch ab. Das Fechttraining hatte Laura ziemlich geschafft. Ihre schweißnassen Haare glänzten im Schein der Turnhallenbeleuchtung. Sie hatte bis nach der Übungsstunde gewartet, um den Sportlehrer in den Plan einzuweißen, der in ihr gereift war.

»Natürlich weiß ich, dass das gefährlich ist«, entgegnete sie, als sie wieder etwas zu Atem gekommen war. »Aber wenn Silva das Siegel der Sieben Monde damals tatsächlich besessen hat, dann können wir doch gar nicht anders! Wir müssen unbedingt eine Traumreise zurück in die Zeit des Grausamen Ritters machen und in seiner Schatzkammer nach dem Siegel suchen.«

»Misch dünkt, du 'ast Rescht.« Auch Percy griff zum Handtuch. »Nach allem, was du erzalt 'ast, 'at das Siegel eine derartiische Kostbarkeit dargestellt, dass Reimar von Ravenstein es mit Siischer'eit ge'üet 'at, als 'andele es siisch um die Kronjuwelen der Queen.«

»Stimmt! Worauf warten wir dann noch? Das ist schließlich die erste Erfolg versprechende Spur, auf die wir gestoßen sind.«

Der Lehrer antwortete nicht sofort. Mit angestrenzter Miene wog er das Für und Wider sorgsam gegeneinander ab. Seine Schülerin musterte ihn mit banger Erwartung, und es hatte den Anschein, als rechne sie damit, dass der blonde Wächter ihr den Plan ausreden würde. Doch nichts dergleichen geschah.

»Wo'l denn«, sagte Percy vielmehr nach einer Weile. »So lass uns niischt länger säumen und wo'lgemut zur Tat schreiten.«

»Klasse!« Laura strahlte über das ganze Gesicht. »Ich hatte so gehofft, dass du mitmachst.«

»Natürliisch! Die Argumente, die du für dein Vor'aben in die Waagschale geworfen 'ast, klingen überaus vernünftiisch! Gleichwo'l müssen wir natürliisch allergrößte Vorsiiicht walten lassen.«

Aus diesem Grund, erklärte Percy dem Mädchen, erachte er es für das Gelingen des Unternehmens als unbedingt notwendig, sich in zeitgenössische Gewänder zu kleiden. »Nur auf diese Weise können wir verändern, dass wir dursch unser Ausse'en Aufmerksamkeit erregen und schon alleine dadursch entdeckt werden. Welsches Schicksal uns dann bevor-



ste't, kannst du dir wo'l denken, Laura.«

Und ob Laura sich das denken konnte!

Percys Überlegungen leuchteten ihr voll und ganz ein. »Dann geben wir uns wohl am besten als Ritter und Knappe aus?«

Der Sportlehrer jedoch hob abwehrend die Hände. »Niichts wäre leichtfertiger als das, *Mademoiselle!* Bedenke doch: Reimar von Ravenstein war ein weit gereister Mann und dürfte alle wiischtigen Vertreter seines Standes gekannt 'aben. Jeder unbekannte Ritter, der i'm auf seiner Burg die Aufwartung macht, würde des'alb umge'end sein Misstrauen wecken, was angesichts der Unbereschenbarkeit dieses sauberen 'erren wo'l ebenfalls tödliische Folgen für uns 'ätte!«

Oh, Mann! Percy hatte Recht. Warum hatte sie das nur nicht bedacht? Wie gut, dass sie auf einen Helfer zählen konnte, der alle Eventualitäten in Betracht zog!

»Okay – was schlägst du also vor?«

»Das Klügste wäre wo'l, wenn iisch miisch als fa'render Spielmann ausgabe. Deren sind damals me'r als genug dursch die Lande gereist, um die 'errschaften auf den Burgen oder Schlössern mit i'rer Kunst zu erfreuen. Sie waren so za'ereich und kamen zudem 'äufiisch aus fernen Landen, dass es völliisch unmögliich war, sie alle zu kennen. Aus diesem Grunde wird vermutliisch selbst Reimar von Ravenstein keinen Argwo'n schöpfen, wenn wir auf seiner Burg vorstelliisch werden.«

Clevere Idee, dachte Laura und nickte zustimmend. »Klingt gut. Dann werde ich mich also als deine Gehilfin ausgeben?«

Wieder hob Percy missbilligend die Augenbrauen und schaute das Mädchen tadelnd an. »Du unterliegst zum wieder'olten Male einem Irrtum, werte Laura. Du wirst mir nicht als *Ge'ilfin*, sondern als *Ge'ilfe* dienen müssen. Zu jenen finsternen Zeiten sind Mädchen deines Alters niemals in Begleitung von Männern unterwegs gewesen – es sei denn, es 'andelte siisch um i'ren Vater. Ansonsten schickte siisch das einfach niischt und war nachgerade undenkbar. Du wirst diisch also als Junge verkleiden müssen, wenn unsere *Camouflage* niischt schon nach kürzester Zeit entdeckt werden soll!« *Als Junge?*



Das wäre Laura nicht einmal im Fasching eingefallen. Sie war beinahe sicher, dass sie diese ungewohnte Rolle auch nicht überzeugend spielen konnte – dabei hing ihr beider Leben genau davon ab! Aber wie auch immer – es blieb ihr einfach keine andere Wahl, als in Jungenkleidung zu schlüpfen. Angesichts dieser Tatsache erschien es Laura zum ersten Mal als ein ausgesprochener Glücksfall, dass ihr Körper noch sehr mädchenhaft war, während einige ihrer Klassenkameradinnen, zum Beispiel Franziska Turini oder Caro Thiele, bereits deutlich weibliche Formen erkennen ließen. Im entsprechenden Outfit würde sie also problemlos als Junge durchgehen – vorausgesetzt, sie konnten ein stilechtes mittelalterliches Knabengewand auftreiben.

Percy als fahrenden Sänger zu verkleiden stellte kein Problem dar. In seiner Begeisterung für das Mittelalter hatte der Lehrer in den letzten Jahren eine Unzahl zeitgenössischer Gewänder zusammengetragen, so dass er alsbald im originalgetreuen Spielmannskostüm vor Laura stand. Er trug ein weites, mit farbenprächtigen Borten besetztes Gewand aus feinem Tuch, das ihm fast bis zu den Knien reichte. Darunter eng anliegende Beinkleider aus schwarzem Samt. Auf seinem Kopf saß eine Kappe, ebenfalls aus schwarzem Samt, an der eine bunte Fasanenfeder steckte. Als Percy dann auch noch seine Laute anschlug und mit wohlklingender Stimme ein Liebeslied anstimmte, hätte ihn niemand von einem echten Minnesänger unterscheiden können.

Luras Kostümierung gestaltete sich schwieriger. Percy besaß keine Gewänder in ihrer Größe, und der Mittelalter-Shop, bei dem er sich gelegentlich eindeckte, konnte ihnen auch nicht weiterhelfen. Schon sah es so aus, als müssten sie die Kleidung für Laura extra anfertigen lassen, da löste sich das Problem auf überraschende Weise – durch Alarik. Obwohl Morgenstern nach dessen Entdeckung dafür gesorgt hatte, dass er umgehend in Jeans und Pulli geschlüpft war, hatte er seine Kleidung aus Aventerra natürlich aufbewahrt, und so konnte er Laura sein abgelegtes Gewand borgen. Es passte perfekt.

»Fast 'at es den Anschein, als sei es eigens für diisch geschneidert worden!«, stellte Percy, sichtlich zufrieden, fest. »Bleibt also nur noch ein



Problem zu lösen, niischt war?«

Ein Problem?

Laura schaute den Lehrer noch verwundert an, als es ihr auch schon einfiel: ihre Haare – natürlich!

Verflixt!

Laura wusste zwar, dass im zwölften Jahrhundert auch die Jungen längere Haare getragen hatten. Aber niemals bis über die Schultern wie sie. Was sollte sie bloß mit der blonden Mähne anstellen? Mit dem Gedanken, sich von ihrem Haarschmuck zu trennen, konnte sie sich nicht anfreunden. Schließlich würde die Traumreise doch höchstens einen Tag dauern. Es musste doch eine andere Lösung geben – nur welche?

Es war Percy, der sie fand – und zwar in der Gestalt einer großen Ballonmütze. Die Kopfbedeckung war so großzügig bemessen, dass Laura ihre Haare darunter vollständig verstecken konnte, womit sie von einem Jungen nicht mehr zu unterscheiden war. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick.

»Lasst euch ansehen!« Miss Mary Morgain wanderte um Laura und Percy herum, um sie kritisch von Kopf bis Fuß zu mustern. »Perfekt! Ihr seht einfach perfekt aus«, sagte sie dann. »Niemand wird erkennen, dass ihr aus unserer Zeit stammt – zumindest nicht an eurer Kleidung!«

»Dann bin iisch ja im ‘ochsten Maße beru’igt, liebebreizende Mary!« Percy strahlte über das ganze Gesicht. Es war ihm anzusehen, dass er sich in seinem Spielmannsgewand mindestens ebenso wohl fühlte wie Mick Jagger auf der Bühne. »Und wenn du uns jetzt noch ‘och und ‘eilisch versiischerst, dass du während der Traumreise auf unsere in der Gegenwart zurückbleibenden Körper genauso gut aufpassen wirst wie Dagobert Duck auf seinen Goldschatz, dann können wir uns beru’iischt zurück in die Zeiten des Grausamen Ritters träumen!«

Miss Mary ließ sich von der guten Laune des Kollegen anstecken. »Ich werde euch hüten wie meine Augäpfel!« Ihr hübsches Gesicht wurde von einem sanften Lächeln verzaubert, das selbst den Silberglanz ihrer Augen überstrahlte. Doch dann wurde sie wieder ernst. »Ihr müsst mir versprechen, äußerst vorsichtig zu sein und nur so lange zu verweilen, wie es



unbedingt notwendig ist.«

»Geht klar!«, erklärte Laura beruhigend. »Schließlich würden sich Lukas und Kaja große Sorgen machen, wenn wir bis Sonntag Abend nicht zurück sind.«

Laura und Percy hatten sich nämlich entschlossen, außer dem Professor und Mary Morgain niemanden in ihren Plan einzuweihen. Die Dunklen durften um keinen Preis Wind von ihrem Unterfangen bekommen. Die würden doch alles tun, um ihre Rückkehr in die Gegenwart zu verhindern. Also hatte Laura zu einer Notlüge gegriffen und dem Bruder und der Freundin erzählt, dass sie das Wochenende mit Percy beim Reiten zubringen und zu diesem Zweck auf dem Hof von Nikodemus Dietrich übernachten würde.

Miss Mary verschloss sorgfältig die Tür ihres Zimmers, umarmte die beiden »Spielleute« zum Abschied und wünschte ihnen viel Glück. Dann nahm sie gegenüber von Laura und Percy Platz und half ihnen, in den »Tunnel« zu kommen, wie der Sportlehrer den Trancezustand bezeichnete, aus dem die Wächter sich in ihrer Traumgestalt auf Reisen zu anderen Orten und in andere Zeiten begeben konnten. Die elfenhafte Lehrerin blickte die Freunde beschwörend an. Die schlossen die Augen und versenkten sich in sich selbst. Während Laura und Percy sich auf das Ziel und den gewünschten Zeitpunkt ihrer Reise konzentrierten, stimmte Miss Mary die uralte Beschwörungsformel an, die seit Anbeginn der Zeiten die Wächter auf ihre Traumreisen geleitet:

»Strom der Zeit, ich rufe dich; Strom der Zeit, erfasse mich! Strom der Zeit, ich öffne mich; Strom der Zeit, verschlinge mich!«

Laura fühlte, wie sich die Kräfte, die ihr das Schicksal verliehen hatte, in ihrem Inneren zu regen begannen. Alles war genauso wie beim ersten Mal. Marys Stimme verhallte in weiter Ferne, ein sanftes Prickeln lief durch Lauras Körper, und dann sah sie das Licht. Ein Brausen erfüllte ihre Ohren, während ein gleißendes Strahlen um sie herumwirbelte wie ein mächtiger Sturm, der keinerlei Widerstand duldet, und alles Zaudern hinwegfegte mit unbändiger Kraft. Laura fühlte sich wie eine Feder im Wirbel der Zeiten, ihr wurde zugleich glühend heiß und eisig kalt, bis



das Licht verblasste und ein wärmerer Windhauch über ihre Wangen strich. Sie hörte das Rascheln von Blättern und das fröhliche Gezwitz von Vögeln und wusste, dass die Traumreise sie an einen anderen Ort und in eine andere Zeit versetzt hatte. Laura schlug die Augen auf- und sah zu ihrem Entsetzen, dass Percy Valiant nicht bei ihr war. Nicht die geringste Spur von dem Lehrer war zu entdecken. Sie war ganz allein und ohne jede Begleitung in der Welt des Grausamen Ritters angelangt!





Kapitel 14 ✦ Die Burg des Grausamen Ritters

as Luftfloß glitt mit geblähtem Segel im Wind dahin. Es hatte das Land der Flussleute hinter sich gelassen und flog nun über die nördlichen Ausläufer des Steinernen Forstes. Alienor jedoch hatte kein Auge für die bizarre Schönheit der Landschaft und merkte nicht, dass ihr Reiseziel immer näher kam. Fassungslos starrte sie den Levator an. »Wie konntest du dich nur auf einen solchen Handel einlassen? Damit spielst du dem Schwarzen Fürsten doch in die Hände!«

Aeolon zuckte gleichgültig mit den Schultern und griff zu der Flasche mit rotem Wein, die vor ihm auf dem Tischchen stand. »Weiß gar nicht, was du hast, mein Mädchen. Kann man so sehen oder auch nicht. Bin bislang ganz gut damit gefahren. Liefere ihm alle drei Monde ein Säckchen mit Königsfrüchten als Tribut, nicht mehr und nicht weniger, und dafür lässt er mich in Ruhe.«

»Aber du weißt doch ganz genau, was Borboron vorhat. Er will Elysi-on vernichten und bekämpft uns Krieger des Lichts deshalb ohne Unterlass.«

»Was hab ich damit zu tun?« Der Levator goss sich ein und schaute das Mädchen unschuldig an. »Was kümmern mich eure Händel? Halt mich jedenfalls aus allem raus und tue keinem etwas.«

Alienor schüttelte so heftig den Kopf, dass ihre Zöpfe flogen. »Aber verstehst du denn nicht, Aeolon? Wenn Borboron den Sieg erringt, dann ist es auch um dich geschehen. Aventerra und der Menschenstern werden vernichtet werden, und auch du wirst in die Ewige Dunkelheit eingehen.«



Der Luftnomade verzog das Gesicht. »Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Und was sollte ich schon dagegen ausrichten können? Sieh mich doch an, mein Mädchen – bin schwach und noch dazu ganz allein.«

»Ich bin auch nicht stärker als du!« Alienor erhob empört die Stimme. »Beim Kampf gegen die Dunklen Mächte kommt es doch auf jeden Einzelnen an, auch auf dich! Jeder, der sich der Sache des Lichts verweigert, unterstützt damit die Kräfte der Finsternis. Wer nicht an Elysions Seite steht, ist gegen ihn – und deshalb musst du dich endlich entscheiden, Aeolon. Du kannst nicht so tun, als ob dich dieser Streit nichts angehe, nur weil du auf deinem Luftfloß weit über allem schwebst, was auf Aventerra geschieht. Es betrifft auch dich, und auf die Dauer kannst du dich ohnehin nicht davon freikaufen, glaub mir!«

Aeolon wiegte bedächtig den Kopf. »Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Ist alles gut gegangen bis jetzt. Warum nicht auch weiterhin?«

»Weil dem Schwarzen Fürsten nicht zu trauen ist«, ereiferte sich Alienor. Das Mädchen erhob sich und begann auf dem Luftfloß auf und ab zu wandern. »Das hast du vorhin doch selbst erlebt. Wenn Pfeilschwinge nicht aufgetaucht wäre, hätte die Harpyie uns zerrissen.«

»Mag sein, mag auch nicht sein.« Aeolon griff zum Glas und nahm einen kräftigen Schluck Wein. »Und was kann der Schwarze Fürst schon dafür, wie die Gestaltwandlerin sich aufführt?«

»Glaubst du, Syrin hätte gewagt, uns anzugreifen, wenn sie nicht genau wüsste, dass ihr Herr das billigt?« Entrüstet stemmte Alienor die Fäuste in die Seiten. »Niemals!«

Der Levator stellte das Glas ab und blickte sie nachdenklich an. »Vielleicht, vielleicht auch nicht«, murmelte er leise vor sich hin. Es war ihm anzusehen, dass ihm Zweifel gekommen waren.

Mit einem Male frischte der Wind auf. Obwohl Alienor das warme Reisegewand übergezogen hatte, begann sie zu frösteln. Langsam schritt sie zum Bug des Luftfloßes und spähte in die Ferne. Weit hinten am Horizont erhoben sich die schattenhaften Umriss einer Burg. Sie musste riesig sein, so düster und bedrohlich wie sie emporragte. Schwarze Dunstschleier wirbelten um die trutzigen Türme, und der immer kälter



werdende Wind schien direkt aus ihrer Richtung zu kommen.

Laura war völlig verwirrt. Was war mit Percy geschehen, dass er nicht an ihrer Seite weilte? War er in Miss Marys Zimmer geblieben – oder war ihm auf dem Weg in die Vergangenheit etwas zugestoßen? Hatte er etwas falsch gemacht? Oder hatte am Ende vielleicht sie selbst einen schwer wiegenden Fehler begangen? Bei dem Gedanken stockte Laura der Atem.

Ängstlich schaute sie sich um. Sie befand sich am Saum eines lichten Waldes unter einer stattlichen Buche, deren sattgrünes Blattwerk kühlenden Schatten spendete. Es musste sich um den Rand des Henkerswaldes handeln, denn auf der Anhöhe, die sich in südwestlicher Richtung erhob, thronte eine Burg. Es war unverkennbar Burg Ravenstein, auch wenn sie ganz anders aussah als das Gemäuer, das ihr vertraut war: Kein Efeu rankte sich über die Wände, und kein Putz verschönte die Mauern aus groben Feldsteinen. Der Bergfried war mindestens fünf Meter höher, als Laura ihn in Erinnerung hatte. Ein ihr unbekanntes Banner wehte an einem Mast von der Spitze des Turmes. An der Nordwestseite der Festung ragten Gerüste auf. Die Anlage befand sich offensichtlich noch im Bau, was bedeutete, dass sie zumindest nicht zu weit in der Zeit zurückgereist waren. Zudem hatte die Traumreise sie an den richtigen Ort geführt, auch wenn sie ein gutes Stück von der Burg entfernt angekommen war. Aber hatte sie auch einen günstigen Zeitpunkt erwischt?

Ein Rascheln schreckte Laura auf. Überrascht fuhr sie herum. In dem Gebüsch, das sich in ihrem Rücken befand, bewegte sich etwas! Erschrocken hielt sie den Atem an, aber noch bevor sie reagieren und sich verstecken konnte, teilten sich die Zweige, und ein junger Mann trat hervor. Es war Percy Valiant, wie Laura zu ihrer Erleichterung feststellte.

»Parbleu!« Der Sportlehrer schimpfte ungehalten, während er sich abgebrochene Zweige und dürre Blätter vom Gewand zupfte. Die Feder auf seiner Kappe wippte bei jeder seiner Bewegungen. »Was bin iisch nur für ein elender Tölpel!«

»Hey!« Laura warf ihm einen belustigten Blick zu. »Nur weil du im Gebüsch gelandet bist, brauchst du doch nicht sauer zu sein!«



»Was du niischt sagst!« Percys Gesicht verfinsterte sich mehr und mehr. »Des'alb bin iisch ganz bestimmt niischt unge'alten! Aber sollten wir uns ein weiteres Mal gemeinsam auf eine Traumreise begeben, dann wäre es wo'l besser, wenn wir uns an den 'änden 'alten, damit wir auch exakt am gleischen Platz ankommen, *d'accord, Mademoiselle!*«

Gute Idee – aber musste Percy sich wirklich so aufregen, nur weil sie nicht direkt nebeneinander in der Vergangenheit gelandet waren? Laura musterte ihn verständnislos, und endlich bemerkte sie den wahren Grund für den Arger des Wächters: Die Laute, die er sich im Internat vor Reisebeginn über die Schulter gehängt hatte, war spurlos verschwunden. Entweder hatte sie die Reise durch Raum und Zeit gar nicht erst mitgemacht – oder war unterwegs auf geheimnisvolle Weise verloren gegangen.

»Oh, Mann!«, stöhnte Laura erschrocken, denn was war ein Spielmann ohne sein Instrument? »Was ist passiert?«

Percy verzog verlegen das Gesicht. »Issch 'ätte es mir ja denken können. Nur Gegenstände, die unmittelbar am Körper getragen werden, vermögen uns auf den Traumreisen zu begleiten. Schmuckstücke und dergleichen. Alle anderen bleiben am Ausgangsort zurück, wie iisch bereits me'ere Male feststellen musste. Iisch 'atte ge'offt, bei der Laute ver'ielte es siisch anders – aber das Ergebnis spriicht meinen Überlegungen 'ohn!«

»Und was machen wir jetzt? Damit können wir unseren Plan doch vergessen, oder?«

»Mitniischten!« Der Lehrer setzte ein zuversichtliches Lächeln auf und tat die Sache mit einer beiläufigen Handbewegung ab. »Wir werden uns doch von derlei Ungemach niischt von unserem Vor'aben ab'alten lassen. Komm schon – wir wollen uns direkt in die 'öhle des Löwen begeben. Mir wird schon etwas einfallen.«

Voller Sorge schlug das Mädchen die Augen zum Himmel – Percy hatte vielleicht Nerven! Wenn das bloß gut gehen würde!

Da der Sportlehrer jedoch bereits munter in Richtung Burg marschierte, musste Laura ihm notgedrungen folgen, wenn sie nicht am



Rand des Henkerswaldes zurückbleiben wollte.

Schon nach wenigen Schritten rann ihr der Schweiß aus allen Poren. Obwohl die Sonne den Zenit längst überschritten und bereits ihre Bahn nach Westen eingeschlagen hatte, brannte sie mit ungeminderter Kraft vom wolkenlosen Himmel. Die Luft flimmerte und schien zu glühen, und selbst im Schatten der zahlreichen Bäume, die auf den Fluren standen, spürte Laura kaum Kühlung. Sie mussten mitten im Hochsommer gelandet sein. Zu gerne hätte sie ihre Ballonmütze abgenommen, aber das war unmöglich. So quälte Laura sich schwitzend weiter.

Auf den Feldern wogte das Getreide im Gluthauch des Windes, während auf den Wiesen die Mahd fast vollständig abgeschlossen war. Der Duft von frischem Heu drang Laura in die Nase, das Blöken von Schafen erfüllte die Luft, und hin und wieder war das Muhen einer Kuh oder das Wiehern eines Pferdes zu hören. Die üblichen ländlichen Geräusche eben – und trotzdem stimmte etwas nicht. Irgendwie hörte sich das alles anders an als sonst.

Es dauerte eine Weile, bis dem Mädchen aufging, dass es das Fehlen von Motorenlärm war, was es so verstörte. Kein Auto, kein Traktor, kein Motorrad und auch kein Flugzeug war zu hören. Unwillkürlich schüttelte Laura den Kopf. Schon eigenartig, dass sie sich bereits so an den Lärm der Zivilisation gewöhnt hatte, dass ihr sein Fehlen wie eine Störung vorkam!

Laura blickte sich um. Kein Strommast verbaute den Blick, keine Überspannungsleitung verschandelte die Landschaft, nirgendwo waren asphaltierte Straßen zu sehen. Nur ein ausgefahrener Schotterweg schlängelte sich auf die Burg zu. In der Ferne, wo er aus dem Wald herausführte, erhob sich eine Ansiedlung, die aus einem knappen Dutzend ärmlicher Hütten bestand – der Weiler Ravenstein wahrscheinlich, in dem die Lehnshauern des Grausamen Ritters ihr kärgliches Dasein fristeten.

Das Dorf, in dem die arme Silva gelebt hatte.

Plötzlich fühlte Laura, wie durstig sie war. Die Zunge schien ihr am Gaumen zu kleben. Aber natürlich hatten sie nichts zu trinken dabei.

»Du wirst diisch schon gedulden müssen, bis wir auf der Burg ange-



langt sind«, erklärte Percy. Auch ihm musste fürchterlich heiß sein unter der samtene Kappe. Schweiß strömte über seine Stirn, und das Oberteil seines Gewandes zeigte dunkle Schwitzflecken. »Lass uns also darauf 'offen, dass der liebe Reimar siisch ausnamsweise bester Stimmung befließiischt und uns nascht sogleich in seinen finstersten Kerker befördern lässt!« An dem Grinsen in seinem verschwitzten Gesicht erkannte Laura allerdings, dass er das nicht ganz ernst meinte.

Nur wenige Minuten später jedoch verdüsterte sich Percys Miene wieder, und auch der letzte Anflug guter Laune verflüchtigte sich. Inzwischen waren sie in unmittelbarer Nähe der Burg angelangt, und Percy erkannte, dass sie wohl keinen schlechteren Zeitpunkt für ihren Besuch hätten wählen können.

Der Lehrer verlangsamte den Schritt.

Laura musterte die Szenerie neugierig. Auf dem unbefestigten Platz in der Nähe der Nordost-Mauer – natürlich war die Burg noch nicht von einer Parklandschaft umgeben, auch von Ellerking's Buchsbaumhunden war keine Spur zu entdecken – hatten sich ungefähr zwei Dutzend Frauen und Männer versammelt. Laura und Percy wirbelten mit ihren derben Lederschuhen Staub auf, während sie sich unauffällig unter die Leute mischten. Den ärmlichen Kleidern nach zu urteilen, die die Menschen trugen, musste es sich um Bauern handeln. Die zwischen ihnen herumtollenden zahllosen Kinder waren fast ausnahmslos in Lumpen gehüllt. Die Erwachsenen schenkten weder ihnen noch den Fremden auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Wie gebannt hielten sie die Augen auf ein Schauspiel gerichtet, das sich einige Meter vor ihnen abspielte.

Als Laura ihren Blick darauf richtete, erschrak sie zutiefst. Sie erkannte den finsternen Mann in der Rüstung sofort, der dort im Kreise von vielleicht zwanzig Männern stand, die ebenso wie er gerüstet waren: Es war niemand anderer als Reimar von Ravenstein. Eigenartigerweise jedoch war der Grausame Ritter um fast einen Kopf kleiner, als sie ihn aus ihren schrecklichen Begegnungen in Erinnerung hatte. Seine Rüstung allerdings war genau die gleiche, und auch bei dem Schwert, das an seiner Seite baumelte, handelte es sich unverkennbar um den mächtigen



Schädelspalter, mit dem Reimar sie während der Suche nach dem Kelch um ein Haar ausgeschaltet hätte.

Aber selbst ohne Schwert und Rüstung hätte Laura den Ritter auf Anhieb wiedererkannt – an seinem finsternen, Furcht erregenden Gesicht, das in Wirklichkeit sogar weit bedrohlicher war als auf dem Standbild im Park des Internats. In den dunklen Augenhöhlen funkelten gefährlich böse Augen, und als hätten die unzähligen Pockennarben nicht ausgereicht, um Reimar mit abgründiger Hässlichkeit zu zeichnen, verunstaltete auch noch eine unförmige Hakennase sein Gesicht. Am meisten jedoch erschreckte Laura die breite Narbe, die sich quer über den kahlen Schädel des Ritters zog. Da er stets mit Helm gegen Laura gekämpft hatte, war das rot flammende Wundmal, das nur schlecht verheilt war, ihr bislang verborgen geblieben.

Dieser abscheuliche Ritter hatte sich auf dem staubigen Platz vor der Burg aufgepflanzt und musterte verschlagen einen ebenso riesigen wie unförmigen Gegenstand, der sich unmittelbar vor ihm erhob. Obwohl er von einem großen Tuch verhüllt war, wusste Laura auf Anhieb, worum es sich dabei handeln musste – zweifelsohne um das Standbild, das Reimar bei einem Bildhauer seiner Grafschaft in Auftrag gegeben hatte. Sie waren genau zum Zeitpunkt der Enthüllung des Denkmals auf Burg Ravenstein eingetroffen. Plötzlich begriff Laura, weshalb Percy solch eine düstere Miene zur Schau trug: Er hatte vermutlich ebenso wie ihr Bruder Lukas in der Burgchronik gelesen, dass der schreckliche Reimar bei dieser Gelegenheit schrecklich in Wut geraten war und seine Raserei tödliche Folgen gezeitigt hatte!

Oh, Mann – wenn das nur gut geht!

Laura blieb jedoch keine Zeit, weiter darüber nachzusinnen, denn just in diesem Augenblick nickte der Grausame Ritter einem spilligeren Männchen aufmunternd zu. In ein graues Leinengewand gekleidet, trat es in gebückter Haltung direkt neben dem verhüllten Monument von einem Fuß auf den anderen und blickte Reimar ängstlich an – offensichtlich der Künstler höchstpersönlich.

Dem Bildhauer schien Böses zu schwanen, denn er zögerte einen



Moment, Reimars stummem Befehl nachzukommen, was den Ritter augenblicklich in Rage versetzte. »Ist er taub!« Sein Gesicht färbte sich tiefrot, während er den Mann anschrie: »Mach er endlich!«

»Se... sehr wohl!«, stammelte der Angesprochene und buckelte. »Wie der Herr befehlen!« Mit einer weiteren Verbeugung zog er an einer Schnur, das Tuch fiel zu Boden und gab den Blick auf das Standbild frei.

Atemlose Stille kehrte ein. Nicht nur Reimar von Ravenstein, seine Ritter und die Bauern musterten das Monument erwartungsvoll, sondern auch die heimlichen Besucher aus einer fernen Zeit.

Merkwürdig, dachte Laura, das Denkmal sieht irgendwie anders aus als das Standbild vor unserem Internat. Während das Streitross exakt ihrer Erinnerung entsprach, war der Reiter erheblich kleiner – und sein durch den offenen Helm zu sehendes Gesicht um einiges hässlicher! Irritiert sah Laura den Ritter an, der das Denkmal noch immer mit finsterner Miene beäugte. Kein Zweifel – der Bildhauer hatte vorzügliche Arbeit geleistet: Der steinerne Reimar war von seinem lebenden Vorbild kaum zu unterscheiden. Der Künstler musste ein Meister seines Fachs sein, der den berühmtesten Vertretern seiner Zunft in nichts nachstand.

Ein Wutgebrüll riss Laura aus ihren Gedanken. Das Gesicht des Reiters hatte sich vor Zorn verzerrt, und die hässliche Narbe auf seinem Schädel schien in Flammen zu stehen, während er den Bilderhauer wie von Sinnen anschrie: »Der Hundsfott, der elendige!«

Mit ausholenden Schritten stürmte der gnomenhafte Ritter auf den Unglücklichen zu, packte ihn am Kragen und riss den um einen Kopf größeren Mann dicht zu sich heran. »Wie kann er es wagen, mich derart zu verunstalten?!«

In seiner erbärmlichen Angst bekam der Mann kein einziges verständliches Wort über die Lippen. Er zitterte am ganzen Körper. Seine Beine schlotterten, während er vergeblich versuchte, sich zu rechtfertigen. »Iiii... äh... äh...« war alles, was er herausbrachte.

»Hab ich ihm nicht aufgetragen, ein wahrhaft lebensechtes Abbild von mir zu fertigen?« Reimars Stimme überschlug sich fast. Schaumfetzen hingen in seinen Mundwinkeln, die Augen quollen aus den Höhlen,



und sein kahler Kopf war so feuerrot angelaufen, dass Laura fürchtete, der Zwerg werde auf der Stelle platzen.

Noch immer war der Bildhauer zu keiner Erwiderung fähig. Immerhin vermochte er Reimars Brüllen mit eifrigem Kopfnicken zu beantworten – was diesen jedoch keineswegs besänftigte, im Gegenteil.

»Warum handelt er dann nicht danach?!«, brüllte Reimar mit einer Donnerstimme, die jedem Hünen zur Ehre gereicht hätte. »Wie kann er die Frechheit besitzen, mich zu einem zwergwüchsigen Krüppel zu verunstalten, der an Hässlichkeit nicht zu überbieten ist?!«

»Ah... iii... ähähäh...«

Der Grausame Ritter schlug dem erbärmlich stotternden Bildhauer mit dem Handrücken mitten ins Gesicht, sodass der Wehrlose nach hinten taumelte. Zwei Bewaffnete packten ihn und bewahrten ihn davor, zu Boden zu stürzen. Reimar wandte sich indessen an den Anführer seiner Garde und befahl: »Holt den Henker, aber schnell!«

Während der Angesprochene davoneilte, ging ein entsetztes Gemurmel durch die gaffende Menge. Keiner wagte jedoch gegen diese Willkür aufzubegehren. Lediglich der Burgkaplan der, einen Weihwasserkessel in der Hand, im Messgewand neben dem Denkmal stand, äußerte zaghaft Widerspruch. »Habt doch Erbarmen, Herr!«, hob er mit leiser Stimme an, »und erinnert Euch der Worte unseres Heilands Jesus Christus bei der Bergpredigt: ›Selig sind, die Barmherzigkeit üben - « Doch als Reimar ihm einen strengen Blick zuwarf, brach er ab und zog sich kleinlaut zurück.

Hastig stieß Laura ihren Lehrer an und flüsterte ihm aufgeregt ins Ohr: »Schnell, Percy, wir müssen was tun! Sonst ist der Mann verloren!«

Mit gequälter Miene erwiderte der Blonde ihren Blick. »Das ist mir wo'l bekannt, Laura – und trotzdem: Uns sind die 'ände gebunden. Wir vermögen nisscht das Geringste zu tun für diesen Unglückliischen. Erstens käme jedes Einschreiten unsererseits einem Selbstmord gleich –«

»Und zweitens?«

»Zweitens ist uns niischt gegeben, die 'istorienbüscher umzuschreiben!«



Im ersten Moment verstand Laura nicht, was Percy ihr damit andeuten wollte, doch dann fiel ihr ein: Ereignisse der Vergangenheit konnten durch nichts und niemanden mehr ungeschehen gemacht werden. Da der Tod des unglücklichen Bildhauers bereits Eingang in die Chroniken gefunden hatte, war es ihnen unmöglich, ihn noch zu retten. So etwas gab es nur in Hollywoodfilmen, die sich nicht um die ehernen Gesetze der Logik und des Lebens scherten. In der Realität dagegen war das vollkommen ausgeschlossen. Selbst die Wächter vermochten das trotz ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten nicht zu bewerkstelligen.

All das ging Laura in Windeseile durch den Kopf – dennoch wollte sie sich nicht einfach in das Unausweichliche fügen. »Und wenn schon, Percy«, stieß sie gequält hervor, »irgendeine Möglichkeit muss es doch geben!«

»Pssst!« Der Lehrer warf ihr einen flehenden Blick zu und hielt mahnend den Zeigefinger vor den Mund. »Niischt so laut, bitte!«

Aber Laura war nicht zu bremsen in ihrer Verzweiflung und wurde nur noch lauter. »Wir können ihn doch nicht einfach sterben lassen! Der Mann hat sich nichts zu Schulden kommen lassen – außer den Auftrag auszuführen, den man ihm gegeben hat –«

»Laura! Bitte!«

»Reimar ist nun mal ein hässlicher Zwerg!«, fuhr das Mädchen in unveränderter Lautstärke fort – und da nahm das Unheil auch schon seinen Lauf.

Der Herr von Ravenstein drehte sich plötzlich um und starrte in Lauras Richtung. Seine Augen verengten sich zu Schlitzeln.

Schon fürchtete Laura, der Grausame Ritter werde sie erkennen, bis ihr einfiel, dass das völlig unmöglich war – ihre bisherigen Begegnungen hatten ja erst in weiter Zukunft stattgefunden! Dennoch war es unverkennbar, dass sie Reimars Aufmerksamkeit erregt hatte. Er beorderte einen Bewaffneten, der einen buschigen Schnurrbart unter der Nase trug und leicht schielte, zu sich heran und flüsterte dem Mann einige Worte ins Ohr. Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als der Recke einem seiner Kumpane einen Wink gab – und schon schritten die beiden Schergen



schnurstracks auf Laura und Percy zu.

Während die Menge verängstigt zur Seite wich, um den Rittern bereitwillig Platz zu machen, wandte Laura sich hastig an Percy. »Sollen wir nicht weglaufen?«

Der Lehrer schüttelte nur bedächtig den Kopf. »Das war fürwa'r das Dummste, was wir anstellen könnten, Laura. Ein solches Unterfangen würde doch erst rescht Reimars Misstrauen wecken. Wir müssen alles daransetzen, Ru'e zu bewa'ren, und dürfen den Kopf niischt verlieren, denn sonst ist es um denselbigen gesche'en – wenn du verste'st, was iisch meine?«

Und ob Laura verstand!

Noch bevor sie antworten konnte, waren Reimars Mannen bereits heran. »Mitkommen!«, befahl der Schnurrbärtige mit schnarrender Stimme und blickte mit einem Auge Laura, mit dem anderen Percy an.

Die beiden fügten sich in ihr Schicksal und folgten den Behelmten ohne jeden Widerstand. Erst als sie im Schlepptau der Männer durch die Versammlung der Schaulustigen schritten, schienen diese sie erstmals zu bemerken. Die Leute zeigten allerdings kaum Mitleid. Im Gegenteil: Die Gesichter der meisten Gaffer offenbarten unverhohlene Schadenfreude. Sie rechneten wohl damit, dass Laura und Percy das Schicksal des unglücklichen Bildhauers teilen würden.

Laura kochte vor Wut, als sie das begriff. Es war ihr völlig unverständlich, dass Menschen sich an dem Unglück ihrer Mitmenschen erfreuen konnten. Warum helfst du uns denn nicht?, fragte sie sich im Stillen, aber da stand sie bereits vor dem Grausamen Ritter.

Auch wenn sie es nicht für möglich gehalten hätte – aus der Nähe sah der zwerghafte Reimar noch abstoßender aus. Außerdem stank er abscheulich. Natürlich verbreiteten auch die Bauern alles andere als Wohlgerüche. Aber gegen das ätzende Odeur des Ritters war ihr Schweißgeruch harmlos. Das Mädchen musste sich zusammenreißen, um nicht angewidert das Gesicht zu verziehen. Es warf Percy einen verstohlenen Blick zu. Der zuckte nicht einmal mit den Wimpern, sondern sah dem Grausamen Ritter freundlich ins Gesicht.



Reimar von Ravenstein war es offensichtlich nicht gewohnt, dass ihm jemand furchtlos gegenübertrat. Jedenfalls musterte er die beiden reichlich konsterniert. »Ihr seid wohl fremd hier, was?«

Percy deutete eine Verbeugung an. Seine Antwort war von ausgesuchter Höflichkeit: »Se'r rescht, Euer 'ochwo'lgeboren. Unser 'err, der Allmächtige, 'at unsere Schritte aus fernen Landen 'ier'er gelenkt und zu Eurer Feste gefü'rt.«

»Was Ihr nicht sagt!« Reimar schien sich bereits wieder von seiner Irritation erholt zu haben, denn in seiner Stimme schwang unverhohlener Spott mit. »Dann kann ich nur für Euch hoffen, dass der 'err«, wie Ihr ihn nennt, Euch auch weiterhin wohlgesonnen ist.« Damit wandte er sich an seine Ritter, die allerdings eher an eine üble Räuberbande denn an edle Recken erinnerten, und ließ ein höhnisches Gelächter erschallen. Die finsternen Gesellen fielen sofort in das Lachen des Anführers ein.

Als der Grausame Ritter sich erneut zu Percy umdrehte, hatte sein Gesicht wieder den gewohnten Ausdruck angenommen. »Und was wollt Ihr hier?« Die Frage klang harmlos, doch Laura war der gefährliche Unterton nicht entgangen. Wenn ihr nicht eine verdammt einleuchtende Erklärung haben solltet, weshalb ihr mich zu belästigen wagt, schien er anzudeuten, dann kann selbst der Allmächtige euch nicht mehr helfen.

Auch Percy konnte die Drohung nicht entgangen sein. Dennoch blieb er ruhig. Zumindest äußerlich. Ein weiteres Mal verbeugte er sich vor dem kleinwüchsigen Burgherrn. »Wenn I'r erlaubt, dass wir uns vorstellen, Euer 'ochwo'lgeboren: Percy de Bourgogne werde iisch Niischtswürdiger genannt, und dies ier...« – damit deutete er auf die neben ihm stehende Laura – »... ist Laurenz, mein Ge'ilfe. Iisch bin Spielmann und –

«

»Ach, tatsächlich?!« Mit der Schnelligkeit einer Viper fiel Reimar dem Fremdling ins Wort und machte einen raschen Schritt auf ihn zu. Seine Augen funkelten gefährlich. »Und wo habt Ihr Euer Instrument – Spielmann?!«

»Mein... ähm... Instrument?«

»Sehr wohl! Ich spreche doch laut und deutlich, oder?« Reimars



Stimme war schneidend wie ein Peitschenhieb. Seine Männer grinsten mit unverhohlenem Spott. Ihren Gesichtern nach zu urteilen war Percys Schicksal bereits besiegelt.

»Gut, dass I'r darauf zu spreschen kommt, mein 'err!«, antwortete der Lehrer, ohne zu zögern. »Uns ist nämliisch ein äußerst empörendes Schicksal widerfa'ren. Auf dem Weg zu Eusch sind wir unter die Räuber gefallen, und diese Spitzbuben 'aben miisch meiner Laute beraubt, die von einem der berü'mtesten Instrumentenbauer unseres Landes eigens für miisch gefertiischt wurde!«

»Was Ihr nicht sagt!« Der pure Hohn sprach aus Reimar. »Sie haben Euch beraubt? Ei, ei, ei – wer wird denn so etwas Böses tun!«

Obwohl der Burgherr neuerlich in schallendes Gelächter ausbrach, in das seine stoppelbärtigen Vasallen umgehend einstimmten, blieb Percy vollkommen ernst. »Genau so ver'ält es siisch, Euer 'ochwo'lgeboren! Mischt einmal mein 'inweis, dass iisch beabsiischtigte, Eusch 'öchstpersönliisch meinen Gesang darzubieten, vermochte das schäbige Gesindel von seinem schändliischen Vor'aben abzu'alten! Ist das niischt despekterliisch, mein 'err?«

»Despekterliisch! Fürwahr!« Erneut brüllten die Raubritter auf, und ihr Anführer bog sich vor Lachen. »Ich erwarte einen hohen Gast im Laufe des Abends und gebe ihm zu Ehren ein Bankett«, erklärte er schließlich, als er sich endlich beruhigt hatte. »Darf ich Euch bitten, meinen Besuch mit Eurer Kunst zu erfreuen – vorausgesetzt, Ihr nehmt vorlieb mit meiner Laute, auch wenn diese kein wertvolles Instrument sein mag wie das Eure?«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Euer 'ochwo'lgeboren.« Percy verbeugte sich so tief, dass er beinahe den Boden berührte.

Laura lächelte erleichtert. Doch da kam der Anführer von Reimars Leibwache mit einem Begleiter zurück. Als Laura den Henker erblickte, wurde sie aschfahl und ihr Herz begann zu rasen. Bei dem Scharfrichter handelte es sich um niemand anderen als um – Konrad Köpfer!

Die Gralsburg und das umgebende Land lagen im hellen Licht der



Nachmittagssonne. Paravain stand auf der Spitze des großen Turmes und schaute nachdenklich in die Ferne. Sein Blick schweifte in südlicher Richtung über die Ebene von Calderan. Der Wind strich über das endlos sich ausdehnende Wispergras, das wie ein sanft wogendes Meer aus flüsigem Silber aussah. Doch der Weiße Ritter hatte dafür kein Auge. Seit Stunden schon wartete er sehnlichst auf die Rückkehr von Pfeilschwinge. Der Gedanke an Alienor quälte ihn. Hoffentlich hat Pfeilschwinge endlich eine Spur von ihr entdeckt. Und hoffentlich können wir sie noch von ihrem wahnwitzigen Vorhaben abhalten, überlegte er. Sobald sie die Dunkle Festung erreicht, wird es schwer, sie wieder aus Borborons Fängen zu befreien. Paravain seufzte tief. Wie groß die Liebe zu ihrem Bruder doch sein muss, dass sie für ihn das eigene Leben aufs Spiel setzt!

Unwillkürlich schüttelte der Ritter den Kopf. Da vernahm er in seinem Rücken leise Schritte und das Schlagen einer Tür. Paravain brauchte sich nicht umzudrehen, er wusste auch so, dass Morwena, die Heilerin, seine Gesellschaft suchte.

Da trat die junge Frau auch schon zu ihm. Paravain konnte nicht umhin, sich ihr zuzuwenden und sie bewundernd anzusehen. Ihr kastanienfarbenes Haar leuchtete in der Sonne, und ein sanftes Lächeln verzauberte ihr Antlitz.

»Gibt es Neuigkeiten?«, fragte sie.

»Noch nicht.«

»Nur Geduld.« Morwena berührte sanft seinen Arm und schaute ihn mitfühlend an. »Und gräme dich nicht. Es ist wirklich nicht deine Schuld, dass sie sich auf die Suche nach ihrem Bruder gemacht hat.«

Paravain nickte. »Ich weiß, aber –« Er brach ab. Morwena stand so dicht vor ihm, dass er den Kamilleduft ihres Haares riechen konnte. Ihre Haut verströmte einen Hauch von Zitrone, versetzt mit den zarten Aromen von Sandelholz. Ihre großen braunen Augen schimmerten seidig, als er seinen Blick in sie versenkte. Ihm war, als könne er bis in ihr Innerstes sehen. Das Verlangen, über ihre Wangen zu streichen, wurde schier übermächtig in ihm. Langsam hob er die Hand, als der Ruf des Adlers in der Ferne erklang. Paravain zuckte verlegen zurück und räusperte sich.



»Pfeilswinge kehrt zurück«, sagte er.

Majestätisch schwebte der Hüter der magischen Pforte heran und blockte auf der Mauerkrone auf. Der Weiße Ritter und Morwena beeilten sich, seine Botschaft entgegenzunehmen.



Kapitel 15 *»* Ein geheimnisvoller Gast



as ist unmöglich, ging es Laura durch den Kopf. Das kann nicht sein! Aber Reimars Henker glich dem Hausdiener von Maximilian Longolius tatsächlich aufs rote Haar.

Der hagere Mann im groben Leinengewand verneigte sich unterwürdig vor dem Grausamen Ritter. »Was ist Euer Begehrt, mein Herr und Gebieter?«

Der Anflug eines Lächelns zeigte sich auf Reimars hässlicher Visage, als er den Scharfrichter beinahe liebevoll ansah. Dann deutete er auf den Bildhauer, der immer noch mit schlotternden Knien zwischen den zwei bewaffneten Schergen stand und mit bangem Gesicht seines Schicksals harrete. »Es gibt Arbeit für ihn, Meister Henker. Sorg er dafür, dass dieser Dilettant nicht noch mehr Unheil anrichten kann!«

Erneut verbeugte sich der Henker. »Sehr wohl, wie der Herr befehlen.«

»Aber bevor er zu Werke schreitet, erscheint mir eine kleine Folter angebracht.« Voller Hohn wandte sich der Grausame Ritter dem Todeskandidaten zu, der die Tränen nicht länger zurückhalten konnte. »Wir wollen es doch nicht versäumen, dieser erbärmlichen Kreatur das Ableben zu einem unvergesslichen Erlebnis zu machen, auch wenn der Kerl das weiß Gott nicht verdient hat.«

Reimars Spießgesellen wieherten wie wild über den grausamen Scherz, während der Henker den beiden Schergen, die den Bildhauer festhielten, einen Wink gab. Schon wollten sie den Unglücklichen fortschleppen, als der Herr von Ravenstein ihnen Einhalt gebot und dem Scharfrichter



einen neuen Auftrag erteilte. »Und noch was – sorg er doch dafür, dass unsere schöne Gefangene Zeuge seines Handwerks wird. Damit sie weiß, welches Schicksal ihr blüht, wenn sie weiterhin so störrisch bleibt!«

Unsere schöne Gefangene – wen konnte Reimar bloß meinen? Silva vielleicht? Laura warf Percy einen fragenden Blick zu. Der schien ihre Gedanken zu errahnen, denn er zuckte nur mit den Schultern und verzog das Gesicht.

Während der Henker sich mit seinem Opfer und dessen Bewachern entfernte, wandte der Grausame Ritter sich den beiden Traumreisenden zu, die den erbärmlichen Auftrag ohnmächtig mit anhören mussten. »Meldet Euch bei den Mägden, damit sie Euch eine Kammer zuweisen. Ich erwarte Euch dann zum Bankett. Und seid pünktlich, denn sonst –« Reimar grinste viel sagend und fuhr sich mit der Daumenspitze quer über die Kehle.

Als Laura durch den Torbogen in den Innenhof der Burganlage trat, fühlte sie sich fast wie zu Hause. Natürlich hatte sich im Laufe der Jahrhunderte so manches verändert – wie die Fenster, Türen und der Verputz der Mauern. Auch fehlten die Zierpflanzen und Sträucher, die das weitläufige Gelände inzwischen begrünt. Die einzelnen Gebäudeteile jedoch waren genauso angeordnet wie im Internat. Sogar die einladende Freitreppe, die zum Eingang emporführte, war bereits vorhanden, mit samt den geflügelten Löwenkulpturen, welche die untersten Stufen flankierten. Und das Vordach wurde natürlich von dem Steinernen Riesen getragen – von wem auch sonst?

Sie folgte Percy, der gemessenen Schrittes auf die Treppe zuging – schließlich wollten sie keinen unnötigen Verdacht erregen durch unangebrachte Hast. Während sie bedächtig die Stufen nahmen, richtete Laura dankbar den Blick auf Portak, denn der Steingigant hatte ihr bei ihrem großen Abenteuer schon so oft beigestanden, und lächelte ihn freundlich an. Der reimende Koloss beachtete sie jedoch gar nicht, er starrte nur stur in die Ferne. Der bittere Geschmack von Enttäuschung stieg in Laura auf – schließlich wusste sie, dass der Säulenriese nicht nur um Mitternacht auf wundersame Weise lebendig werden, sondern dem



Wissenden auch tagsüber zeigen konnte, welche geheimen Kräfte hinter seiner Oberfläche verborgen waren. Warum also blinzelte er ihr nicht zur Begrüßung zu wie an ihrem dreizehnten Geburtstag, als er sich ihr zum ersten Mal zu erkennen gegeben hatte?

Da fiel Laura ein, dass Reimund Portak sie ja noch gar nicht kennen konnte. Ihre erste Begegnung lag doch noch weit in der Zukunft, und es würden noch viele hundert Jahre vergehen, bevor der Steinerne Riese erfahren würde, dass auch sie zum Kreis der Wächter gehörte.

In der Eingangshalle blickte Laura auf die dem Portal gegenüberliegende Wand – und fuhr bestürzt zusammen. Was nicht daran lag, dass das Bild mit Silva und dem schwarzen Wolf nicht dort hing. Damit hatte sie schließlich gerechnet. Was sie in Schrecken versetzt hatte, war ein grässliches Monster, das ihr statt des Gemäldes von einem Wandteppich entgegenstarrte, der fast vom Boden bis zur Decke reichte – offensichtlich der Lemur, mit dem Laura bereits Bekanntschaft geschlossen hatte. Denn das Haupt des grobschlächtigen Ungeheuers wies eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Fratzenkopf auf, der den Gang in die Tiefe der Alten Gruft bewachte und Kaja und sie bei ihrem ersten Eindringen in panische Angst versetzt hatte. Seine Gestalt war nicht minder Furcht erregend; sie erinnerte Laura an den Knüppel schwingenden Höhlentroll, der in den Minen von Moria über Frodo und seine Gefährten hergefallen war und ihnen beinahe den Garaus gemacht hatte. Er besaß mächtige Klauen, und sein kahler Schwanz war so lang, dass er sich wie eine Schlange um das linke seiner zotteligen Beine gewunden hatte. Beklommen stieß das Mädchen Percy an und deutete auf das Untier.

Der Lehrer verzog angewidert das Gesicht. »Der sieht fürwa'r Grauen erregend aus. Unser Glück, dass es siisch nur um einen Gobelin 'andelt, denn leib'aftisch möschte iisch diesem *monstre* niischt begeben!«

Obwohl Laura alles andere als wohl war in ihrer Haut, ging sie zögernd auf den Wandschmuck zu. Fast schien es, als werde sie von dem Ungeheuer magisch angezogen. Es starrte ihr geradewegs in die Augen, die Fratze von unverhohlener Mordgier gezeichnet. Warte nur, bis ich dich in meine Klauen bekomme, schien es zu sagen. Dann verschlinge



ich dich mit Haut und Haar!

Vorsichtig strich Laura über den Teppich. Er fühlte sich unendlich weich an. Wenn sie sich nicht täuschte, bestand er aus reiner Seide. »Der ist wohl sehr wertvoll, nicht?«

Percy, der ihr langsam gefolgt war, nickte. »Wenn iisch miisch rescht erinnere, dann 'at Reimar von Ravenstein das kostbare Stück vom Kreuzzug mitgebracht. Er 'at es bei dieser Gelegen'eit aus dem Palast eines maurischen Edelmannes gesto'len. Der Mann sei des Zauberns kundiiisch gewesen und 'abe mit den schwarzen Mäschten im Bunde gestanden, 'eißt es. Aber miisch dünkt, das war ledigliisch ein willkommener Vorwand, um den Unglückliischen umzubringen und i'n seiner Besitztümer zu berauben!«

»Wenn dieser Teppich wirklich so wertvoll ist, warum hängt er dann jetzt nicht mehr in der Halle?«, wunderte sich Laura. »Du weißt schon, bei uns im Internat. Was wohl damit passiert ist?«

»Das entzie't siisch meiner Kenntnis, *Mademoiselle*.« Percy verzog ratlos das Gesicht. »Warscheinliisch wurde der Gobelin ebenso geraubt wie die übrriischen Schätze des Grausamen Ritters. Aber jetzt lass uns endliisch nach der Kammerzofe schauen, damit wir eine Bleibe für die Nacht er'alten.«

Der Auftritt der Wächter beim abendlichen Fest geriet zu einem Erfolg. Percy war es gelungen, ein Tamburin aufzutreiben, mit dem Laura seine Darbietung begleitete. Obwohl es fast ebenso schräg klang wie Reimars Laute, konnte Percy den Grausamen Ritter und dessen ungeschlachte Kumpane mit seinem Gesang durchaus erheitern – jedenfalls solange diese noch nüchtern waren. Denn das feierlich angekündigte Bankett im Rittersaal entpuppte sich als ein wüstes Trinkgelage.

Der riesige schmiedeeiserne Leuchter, der von der Balkendecke hing, war derselbe wie der im Speisesaal des Internats. Nur war er jetzt mit Dutzenden von Fackeln bestückt, die den Raum in ein flackerndes Licht tauchten. Die Wände waren noch nicht mit Holz getäfelt, sondern ließen die Mauersteine erkennen. An der Stirnseite des Saales, wo sich im Internat das Podest mit dem Esstisch der Lehrer befand, stand eine grob ge-



zimmerte Holztafel, an der Reimar von Ravenstein und ein gutes Dutzend seiner Spießgesellen saßen. Trotz des geselligen Charakters ihrer Zusammenkunft trugen alle Waffen. Direkt hinter Reimars Stuhl war ein Kamin in die Wand eingelassen, in dem ein mächtiges Feuer loderte. Hin und wieder stoben Funken von den knisternden Scheiten auf, und der Geruch von Rauch hing in der Luft.

Auf der Tafel standen irdene Krüge und Becher, die mit Wein gefüllt wurden, und Schüsseln mit gebratenem und gesottenem Schweine- und Ochsenfleisch. Emsige Mägde und Knechte sorgten dafür, dass diese nie leer waren und es Reimar und seinen Kumpanen an nichts mangelte. Der Ehrengast schien noch nicht eingetroffen zu sein, denn der Stuhl neben dem Grausamen Ritter war leer. Das hielt die Versammelten aber keineswegs davon ab, gierig zuzulangen. Wie hungrige Wölfe fischten die Männer möglichst dicke Fleischstücke mit den Fingern aus den Terrinen, um dann die morschen Zähne hineinzuschlagen und die fetttriefenden Köstlichkeiten, laut und ungeniert schmatzend, zu verschlingen. Ebenso gierig und geräuschvoll schlürpfend schütteten sie den Wein in sich hinein, während Percys Stimme durch die Halle schallte und von den Wonnen zart blühender Liebe kündete.

Nach seinem Vortrag kam am Tisch Beifall auf, in den sich allerdings auch obszöne Kommentare mischten. Reimar und seine Freunde besaßen offensichtlich ganz andere Vorstellungen von der Liebe als die Dichter der Minnelieder. Percy ließ sich davon jedoch nicht beirren. Er verneigte sich vor seinem Publikum und bedankte sich für die großzügige Aufmerksamkeit, »abt vielen Dank, *Messieurs*, vielen 'erzliischen Dank!«

Selbst der Grausame Ritter schien zufrieden zu sein. Der Wein hatte sein Gesicht gerötet, und die Narbe auf seinem Schädel glühte noch stärker als am Nachmittag. »Das habt Ihr gar nicht schlecht gemacht, Spielmann!«, lobte er und blickte mit schelmischem Grinsen in die Runde. »Welch ein Glück, dass die Spitzbuben, die Euch überfallen haben, Euch nur Eure Habseligkeiten und nicht Euer Leben geraubt haben, nicht wahr?«

Schadenfrohes Gelächter erschallte, während sich am Ende der Tafel



ein hünenhafter Ritter erhob, ein Bär von einem Mann.

Erstaunt bemerkte Laura, dass Percy erlebte. »Was ist los?«

»Iisch fürschte, iisch kenne diesen Kerl«, flüsterte der Lehrer ihr rasch zu. »Das ist Bardolf der Starke, einer von Reimars übelsten Spießgesellen, und fast noch gefürchteter als der Grausame Ritter. Die Chroniken beriichten, dass er keinem Streit aus dem Wege ging und selbst den niischtigsten Anlass dazu nutzte, 'ändel vom Zaune zu brechen – meist mit tödlichem Ausgang für seinen Kontra'enten!«

Oh, Mann!

Das Lachen ebte ab, und Bardolf der Starke ergriff das Wort. »Ihr habt Recht, Reimar, fürwahr! Deshalb lasst uns auf das Wohl der Spielleute trinken, auf dass sie uns noch für lange Zeit erhalten bleiben und uns mit ihren Liedern erfreuen!«

Percy zwinkerte Laura verschwörerisch zu – läuft doch besser, als wir gedacht haben, oder?

Sie wollte schon mit einem Lächeln antworten, als die bange Ahnung einer drohenden Gefahr in ihr aufstieg.

Die Ritter an der Tafel hoben die Becher und blickten Bardolf an. »Ein Hoch auf die Spielleute!«, rief er den Zechern zu. Die ließen Hochrufe erschallen, setzten die Humpen an die Lippen und leerten sie in einem Zug. Als die Mägde eilfertig nachschenkten, ließ Bardolf zwei Trinkgefäße für Laura und Percy füllen. »Hier, das habt Ihr Euch verdient!« Auffordernd hielt er ihnen die Becher entgegen. »Jetzt sauft!«

Laura blickte Percy Hilfe suchend an. Sie konnte doch keinen Alkohol trinken – unmöglich! Was sollte sie bloß tun?

Der Lehrer nahm Bardolf einen Becher aus der Hand und deutete eine Verbeugung an. »Das ist überaus liebenswürdig von Euch. Aber iisch fürschte, Laurenz, mein Ge'ilfe, ist noch zu jung, um dem Rebensaft zuzuspreschen.«

Schlagartig wurde es still im Rittersaal. Bardolfs Gesicht verfinsterte sich gleich einem Sommerhimmel, an dem eine Gewitterfront aufzieht. »Ihr wagt es, meine Einladung zurückzuweisen?«

»Mitniichten, mein 'err.« Lächelnd hielt Percy dem herausfordernden



Blick stand. »Iisch trinke mit dem größten Vergnügen auf Euer Wo'l – nur 'ielte iisch es aufgrund von Laurenz' zartem Alter niischt für angebracht, dass er siisch uns anschließt.«

»Der Bengel ist alt genug, um mit Euch durch die Lande zu ziehen.« Bardolfs Stimme war gefährlich leise geworden. »Warum sollte er dann zu jung sein, um mit mir anzustoßen?« Er tat einen Schritt auf Laura zu, presste ihr mit der linken Hand den Weinbecher an den Mund, während er die Rechte wie beiläufig auf das Heft seines Schwertes legte. Seine Miene war von kalter Wut gezeichnet, und Laura war sicher, dass er nicht einen Augenblick zögern würde, von der Waffe Gebrauch zu machen. »Trink endlich!«, herrschte Bardolf sie an. »Oder ich werde dir gewaltsam Respekt einflößen!«

Laura kniff beharrlich die Lippen zusammen. Wütend verengte Bardolf die Augen zu Schlitzen. Er hatte das Schwert schon zur Hälfte gezogen, da sprang das Portal auf und der lang erwartete Gast betrat den Rittersaal.

Alle Köpfe flogen herum, und Reimar und seine Kumpane richteten ihre Aufmerksamkeit auf den Neuankömmling. Bardolf ließ von seinem Opfer ab.

Laura schlotterten die Knie. Sie musste sich setzen, wenn sie nicht umfallen wollte. Percy stützte sie und führte sie zur Seite, wo sie sich erleichtert an die Wand lehnte. Allmählich kam wieder Farbe in ihre Wangen, und Percy konnte sich nach dem späten Besucher umsehen. Es war eine Frau, wie er zu seiner Verwunderung feststellte.

Sie war schlank und von hoher Gestalt und trug ein eng anliegendes Gewand aus smaragdgrünem Tuch. Das Gesicht unter den pechschwarzen Haaren war bleich und starr.

Der Grausame Ritter hatte sich vom Stuhl erhoben und blickte die Besucherin mit erwartungsfrohem Lächeln an. »Syrin, endlich!«, rief er ihr entgegen. »Ihr wisst gar nicht, wie sehr ich mich freue, Euch wiederzusehen!«

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite, verehrter Ritter von Ravenstein!« Mit echsenhafter Geschmeidigkeit schritt die Frau auf die Tafel



zu. Als sie Laura und Percy musterte, erschrak Laura über den Schlangenblick. Die Pupillen der auffallend gelben Iris hatten sich zu Schlitzzen verengt, während das Gesicht der Frau keinerlei Regung erkennen ließ. Dennoch spürte Laura ganz deutlich, dass sie vor dieser Syrin auf der Hut sein musste. Sie fühlte, dass diese ein schreckliches Geheimnis barg, auch wenn Laura nicht die geringste Ahnung hatte, worum es sich dabei handeln mochte. Und noch eines wurde ihr klar in diesem kurzen Moment ihres Blickwechsels: Syrin strahlte eine Kälte und Gefühllosigkeit aus, als besäße sie ein Herz aus Stein. Laura fröstelte unwillkürlich.

Auch Reimar konnte die Augen nicht von der geheimnisvollen Besucherin wenden. Sie schienen förmlich an Syrin festzukleben, die sich auf dem Stuhl neben dem Burgherrn niederließ. Schon eilte eine Magd herbei, um Syrins Becher mit Wein zu füllen, als der Grausame Ritter die Maid mit einer abwehrenden Geste verscheuchte und höchstpersönlich den Krug ergriff, um seinen Gast zu bedienen.

Laura und Percy wurde ein Platz ganz am Ende der Tafel zugewiesen. Verwundert beobachtete das Mädchen das absonderliche Verhalten des sonst so rüden Ritters. Es stieß Percy mit dem Ellbogen an und flüsterte ihm zu: »Wer ist diese Syrin? Hast du schon mal von ihr gehört?«

Der Lehrer jedoch verzog nur ratlos das Gesicht. »Iisch 'abe niischt die geringste A'nung. Wes'alb möschtest du das denn wissen?«

»Weil...« Laura zögerte, den schlimmen Verdacht auszusprechen, der sie befallen hatte. »Weil ich glaube, dass große Gefahr von ihr ausgeht. Sie gehört zu den Dunklen, kein Zweifel, und ist um vieles schlimmer und gefährlicher als jeder unserer Feinde, dem ich bislang begegnet bin.«

»Meinst du?« Percy machte ein überraschtes Gesicht. »Wo'er willst du das denn wissen?«

»Ich fühle es einfach! Ich hab zwar nicht den geringsten Beweis dafür, aber ich bin mir trotzdem sicher. Vielleicht ist es ja gar kein Zufall, dass sie den Grausamen Ritter ausgerechnet heute besucht...«

»Willst du damit andeuten, dass sie von unserem Vor'aben weiß?«

»Und wenn es so wäre?«

Percy schlug die Augen zur Decke und schüttelte den Kopf. »Das ist



völlisch unmöglich, Laura! Niemand der hier Versammelten konnte auch nur annehmen, dass wir in mehr als achtundert Jahren eine Traumreise zurück in ihre Zeit unternehmen würden. Das ist völlig ausgeschlossen!»

Nachdenklich blickte Laura den Lehrer an. Percy hat Recht, dachte sie. »Wir sollten trotzdem vorsichtig sein.«

Das Mädchen wandte sich ab und warf dem Ritter, der an seiner anderen Seite saß, einen verstohlenen Blick zu. Der kleine Dicke machte einen nicht ganz so üblen Eindruck wie seine Kumpane. Vorsichtig stieß Laura ihn an. »Verzeiht mir die Frage, mein Herr, aber ist Euch vielleicht Reimars Gast bekannt?«

Sein Gesicht hatte die Farbe reifer Tomaten, und seine Augen glänzten weinselig. »Meinst du Syrin?«, fragte er mit trunkener Stimme und rülpste laut.

Alkoholschwaden schlugen Laura ins Gesicht. Zudem hatte der Mann sich wohl noch nie im Leben die Zähne geputzt. Obwohl Laura einen Würgereiz verspürte, quälte sie sich zu einem freundlichen Lächeln. »Ja.«

»Viel weiß ich nicht über sie. Nur dass unser Herr sie während des Kreuzzuges kennen gelernt hat.«

»Woher kommt sie denn? Und was treibt sie?«

»Weiß der Teufel!« Der feiste Ritter zog ein Gesicht, das Laura an das eines Mopses erinnerte. »Und um der Wahrheit die Ehre zu geben – ich bin auch gar nicht erpicht darauf, das zu erfahren.«

»Warum denn nicht?«

Der Dicke warf einen scheuen Blick zur Mitte der Tafel, wo der Grausame Ritter und sein Gast in ein Gespräch vertieft waren, und flüsterte seiner Tischnachbarin verschwörerisch ins Ohr: »Weil Syrin es auf den Tod nicht ausstehen kann, wenn jemand zu großes Interesse an ihrer Person zeigt. Für den Neugierigen hat das meist schlimme Folgen – verstehst du, was ich meine, mein Junge?«

Laura nickte.

Und ob!

Der Mops kroch noch näher heran. Der Gestank, der aus seinem



Mund kam, verschlug Laura beinahe den Atem. »Man munkelt, Syrin steht mit den Dunklen Mächten im Bunde«, murmelte er mit schwerer Zunge, »und ist beschlagen auf dem Gebiet der Schwarzen Magie! Selbst Reimar hat Angst vor ihr, wie es scheint, weil sie über unheimliche Kräfte verfügt, gegen die selbst der stärkste Mann nichts ausrichten kann.« Damit strafft er sich wieder, hob seinen Becher und trank den Wein so gierig, dass ihm der Rebensaft aus den Mundwinkeln lief.

Laura aber starrte nachdenklich auf die Frau an Reimars Seite. Wer konnte sie nur sein? Was verbarg sie? Mit einem Male bemerkte sie, dass Syrin ihren Blick erwiderte. Sie schien Laura förmlich durchbohren zu wollen mit ihren kalten Reptilienaugen. Laura schauderte. Gänsehaut prickelte über ihren Rücken.

Da neigte Syrin sich zu dem Grausamen Ritter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Reimar lauschte angestrengt. Plötzlich drehte er den Kopf, schaute Laura an und musterte sie erstaunt.

Das Mädchen spürte, wie sein Puls sich beschleunigte, und es hörte das Herz in seiner Brust. Es pochte lauter und lauter.

Als der Grausame Ritter die Hand hob, verstummten die Gespräche am Tisch mit einem Schlag und alle wandten ihre Aufmerksamkeit dem Gastgeber zu. »Spielmann!«

»Ja, Euer 'ochwo'geboren?«, antwortete der vermeintliche Troubadour, um ungezwungene Fröhlichkeit bemüht.

»Ihr seid Eurem Gehilfen, diesem Laurenz, doch ein guter Lehrmeister, nehme ich an?«

Percy machte einen kleinen Diener. »Iisch versuche mein Bestes zu geben, mein 'err.«

Reimar von Ravenstein musterte ihn wie ein lauerndes Tier. »Dann müsste es doch möglich sein, dass auch er etwas zu unserer Unterhaltung beiträgt, nicht wahr?«

»Äh.« Percy räusperte sich überrascht und sah Laura eindringlich an. Sie wollte schon den Kopf schütteln, als ihr klar wurde, dass der Grausame Ritter eine Weigerung nicht akzeptieren würde. Die harmlos klingende Frage war in Wahrheit ein Befehl, gegen den Widerspruch zweck-



los war. Schicksals ergeben nickte sie – was blieb ihr auch anderes übrig?

Erneut deutete Percy eine Verneigung vor dem Grausamen Ritter an. »Nun, mein 'err, auch wenn Laurenz erst am Anfang seiner Ausbildung ste't, wird er versuchen, Euch ein weniisch Freude zu bereiten.«

»Das will ich dem Burschen auch geraten haben!« Ein spöttisches Grinsen trat in das Gesicht von Reimar von Ravenstein. »Schließlich wollen wir unseren Gast nicht enttäuschen!« Er tauschte einen verschlagenen Blick mit Syrin. »Das käme fürwahr einer Beleidigung gleich! Wenn ich dich also zu uns bitten darf, junger Laurenz?« Damit wies er direkt vor die Mitte der Tafel.

»Fürschte diisch niischt«, flüsterte Percy Laura aufmunternd zu. »Dir wird schon was einfallen.«

Laura erhob sich zitternd. Die Drohung in Reimars Stimme war ihr nicht entgangen. Während sie sich langsam dem Burgherren und seinem unheimlichen Gast näherte, überlegte sie fieberhaft, was sie zu ihrer Unterhaltung vortragen sollte. Ein Lied zu singen war völlig ausgeschlossen. Beim Sprechen konnte sie die Stimme verstellen, sodass sie wie die eines Jungen klang. Ihr Gesang dagegen würde sie unweigerlich verraten.

Vielleicht ein Gedicht? Leider hatten sie im Internat schon ewig lange keine Gedichte mehr gelernt, und den grobschlächtigen Gesellen einen der Kinderreime vorzutragen, die sie noch im Gedächtnis hatte, kam wohl kaum in Frage. Die würden das eher als Beleidigung auffassen – und was dann geschehen konnte, daran wollte Laura lieber nicht denken.

Was sollte sie nur tun?

»**K**ein Zweifel – Alienor will sich den Wunschgauklern anschließen.« Der Hüter des Lichts sah Paravain und Morwena nachdenklich an. »Pfeilschwinges Botschaft lässt keinen anderen Schluss zu! Die Herrschaften pflegen sich im Steinernen Forst zu treffen, um die letzte Wegstrecke zur Dunklen Festung gemeinsam zurückzulegen.«

Der Weiße Ritter stöhnte auf. »Wenn das so ist, dann gibt es keine Rettung mehr für sie. Der Steinerne Forst liegt einige Tagesreisen von uns entfernt. Selbst wenn ich mit meinen Männern auf der Stelle aufbre-



che und reite wie der Wind, können wir sie nicht mehr abfangen. Und freiwillig wird sie wohl kaum umkehren.«

Die Heilerin war bestürzt. Sie musste sich um Fassung bemühen, um zu antworten. »Mit Sicherheit nicht. Dafür kenne ich meine Elevelin zu gut. Wenn Alienor sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann gibt sie nicht eher Ruhe, bis sie am Ziel angelangt ist.«

»Aeolon wird uns leider auch keine große Hilfe sein, fürchte ich«, erklärte ElySION.

Der Weiße Ritter staunte. »Ihr kennt den Luftflößer?«

»Leider! Er zählt zu den vielen, die sich nach dem Wind richten und es jedem recht machen wollen. Wenn Alienor ihn gebeten hat, sie zu den Wunschgaulern zu fliegen, dann wird er ihr die Bitte erfüllen – zumal er sich einiges davon verspricht.«

»Sich einiges davon verspricht?«, wunderte sich Morwena. »Alienor wird ihn doch wohl kaum entlohnen?«

ElySION lächelte hintergründig. »Nein. Alienor nicht.«

»Wollt Ihr damit andeuten...?«

Der Hüter des Lichts nickte. »Natürlich. Die Wunschgauler werden Aeolon ein Scherflein zustecken, wenn er ihnen deine Elevelin zuführt. Weit weniger zwar, als sie selbst von Borboron erhalten, aber ihm wird es genügen.«

Paravain hieb mit der Faust auf den Tisch. »Dann ist er auch nicht besser als die Verführer!« Seine Stimme bebte vor Zorn. »Wie kann man sich nur dazu hergeben, andere ins Verderben zu führen – und sich dafür auch noch bezahlen zu lassen?«

Ein Ausdruck der Bitterkeit legte sich auf ElySIONs Gesicht. »Wie ich Aeolon kenne, bereitet ihm das nicht das geringste Problem. Im Gegenteil – er hat noch nicht einmal das Gefühl, unrecht zu handeln. Er selbst tut Alienor ja nichts zu Leide, und was die Wunschgauler mit ihr anstellen, geht ihn nichts an.« Resigniert zuckte der Hüter der Lichts mit den Schultern. »Zumindest glaubt er das. Er will es sich mit keinem verderben und hält sich deshalb aus allem heraus.«

»Wie einfach er es sich doch macht!«, sagte Morwena empört.



Der Hüter des Lichts sah die Heilerin an. »Ich verstehe, dass du ihm zürnst. Doch eigentlich hat er unser Mitleid verdient. Denn der Tag wird kommen, an dem er sich entscheiden muss, auf welcher Seite er steht. Und dann wird er verloren sein.«

»Es wird ihm recht geschehen!« Paravain schien der Verzweiflung nahe. »Alienor hingegen hat es nicht verdient, in ihr Verderben zu laufen!«

Der Hüter der Lichts schritt auf den Weißen Ritter zu und schaute ihn eindringlich an. »Du bereitest mir Sorgen, Paravain.«

»Sorgen?« Der junge Mann war sichtlich überrascht. »Aber wieso denn, Herr?«

»Weil du dazu neigst, allzu schnell die Hoffnung zu verlieren. Du weißt doch – wer auf die Kraft des Lichts vertraut, wird niemals vergeblich hoffen!«

»Ich weiß, Herr.« Paravain klang zerknirscht. »Aber was können wir denn jetzt noch für Alienor tun?«

»Was hast du denn getan, als dein Knappe in den Schwefelsumpf eingedrungen ist? Damals, als ich daniederlag und mit dem Tod gerungen habe?«

Der Ritter sah den Hüter des Lichts erstaunt an. »Damals? Ich hab Pfeilschwinge zu...« Plötzlich erhellte ein Strahlen sein jungenhaftes Gesicht. »Ja, natürlich – Silvan! Er ist doch ganz in der Nähe des Steinernen Forstes zu Hause!«

Der Grausame Ritter schaute Laura erwartungsvoll an. »Nun zier dich nicht länger, und leg endlich los, Laurenz!«

Auch die Frau mit den schlitzartigen Pupillen warf ihr neugierige Blicke zu, und Laura hatte plötzlich den Eindruck, als versuche Syrin, ihre Gedanken zu lesen. *Soll sie ruhig!* Es wird ihr nicht gelingen, denn mittlerweile versteh ich mich sehr gut darauf, sie abzuschirmen.

»Ähm«, hob Laura an, räusperte sich und verneigte sich dann vor dem Publikum. »Ihr müsst verzeihen, aber wie Ihr bereits gehört habt, beherrsche ich erst wenige der Fertigkeiten, über die ich dereinst verfügen möchte.« Sie errötete, wozu es keiner Schauspielkunst bedurfte, denn der



Auftritt vor den rauen Burschen kostete sie Überwindung. »Ich will dennoch versuchen, Euch ein paar kleine Zauberkunststücke zu zeigen.«

»Zauberkunststücke? Da sind wir aber gespannt!«, rief Reimar freudig.

Laura sammelte sich und richtete den Blick auf den goldenen zweiar- migen Leuchter, der vor dem Grausamen Ritter stand. Ihre Augen wur- den ganz leer, während sie mit höchster Konzentration auf die Flamme der rechten Kerze starrte, um dieser ihren Willen aufzuzwingen: Gehor- che mir, und sei mir zu Diensten! Um die Ritter über ihre telekineti- schen Fähigkeiten hinwegzutäuschen und ihrer Darbietung einen magi- schen Anstrich zu geben, machte sie beschwörende Gesten mit den Hän- den – ähnlich denen, die sie bei einem Zauberkünstler im Fernsehen gesehen hatte. Dann schnippte Laura mit den Fingern – und tatsächlich: Die Flamme erlosch.

Ein Raunen ging durch die Reihen, und überraschte »Ahs« und »Ohs« waren zu hören. In Syrin aber schien eine merkwürdige Wandlung vor- gegangen zu sein. Den Bruchteil einer Sekunde kam es Laura so vor, als trage diese den Kopf einer riesigen Schlange! Erschrocken zuckte Laura zurück – aber da war das Schlangenhaupt bereits wieder verschwunden. Syrin war leichenblass. Nur ihre Augen erinnerten noch an die Boa in Morduks Hütte. Gleich dem Reptil schien Syrin Laura in den Bann schlagen zu wollen.

Der Einzige, den Lauras Kunststück nicht beeindruckt hatte, war der Grausame Ritter. »Das soll Zauberei gewesen sein?«, spottete er nur. »Wenn das so ist, dann kann ich auch zaubern!« Er beugte sich vor und blies kurzerhand die zweite Kerze aus.

Gelächter erschallte am Tisch, und Gemurmel wurde laut -Reimars Skepsis schien einen Teil der Männer anzustecken.

Mit einer raschen Geste gebot Laura den Rittern zu schweigen. Sie trat näher zum Leuchter und starrte auf die erloschenen Kerzen. Es dau- erte eine Weile, bis sie Macht über die Materie gewann. Die Männer murrten schon unruhig, als das Mädchen beidhändig schnippte – und die Kerzen im selben Moment entflamten und hell aufloderten.

Spontaner Beifall erklang. Ein erleichtertes Lächeln ging über Lauras



Gesicht, während sie sich mit einer Verbeugung für den Applaus bedankte.

Bardolf der Starke trat grinsend an den Grausamen Ritter heran. Er überragte Reimar um mehr als zwei Köpfe. »Könnt Ihr das auch, Edler von Ravenstein?«, fragte er hämisch und hatte damit die Lacher auf seiner Seite.

Schlagartig verfinsterte sich das Gesicht des Zwerges. »Hüte deine Zunge, Bardolf!«, zischte er wütend. Dann wandte er sich wieder an Laura. »Ist das alles, was du zu bieten hast?«

Das Mädchen fühlte den Zorn des Grausamen Ritters beinahe körperlich. Die scherzhaftige Bemerkung Bardolfs hatte genügt, um ein Lodern in Reimar zu entfachen, sodass er vermutlich beim geringsten Anlass explodieren würde. Es ist klüger, ihn zu besänftigen, dachte Laura. Sie blickte Bardolf, der gerade wieder Platz nehmen wollte, keck an, konzentrierte sich aber bereits auf seine Gürtelschnalle. »Verzeiht, Herr, würdet Ihr noch einen Augenblick stehen bleiben?«

»Was willst du damit bezwecken?« Der Hüne glotzte sie aus trunkenen Augen an. »Willst du mich zum Zweikampf fordern?«

»Gewiss nicht, Herr. Dazu müsstet Ihr schließlich eine Waffe zur Hand haben!« Die Augen unentwegt auf die Schnalle des Gürtels gerichtet, fuchtelte Laura möglichst eindrucksvoll mit den Händen in der Luft herum und deutete dann auf den Bauch des Ritters – wo sich just in dem Moment der Gürtel löste und mitsamt Schwert zu Boden polterte. Verblüfft blickte Bardolf auf seine Waffe, als sich auch schon seine Beinkleider lösten und ihm bis in die Kniekehlen rutschten. Offensichtlich hatte der Gürtel nicht nur das Schwert, sondern auch die Hose gehalten.

Brüllendes Gelächter brandete auf. Die Männer sprangen von den Stühlen und klopfen sich wiehernd auf die Schenkel.

Am lautesten aber lachte der Edle von Ravenstein. Er schien fast platzen zu wollen, und Tränen traten ihm in die Augen, während er auf die käsebleichen Stoppelbeine des starken Bardolf deutete.

Der wirkte vollkommen hilflos. Sein vom Wein gerötetes Gesicht verfärbte sich noch mehr. Verdattert zog er die Beinkleider hoch, hob den



Schwertgürtel auf und schlang ihn sich um den Leib. Dabei schoss er Laura wütende Blicke zu. Schon fürchtete sie, er werde mit der Waffe auf sie losgehen, doch der Hüne nahm wortlos Platz. Er wagte wohl nicht, vor den Augen seines Herrn gegen sie vorzugehen. Schließlich hatte Laura den Grausamen Ritter zum Lachen gebracht – was nur wenige von sich behaupten konnten.

Laura ließ noch einige Becher und Teller durch die Luft schweben und verblüffte Reimar und seine Gäste mit weiteren vermeintlichen Gauklertricks. Nach ihrer Vorstellung wurde sie mit prasselndem Applaus bedacht. Selbst der Hausherr stand auf und rief ein lautes »Bravo!«. Das Mädchen verbeugte sich und sah ihm dann lächelnd ins Gesicht – und gewahrte dabei, was er dachte. Glaub bloß nicht, dass ich dich wieder fortlasse!, ging dem Grausamen Ritter durch den Kopf. Wenn dein Meister dich mir nicht freiwillig überlässt, wird er Bekanntschaft mit dem Henker machen!

Obwohl durchaus bedrohlich, erschreckten diese Überlegungen Laura kaum. Im Gegenteil: Sie musste sich ein Lächeln verkneifen. Schließlich hatte Reimar ja nicht die geringste Chance, sie auf der Burg zu halten! Sie brauchten sich nur für einige Minuten zu konzentrieren und in Trance zu versetzen, und – *schwups!* – wären sie wieder zurück im 21. Jahrhundert, wo der Herr über Ravenstein ihnen nicht das Geringste mehr anhaben konnte. Jedenfalls der lebende Reimar nicht. Dass der steinerne Ritter ihnen sehr wohl gefährlich werden konnte, das stand auf einem anderen Blatt.

Syrin hatte die ganze Zeit über keine Miene verzogen. Mit reglosem Gesicht, aus dem selbst der Wein die Leichenblässe nicht hatte vertreiben können, starrte sie das Mädchen mit der Rätselhaftigkeit einer Sphinx an. Laura versuchte auch ihre Gedanken zu lesen, stieß dabei aber nicht nur ins Leere, sondern verspürte eine so große Feindseligkeit, dass sie ein regelrechter Schmerz durchfuhr – und da wusste sie, dass diese Frau eine fast übermächtige Gegnerin war.

Aber wer war Syrin überhaupt?

In tiefes Nachdenken versunken, ging Laura zu ihrem Platz zurück.



Der Wein hatte ihrem dicken Tischnachbarn inzwischen so sehr zugesetzt, dass er den Kopf auf die Tafel gelegt hatte und laut vor sich hinschnarchte. Als Laura sich setzte, schreckte er kurz hoch, lallte ein kaum verständliches »Dass hasssu ssehrut emacht, mein Junge, ssehrut!«, um augenblicklich wieder vornüberzukippen.

Laura musste grinsen und verspürte mit einem Male großen Hunger. Sie wollte sich eben den Teller füllen, da ließ Reimar von Ravenstein sie zu sich rufen und gebot ihr, neben ihm Platz zu nehmen. Ein Knecht schaffte eilends einen Stuhl herbei, und Laura musste sich zwischen Reimar und seinem geheimnisvollen Gast niederlassen.

Entgegen seiner sonstigen Art tat der Grausame Ritter recht freundlich. Er erkundigte sich nach ihrer Herkunft und wollte wissen, wie es ihr bei Percy de Bourgogne gefalle und dergleichen mehr. Allerdings durchschaute Laura alsbald, dass die vermeintlich harmlose Plauderei nur einem Zweck diene: Sie sollte Syrin die Gelegenheit verschaffen, ihre Gedanken zu lesen. Laura versuchte nichts zu denken, was es natürlich nicht gerade einfach machte, die Fragen des Ritters zu beantworten. Sie geriet denn auch heftig ins Schwitzen und war dabei, sich zunehmend in Widersprüche zu verstricken, als eine glückliche Fügung ihr aus der Patsche half.



Kapitel 16 ❁ Der alte Foliant



in Lakai führte einen jungen Burschen in den Saal. Dieser trug einen grünen Filzhut, an den ein paar Vogelfedern gesteckt waren. Der Diener verbeugte sich vor seinem Herrn. »Verzeiht die Störung, aber der Förster möchte Euch unbedingt sprechen. Er sagt, es sei ungemein wichtig für Euch, und ließ sich nicht abweisen!«

»Schon gut!« Der Grausame Ritter scheuchte den Knecht davon und winkte den Burschen zu sich heran.

Der zog unterwürfig den Hut. Obwohl Laura ihn noch nie gesehen hatte, war ihr sofort klar, dass der hübsche Kerl mit den blauen Augen und dem strohblonden Haar niemand anderer als der unglückliche Förster Hans sein konnte, der Liebste der armen Silva. Was konnte er von dem Grausamen Ritter nur wollen?

»Nun, Hans, was hat er mir zu berichten?«, fragte der Lehnsherr.

»Dass es endlich so weit ist, wollte ich melden.« Der Förster verbeugte sich tief und knetete nervös den Rand seines Hutes. »Und dass wir die Bestie bald in der Falle haben werden.«

Reimar hob die linke Augenbraue. »Hat er das nicht schon ein paar-mal versprochen und ist dann trotzdem wieder mit leeren Händen gekommen?«

»Ge... ge... gewiss, Herr«, stotterte der Försterbursche und schlug beschämt die Augen nieder. »A... a... aber jetzt habe ich das Untier durchschaut. Den Wolf treibt es jede Nacht zu meinem Haus. Offensichtlich hat er es auf mich abgesehen.«

»Ei, ei, ei, ei.« Mit unverhohlenem Spott schüttelte der Grausame Rit-



ter den Kopf. »Was er nicht sagt!«

»Dabei benutzt er immer den gleichen Pfad, und das wird der Bestie zum Verhängnis werden. Meine Knechte und ich haben dort eine tiefe Grube ausgehoben und sie sorgfältig abgedeckt, sodass der Wolf sie nicht sehen kann. Wenn er sich heute Nacht meinem Haus nähert, wird er ahnungslos hineinstürzen und wir werden ihm den Garaus machen!«

Ein breites Grinsen legte sich auf Reimars hässliches Gesicht. »Sehr gut, Hans! Das hat er sich sehr gut ausgedacht! Wollen wir hoffen, dass es auch klappt!«

»Das wird es, Herr. Ganz bestimmt! Und... äh...« Er stockte und sah seinen Lehnsherrn unsicher an. »Und es bleibt bei der versprochenen Belohnung? Ich bekomme nicht nur zwanzig Silberstücke, sondern Ihr lasst meine Silva frei, wenn ich das Raubtier töte?«

Laura stockte fast der Atem. Der arme Hans – er ahnte wohl nicht das Geringste von dem perfiden Spiel, das der Grausame Ritter mit ihm und der armen Silva trieb! Er wusste nicht, dass die Bestie in Wahrheit seine wunderschöne Geliebte war. Reimar hatte sie eingekerkert und mit einem bösen Fluch belegt, weil sie ihn verschmäht hatte. Seitdem verwandelte sich die liebevolle junge Frau mit jedem Sonnenuntergang in einen reißenden Wolf, der die Wälder um Ravenstein unsicher machte und die Menschen in Angst und Schrecken versetzte, bevor er bei Sonnenaufgang seine ursprüngliche Gestalt zurückgewann. Den ganzen Tag über schmachtete Silva dann im tiefsten Verlies der Burg, bevor der teuflische Kreislauf am Abend von neuem begann, wieder und immer wieder. Wenn Hans den Wolf tötete, würde er gleichzeitig seine Liebste umbringen!

Laura ließ ein ersticktes Stöhnen hören. Sie fühlte nicht nur Mitleid mit dem ahnungslosen Förster, sondern ihr war auch schlagartig aufgegangen, wer Reimar von Ravenstein bei seinen üblen Machenschaften unterstützt haben musste: Syrin!

Sie war eine Schwarzmagierin!

Mühsam unterdrückte Laura den Impuls, den Förster zu warnen. Das hätte den sicheren Tod bedeutet. Und den von Hans und Percy mit



Sicherheit auch. Mit jähem Entsetzen hörte sie, dass der Grausame Ritter sein falsches Versprechen ohne jeden Skrupel wiederholte, bevor er den Förster entließ. Selbstverständlich werde er ihn reich belohnen und auch Silva freilassen, sobald er den Wolf getötet habe! »Aber eins will ich ihm noch sagen, Hans. Wenn er seine Silva wiederhat, dann bring er der Maid endlich bei, wie man sich seinem Herrn gegenüber gebührend verhält. Er weiß doch, wie schwer es mir gefallen ist, sie zu bestrafen. Aber leider hat sie es am nötigen Respekt mir gegenüber fehlen lassen, und so blieb mir keine andere Wahl. Das weiß er doch, Hans?«

»Natürlich, Herr.« Der Förster kniete vor dem Ritter nieder und hob die Hand zum Schwur. »Silva wird daraus die nötigen Lehren ziehen und Euch alles vergelten!«

Der Lehnherr verzog die schmalen Lippen zu einem perfiden Lächeln und klopfte seinem Untertanen gönnerhaft auf die Schulter. »Gewiss, Hans. Das will ich ihm gerne glauben. Und nun hinweg mit ihm!«

Während der junge Mann eilends den Rittersaal verließ, schickte Syrin ihm abfällige Blicke hinterher. »Welch ein Narr!«, zischte sie. »Wie kann man nur so blauäugig sein!«

»Das kommt von der Liebe, Syrin! Sie macht den Förster blind.«

Kaum verhohlener Spott zeichnete das Gesicht der Frau. »Nicht nur den Förster!«

»Was willst du damit sagen?«, brauste der Grausame Ritter auf, beruhigte sich aber augenblicklich wieder.

Selbst Reimar hat Angst vor ihr, kam es Laura in den Sinn. Weil sie viel mächtiger ist als er!

Syrin überhörte die wütende Bemerkung des Burgherrn. »Wie ich dich kenne, willst du dem Burschen die zwanzig Silberstücke doch nicht wirklich zahlen?«

»Wo denkst du hin! Allerdings erwartet den armen Tor sehr wohl ein Lohn – der Tod nämlich! Ich werde meinen Henker zur angegebenen Stelle schicken, und sobald der Wolf erlegt ist, wird er dem Förster die Kehle durchschneiden!«

Syrin grinste. »Hab ich's mir doch gedacht.«



»Der Kerl hat schließlich nichts anderes verdient. Er hat dem armen Mädchen so den Kopf verdreht, dass sie von ihrem Herrn nichts wissen will. Das ist Hochverrat – und darauf steht nun mal der Tod!«

»Eine sehr eigenwillige Auslegung der Gesetze, aber sei's drum«, entgegnete Syrin, während sie den Gastgeber mit einem spöttischen Blick bedachte. »Ich wüsste allerdings eine schlimmere Strafe für ihn.«

»Eine schlimmere Strafe als den Tod? Was könnte das wohl sein?«

Syrins Kopf schoss vor wie der einer Schlange. »Die Todesstarre!«, zischte sie Reimar an. »Da, wo ich herkomme, wird sie nur zu gerne angewandt.«

Luras Gesichtszüge entgleisten. Unwillkürlich schnappte sie nach Luft.

Die Todesstarre? Was konnte das bloß sein?

Der Grausame Ritter schüttelte den Kopf. »Nie gehört. Was ist das denn?«

»Wer mit der Todesstarre belegt wird, erstarrt augenblicklich zu Stein. Er kann sich nicht mehr bewegen, nicht mal das kleinste Glied. Sein Geist hingegen bleibt hellwach – und das ist das Schlimmste: Der Bestrafte ist in seinem Körper gefangen, wohlwissend, dass er nichts dagegen tun kann. Nicht das Geringste!«

Der bloße Gedanke an diese Folter ließ Laura erschauern. Wie konnte man einem Menschen nur so etwas antun!

»Hört sich durchaus interessant an«, antwortete Reimar, »und beim nächsten Mal komme ich gerne auf dein Angebot zurück. Doch was den Förster betrifft, so belasse ich es lieber bei meinem Plan. Der Henker muss schließlich auch ein wenig Spaß haben.« Er brach in höhnisches Gelächter aus, in das Syrin umgehend einstimmte.

Laura wurde schlecht. Sie musste weg von diesen verdorbenen Widerlingen. So schnell es ging!

Percy schien ein feines Gespür für Luras Verfassung zu haben. Er tauchte plötzlich vor Reimar auf und verbeugte sich. »Wenn Euer 'ochwo'lgeboren gestatten, dann zie'en wir uns für 'eute zurück, mein Ge'ilfe und iisch. Wir 'aben schließliisch einen langen Weg 'inter uns gebracht



und sind reschtschaffen müde.«

»Nun denn!« Reimar schenkte dem Spielmann einen gönnerischen Blick und ließ sich sogar zu einem Gute-Nacht-Gruß herab. »Ich wünsche wohl zu ruhen!«

An Schlaf war natürlich nicht zu denken in dieser Nacht. Die Stunden verstrichen quälend langsam, während Laura und Percy in ihrer Kammer auf das Ende des Gelages warteten. Erst als lange Zeit kein Ton mehr aus dem Rittersaal erklangen und in allen Teilen der Burg Stille eingekehrt war, wagten es die beiden Wächter, sich auf die Suche nach dem Siegel der Sieben Monde zu begeben.

Natürlich hatten sie keine Uhr und auch keine Taschenlampen auf ihre Traumreise mitgenommen. Die Gefahr, damit aufzufallen, war viel zu groß. Dem Stand des Mondes nach zu urteilen, ging es auf Mitternacht zu. Glücklicherweise stand keine Wolke am Nachthimmel, sodass das Mondlicht die Flure der Burg spärlich beleuchtete.

Vorsichtig tasteten die beiden sich durch schummrige Gänge. Einen Span zu entzünden und damit zu leuchten, wagten sie nicht.

Das Gelage musste im Verlaufe des späten Abends noch fürchterliche Formen angenommen und der Weinkonsum gewaltige Ausmaße erreicht haben, denn Laura und Percy stolperten immer wieder über einen der Ritter, der den Weg in seine Kammer nicht mehr gefunden hatte und seinen Rausch laut schnarchend auf den steinernen Fliesen ausschließ. Glücklicherweise waren die Männer noch so benebelt, dass kaum Gefahr bestand, von ihnen bemerkt zu werden. Wahrscheinlich wären sie selbst dann nicht aufgewacht, wenn Laura und Percy direkt auf sie getreten wären.

In der Eingangshalle war es etwas heller. Das silbrige Mondlicht flutete ungefiltert durch das Fenster über dem Portal. Das bunte Ornamentglas, das es inzwischen zierte, war offensichtlich erst später eingesetzt worden.

Laura wunderte sich, dass die Eingangstür weit offen stand. Eigenartig. Aber wahrscheinlich hatte ein Ritter seine Notdurft im Burghof verrichtet und in seiner Trunkenheit vergessen, sie hinter sich zu schlie-



ßen. Da entdeckte Laura den kleinen, dicken Ritter. Er lag direkt unter dem Wandbehang auf dem Boden, hatte den Mund weit geöffnet und schnarchte wie eine Sägemühle. Er stank aber nicht nur entsetzlich nach Alkohol. Den fleckigen Beinkleidern und dem penetranten Geruch nach zu urteilen, den er verströmte, hatte er den Weg zur Latrine nicht rechtzeitig geschafft.

»Iihhh!« Laura hielt sich angewidert die Nase zu.

Percy spuckte in die Hände, packte den Dicken kurzerhand bei den Beinen und schleifte ihn zur Seite, wo bereits ein anderer Ritter seinen Rausch ausschließ. Der Dicke bekam davon nicht das Geringste mit. Er hörte nicht einmal auf zu schnarchen.

»So, *Mademoiselle*. Wenn du jetzt die Güte ‘aben würdest mir die Stelle zu verraten, wo der Mechanismus der Ge’eimtür ausgelöst wird.«

Laura hob den Wandteppich an, um Percy den dahinter verborgenen Stein mit dem Siegel der Tempelritter zu zeigen. Darauf musste man drücken, wenn man sich Zugang zu der Schatzkammer des Grausamen Ritters verschaffen wollte, wie sie auf der Suche nach dem Kelch der Erleuchtung herausgefunden hatte. Plötzlich glaubte sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrzunehmen. Eine winzige Regung nur, aber seltsamerweise direkt auf dem Teppich.

Erstaunt musterte Laura den Gobelin. Im Zwielflicht der Nacht wirkte der Lemur noch Furcht erregender als bei Tage. Seine Glubschaugen schienen direkt auf sie gerichtet zu sein. Allerdings konnte Laura keinerlei Veränderung erkennen, alles sah genau so aus, wie sie es vom Nachmittag her in Erinnerung hatte. Sie musste sich getäuscht haben. Die vermeintliche Bewegung war vermutlich nur ein Schatten oder der Widerschein des blassen Mondlichts gewesen, welches das Monster in seidiges Grau tauchte. Wie sollte es auch anders sein? Die Burg barg zwar viele Geheimnisse, wie Laura wusste, aber ein Wandteppich blieb nun mal ein Wandteppich.

Percy hatte Lauras Zögern bemerkt. »Was ‘ast du denn?«

»Ach... nichts weiter. Gar nichts!« Sie hob den Wandbehang an und deutete auf einen Stein, der dahinter zum Vorschein kam. »Hier, Percy,



hier ist er.«

Der Stein befand sich in mehr als zwei Metern Höhe. Das eingemeißelte Relief in seiner Mitte war deutlich zu erkennen: Zwei Ritter auf einem Pferd, die von einem Kreis aus lateinischen Wörtern umschlossen waren: »SIGILLUM MILITUM XRISTI« – »Siegel der Soldaten Christi«.

Das Siegel der Tempelritter.

Im Gegensatz zu Laura benötigte Percy keinen Stuhl, um mit der Hand den Stein zu erreichen. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte sich und drückte mit dem Daumen auf das Siegel. Dann lief alles genauso ab wie in jener Nacht, als Laura und ihre Freunde den geheimen Eingang zu Reimars Schatzkammer entdeckt und die Gralskopie daraus geborgen hatten, die ihnen beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Ein Rumpeln war hinter der Wand zu hören, das wie eine heranrollende Kugel klang. Schließlich glitt die Mauer nach hinten, in der Wand öffnete sich ein schmaler Durchlass, und der schlauchartige Zugang zur Schatzkammer gähnte ihnen entgegen. Er schien geradewegs in ein schwarzes Nichts zu führen.

Percy legte die Stirn in Falten. »Iisch denke, wir können es wagen, eine Fackel mitzune'men. Es wird uns o'ne'in niemand darin vermuten.« Rasch schritt er auf eine der zahlreichen Fackeln in den eisernen Wandleuchtern zu und nahm sie aus der Halterung. Zurück bei Laura, die immer noch den Teppich zur Seite hielt, griff er in die Hosentasche – und erbleichte. »*Parbleu!*«, fluchte er.

Laura sah ihn verwundert an. »Was ist denn los?«

»Iisch Idiot!«, schimpfte Percy. »Iisch 'abe in der Eile vergessen, Feuerstein und Zunder mitzune'men. Dabei 'atte isch mir beides eigens besorgt aus dem Mittelalter-Laden!«

Laura war einen Augenblick ratlos, doch dann huschte ein Lächeln über ihr Gesicht.

Percy fand das gar nicht lustig. »Iisch weiß gar niischt, was es da zu lachen gibt?«, ereiferte er sich. »O'ne Liisscht werden wir das Siegel niischt finden.«



Das Mädchen schmunzelte immer noch. Dann wurde es wieder ernst. »Halt bitte still«, bat es und starrte mit höchster Konzentration auf die Pechfackel. Es dauerte nur Sekunden, da begann sie zu glimmen, mehr und mehr, bis eine helle Flamme emporloderte.

»Excellent, Laura!«, lobte der Lehrer. »Du wirst immer besser!«

Damit verschwanden die Wächter im Gang. Der Wandbehang fiel zurück und verdeckte die Geheimtür wieder. Nichts deutete mehr darauf hin, dass der Lemur den Eingang zu einer versteckten Kammer hütete, in der sich Eindringlinge zu schaffen machten.

Es war allerdings nicht einmal eine Minute verstrichen, als ein unheimlicher Laut die Stille störte. Das heisere Fauchen schien vom Gobel zu kommen. Doch darauf war nichts weiter zu sehen als der Lemur. Gewiss: Er sah grässlich aus, war aber nichts weiter als ein harmloses Motiv auf einem Teppich. Wie um alles in der Welt sollte das Töne von sich geben können?

»Vielen Dank, Aeolon!« Alienor reichte dem Luftflößer zum Abschied die Hand. »Ohne dich hätte ich die Wunschgauler niemals gefunden.« Damit warf sie einen scheuen Blick auf die Männer in den bunten Gewändern, die die Neuankömmlinge aufmerksam musterten.

Freundlich grinsend schwebte der Levator vor ihr einen Handbreit über dem Boden. »Nicht der Rede wert! Der Wind hat uns zusammengeführt und hierher geleitet. Musste nur mit dem Steuer nachhelfen – mal mehr, mal weniger. Hätte dich aber auch woandershin gebracht. Hierhin und dorthin, wohin du auch gewollt hättest!«

»Ich weiß!« Das Mädchen schenkte dem Wicht ein letztes Lächeln. »Aber nun leb wohl!« Damit wandte Alienor sich ab und schritt auf eine Gruppe von Kindern zu, die im Schatten eines riesigen Felsblockes auf dem Boden lagerten. Sie schauten nicht einmal auf, als sie sich in ihrer Mitte niederließ. Mit ausdruckslosen Gesichtern starrten sie vor sich hin. Die bunten Bänder, mit denen sie aneinander gefesselt waren, schienen sie längst nicht mehr wahrzunehmen.

Aeolon schwebte rasch auf die Männer mit den roten Turbanen zu



und verneigte sich vor dem Anführer mit der Augenklappe. »Nun, Gramar, ist das nicht ein prächtiges Mädchen? Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu schwer und nicht zu leicht. Was sagst du?«

Der Mann bedachte Alienor mit einem abschätzenden Blick. »Und es ist ihr fester Wunsch, sich uns anzuschließen?«

Der Levator zog die Brauen hoch. »Sagt sie heute, sagt sie vielleicht auch morgen. Doch was sie übermorgen sagt, woher soll ich's wissen, Gramar?«

Der Wunschgauler schien noch nicht ganz überzeugt. »Ich will nur sichergehen.«

Aeolon verzog ungeduldig das Gesicht. »Ist nicht die Erste, die ich euch bringe, und bestimmt nicht die Letzte. Aber sicher sein, wer kann das schon? Einer ist mal so, dann wieder so – und keiner steckt drin!«

»Weiß du was, Aeolon?« Der sonst so verbindliche Mann verzog verärgert das Gesicht. »Hör endlich auf mit deinem vieldeutigen Geplapper. Sag mir, was du willst – oder schweig still!«

»Wie man's macht, macht man's nicht richtig!«, seufzte der Luftflößer.

Gramar ließ ein zorniges Knurren hören. »Wie viel willst du?«

»Will nicht zu viel, aber auch nicht zu wen –«

»Wie viel?«

»Na gut – so viel wie beim letzten Mal. Nicht mehr und nicht weniger.«

Gramar verdrehte die Augen. »Warum denn nicht gleich so?« Er zog einen Lederbeutel unter seinem Gewand hervor zählte ein paar Münzen daraus ab und drückte sie Aeolon in die Hand. »Ich hoffe, es stimmt so – nicht zu viel und nicht zu wenig, nicht wahr?« Der Wunschgauler grinste frech. »Und wenn du wieder frische Ware hast – du weißt, wo du uns findest!«

»Natürlich! Langsam macht ihr euch ja überall breit.« Der Levator verbeugte sich und schwebte zu seinem Luftfloß zurück. Er lifdete den Anker aus der Erde, setzte das Segel und stieg in die Lüfte empor.

Gramar aber gesellte sich langsamen Schrittes zu Alienor und lächelte



das Mädchen freundlich an. »Wie ich gehört habe, ist es dein größter Wunsch, in die Dunkle Festung zu gelangen.«

»Ja, Herr«, antwortete die Blonde höflich. »Genauso ist es.«

»Dann bist du bei uns in den richtigen Händen. Wir werden dir deinen sehnlichsten Wunsch erfüllen. Und glaub mir, du wirst dir dort vorkommen wie im Paradies. Wovon immer du auch geträumt haben magst – in der Dunklen Festung wirst du es finden!«

»Genau darauf vertraue ich, Herr!«

Laura traute ihren Augen nicht. »Oh, Mann, Percy, schau dir das bloß an!« Ungläubig blickte sie sich in der Schatzkammer des Grausamen Ritters um. Von allen Seiten und aus jeder Ecke funkelte und glühte es ihr golden und silbrig, smaragdgrün und rubinrot entgegen. Berge von Kostbarkeiten waren dort aufgehäuft und glänzten im Widerschein der Fackel, selbst die Nischen in den Wänden waren bis zum Rand mit wertvollen Gütern gefüllt. Die Reichtümer, die Reimar von Ravenstein zusammengeraubt hatte, um sie tief im Bauch der Burg zu verwahren, waren nicht zu ermessen. Es gab Leuchter und Vasen, Tiegel und Teller, Kelche und Becher, Broschen und Ketten, Reife und Ringe, erlesenen Schmuck, gefertigt aus den edelsten Metallen und mit allen nur erdenklichen Edelsteinen besetzt. Laura und Percy stiegen über Berge von Münzen aus purem Gold und reinstem Silber, die sich an manchen Stellen fast bis zur Decke türmten. Ihr staunender Blick streifte wertvollste Geschmeide, die achtlos in den Ecken lagen. Teure sakrale Gerätschaften, über und über mit Juwelen verziert, glänzten in den Nischen, und Götzenstatuen aus reinstem Lapislazuli, dem Gold der Pharaonen, schimmerten im magischen Blau. Alle Preziosen, die man sich nur erträumen konnte, waren hier zu finden – nur vom Siegel der Sieben Monde war nicht die geringste Spur zu entdecken. Dabei suchten die beiden jeden Winkel sorgfältig ab und leuchteten noch in die kleinste Ritze.

»So ein Mist!« Der Ärger in Lauras Stimme war nicht zu überhören. »Und dafür mach ich mich vor Reimar und seinen Kumpanen zum Affen!«, schimpfte sie. Müde und enttäuscht ließ sie sich auf einen Hau-



fen Goldmünzen sinken, stützte das Kinn auf die Arme und stierte vor sich hin.

Mit der Fackel in der Hand trat Percy an das Mädchen heran. »Wir dürfen den Kopf niischt 'ängen lassen. Wer weiß, vielleicht unter'ält der Grausame Ritter ja noch weitere Verstecke in der Burg?«

»Meinst du?« Für einen Moment startete Laura ihn nachdenklich an. Dann atmete sie tief durch und erhob sich. »Also gut, Percy. Gehen wir schlafen und suchen morgen weiter.«

Laura konnte erkennen, dass sich ein erleichtertes Lächeln auf das Gesicht des Lehrers legte. »Se'r wo'l, *Mademoiselle*. Iisch wusste doch, dass du diisch meinen Argumenten niischt verschließen würdest.« Schon bewegte er sich auf den Ausgang zu.

Laura wollte ihm gerade folgen, als der Schein der Fackel in eine entfernte Nische fiel und einen Gegenstand flackernd beleuchtete. War das ein Buch? Oder täuschte sie sich?

»Einen Moment«, bat sie den Lehrer. »Wenn du dort in die Ecke leuchten könntest?«

Percy tat wie geheiß. Lauras Eindruck hatte nicht getrogen. In der Nische lag tatsächlich ein Buch. Eine großformatige Schwarte, die wohl seit geraumer Zeit nicht mehr aufgeschlagen worden war, denn sie war von einer dicken Staubschicht bedeckt.

Das Mädchen pustete den Staub vom Einband, nahm den dickleibigen Folianten auf, um ihn näher zu betrachten. Er war schwer. Plötzlich weiteten sich Lauras Augen vor Überraschung, aufgeregt deutete sie auf den Ledereinband. »Percy, schau doch mal!«

Der Lehrer warf einen raschen Blick über ihre Schulter und führte die Fackel dichter an das Buch heran. Er erkannte sofort, was das Mädchen meinte: In den Einband war das gleiche Siebengestirn geprägt, das am geheimnisvollen Nachthimmel auf dem Deckengewölbe in der verborgenen Klosterbibliothek prangte und durch sein Leuchten ihre Aufmerksamkeit geweckt hatte. »Eigenartiisch«, wunderte er sich. »Das ist wirkliisch eigenartiisch.«

Der Titel des Buches war in altertümlich verschnörkelten Lettern



gehalten, sodass es Laura einige Mühe bereitete, ihn zu entziffern. »So... ci... etas... Septem... Sodalium«, »Die Bruderschaft der Sieben«, las sie stockend. »Ist das nicht das Buch, das aus dem Geheimarchiv des Klosters gestohlen wurde? Als Pater Dominikus ermordet wurde?«

Percy nickte bedächtig. »Du 'ast Rescht!«

»Endlich kommen wir weiter!«, jubelte Laura. »Vielleicht finden wir darin einen Hinweis auf das Siegel der Sieben Monde.«

»Das 'alte iisch durchaus für denkbar«, antwortete der Lehrer und kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Warum sonst 'ätte der Grausame Ritter es 'ier in der Schatzkammer aufbewa'rt? Rein äußerliisch sie't es nämliisch niischt gerade danach aus, als sei es besonders wertvoll.«

Vom lederen Einband einmal abgesehen, war der Foliant tatsächlich ziemlich unscheinbar. Gut – das Buch mochte aus längst vergangener Zeit stammen, aber seine Ausstattung war geradezu bescheiden. Es besaß an die tausend Seiten, die in engen Zeilen mit einer kaum lesbaren Handschrift bedeckt waren. Jegliche Zeichnungen oder Illustrationen, schmuckvolle Initialen oder sonstige Verzierungen fehlten. Laura hatte schon viel aufwändigere Werke gesehen. Wenn es etwas gab, was die Schwarte wertvoll machte, dann konnte es sich nur um den Inhalt handeln. Möglicherweise lieferte das Werk einen Hinweis auf das Siegel der Sieben Monde, obwohl es bei dem gewaltigen Umfang sicherlich nicht einfach sein würde, ihn zu entdecken.

Von einem Augenblick auf den anderen wurde Laura von einer bleiernen Müdigkeit überwältigt. Sie gähnte herzhaft und hätte auf der Stelle in einen tiefen Schlaf fallen können. Matt hielt sie Percy das Buch entgegen. »Lass es uns einfach mitnehmen und morgen in aller Ruhe durchsehen«, schlug sie vor. »Niemand wird merken, dass es fehlt.«

Auf dem Rückweg zu ihrem Gemach fühlte auch Percy sich vollkommen erschöpft, und so schleppten sich die beiden Wächter, einer schläfriger als der andere, schwerfällig die Treppe hoch. Tapsende Schritte schreckten sie auf.

Irgendjemand näherte sich rasch.

Percy gelang es gerade noch, den dicken Folianten unter seinem plu-



derigen Gewand zu verbergen, als auch schon ein Mann vor ihnen stand.

Der Grausame Ritter.

Reimar trug ein Nachtgewand aus grobem Leinen, unter dem seine bloßen Füße hervorragten. Auf seinem kahlen Kopf – Laura musste ein Lachen unterdrücken – saß eine Zipfelmütze. Vermutlich trieb ihn ein menschliches Bedürfnis zur Latrine – kein Wunder bei den Unmengen an Wein, die er am Vorabend getrunken hatte! Seltsamerweise hatte er jedoch seinen Schädelspalter umgegürtet. Aber da erinnerte sich Laura, irgendwo gelesen zu haben, dass Reimar von Ravenstein sein Schwert niemals abzulegen pflegte. Nicht einmal im Bett.

Der Grausame Ritter schien über die nächtliche Begegnung nicht weniger verwundert zu sein als Laura und Percy, zumindest bis das angebotene Misstrauen bei ihm wieder durchschlug. Argwöhnisch bäugte er die beiden von oben bis unten, und seine Rechte fand wie von selbst den Weg zum Knauf des Schwertes. »Was treibt Ihr hier mitten in der Nacht?«

Laura warf Percy einen hilfeschendenden Blick zu, und der Lehrer rang stotternd um eine einleuchtende Erklärung. »Wir... nun... Wir konnten einfach keinen Schlaf finden, Euer 'ochwo'geboren.«

Reimar von Ravenstein musterte die beiden erneut streng, sein Argwohn schien noch immer nicht verflogen zu sein. »Tatsächlich?«, entgegnete er kühl. »Vielleicht hättet Ihr dem Wein mehr zusprechen sollen, dann wäre Euch solche Unbill mit Sicherheit erspart geblieben.«

Percy deutete eine Verneigung an. »Wa'scheinliisch 'abt I'r Rescht, 'err! Allerdings 'at Euer überaus prächtiges Fest einen derart tiefen Eindruck auf uns gemacht, dass es unsere Gedanken aufgewü'lt und uns niisch zur Ruhe 'at kommen lassen. Dergleichen sind wir nämliisch niisch gewo'nt, müsst I'r wissen. Des'alb 'aben wir, Eure gütige Erlaubnis stillschweigend vorausgesetzt, uns die Beine ein weniisch im Burg'of vertreten, damit unser Gemüt in der Kü'le der Nacht zur Ru'e findet und wir vielleischt doch noch in den Schlummer sinken können.«

Percys Schmeicheleien blieben nicht ohne Wirkung. Reimar löste die Hand vom Schwert, seine verkniffenen Gesichtszüge entspannten sich.



»Ich für meinen Teil halte solches Tun für überaus töricht, aber wenn Ihr meint, es sei Euch von Nutzen, dann sollt Ihr meinen Segen haben!« Er wandte sich ab und entfernte sich einige Schritte, als er dann doch noch einmal stehen blieb und sie mahnend anblickte. »Aber seht Euch vor, dass Ihr keinen Lärm macht auf dem Weg in Eure Kammer. Wir wollen unsere Gäste doch nicht aufwecken!«

Ein wissendes Lächeln ging über Percys Gesicht. Den Einwand, dass das wegen des übermäßigen Alkoholkonsums der rauen Gesellen wohl schwerlich möglich sein würde, ersparte er sich. »Natürliisch, 'err«, entgegnete er stattdessen. »Wir werden niischt einen Laut von uns geben. Iisch wünsche Eusch noch eine gute Nacht!« Damit verneigte er sich vor dem Grausamen Ritter.

Laura fühlte sich bemüßigt, seinem Beispiel zu folgen, und so machte sie ebenfalls eine Verbeugung, tiefer und ehrerbietiger denn je. Und da geschah es: Die Ballonmütze fiel ihr vom Kopf, die langen blonden Haare flossen gleich einem Wasserfall auf ihre Schultern. Das Mädchen erstarrte und blickte mit maßlosem Entsetzen auf die am Boden liegende Mütze.

Auch der Grausame Ritter schien für einen Moment wie versteinert. Verwundert glotzte er Laura an. Dann verzerrte Wut seine hässliche Visage, und der Schädelspalter flog ihm förmlich in die Hand. »Betrügerisches Gesindel!«, schrie er, »ich werde Euch lehren, mich hinters Licht zu führen!« Schon stürmte er mit erhobener Waffe auf sie zu.

Die beiden Wächter schienen verloren. Der Grausame Ritter war außer sich vor Zorn. Da holte Percy geistesgegenwärtig den Folianten unter seinem Gewand hervor, schleuderte ihn dem heranstürmenden Gnomen mit aller Kraft entgegen und schrie: »'urtiisch, Laura! Wir müssen nach draußen, schnell!«

Wie gehetzte Hasen rannten sie davon.

Das dicke Buch traf Reimar mitten in den Bauch, presste ihm die Luft aus den Lungen und stoppte seinen Lauf – wenigstens einen Augenblick. Er klappte vornüber und rang mit schmerzverzerrtem Gesicht nach Atem. Ein wilder Aufschrei entfuhr seiner Kehle, in dem sich Qual



und Wut mischten, und schon stürmte er wieder hinter den Wächtern her.

Laura und Percy hatten nur einen kleinen Vbrsprung gewinnen können, denn der Grausame Ritter war trotz der kurzen Beine und seines wenig athletischen Körperbaus weit behänder als vermutet. Er folgte ihnen dicht, und während sie die Treppen hinuntersprangen, fürchtete Laura schon, hinterrücks niedergestreckt zu werden.

Auf dem Treppenpodest stieß sie in ihrer Todesnot einen großen Kerzenständer um, der zwischen die Beine des rasenden Wichts rollte und ihn zu Fall brachte. Das Schwert fiel Reimar klirrend aus der Hand.

»Ja!«, schrie Laura erleichtert auf. *Sie waren gerettet!*

Sie hasteten die letzten Stufen hinunter und hatten die Eingangshalle bereits erreicht, vor sich das weit geöffnete Portal, als eine Stimme erschallte: »Halt!«

Die Flüchtenden jedoch hetzten weiter dem Ausgang entgegen. Plötzlich und wie aus dem Nichts kam ein heftiger Wind in ihrem Rücken auf. Mit einem lauten »Rumms« schlug er die Tür zu, die zum Greifen nah war, und schnitt ihnen den Weg in den Hof ab.





Kapitel 17 ✧ Die Geschöpfe des Bösen

ercy zerrte am Riegel, aber er bewegte sich nicht. *Nicht einen Millimeter!*

Mit wachsendem Entsetzen sahen Laura und Percy sich an, und erneut unternahm der Lehrer den verzweifelten Versuch, die Tür zu öffnen. Er zerrte und rüttelte, doch das Portal blieb verschlossen, wie durch einen Zauber versiegelt.

Wir sind gefangen!, schoss es Laura durch den Kopf.

Da ertönte ein kehliges Gelächter hinter ihnen. Die Wächter fuhren herum – und erblickten die bleiche Syrin, die neben dem Wandteppich stand. Den Kopf in den Nacken gelegt, schien sie sich schier ausschütten zu wollen vor Lachen.

Auch auf das Gesicht des Grausamen Ritters, der mit dem Schädelspalter in der Hand gemessenen Schrittes die Treppe herunterkam, hatte sich ein triumphierendes Grinsen gelegt.

Laura und Percy wollten sich jedoch nicht geschlagen geben. Vom gleichen Gedanken beseelt, eilten sie zu den schnarchenden Recken am anderen Ende der Halle, die auch das Zuschlagen der Tür nicht aus ihrem alkoholbenebelten Schlaf hatte holen können, entrissen ihnen die Schwerter und stürmten mit den blanken Waffen auf Reimar und Syrin zu.

Das Gesicht des Grausamen Ritters verzog sich zu einer Fratze der Wut. »Ihr glaubt doch nicht, dass ich mich vor Euch fürchte?«, geiferte er. »Vor einem Spielmann und einem Mädchen?« Er stellte sich vor die beiden und hieb mit mächtigen Schwertstreichen auf sie ein.



Laura und Percy erwiesen sich schnell als ebenbürtige Gegner. Zwar waren sie den Umgang mit einem Schwert nicht gewohnt, das jahrelange Training mit dem Florett hatte beide jedoch zu hervorragenden Fechtern gemacht. Überdies waren sie zu zweit. Geschickt attackierten sie abwechselnd, sodass Reimar sich bald des einen, bald des anderen erwehren musste. Dabei war ihm sein Nachtgewand äußerst hinderlich. Ohne den gewohnten Schutz einer Rüstung ging er mit weit größerer Vorsicht als sonst zu Werke. Die Wächter wichen zudem immer wieder blitzschnell aus, sodass Reimar alsbald ermüdete. Der Kampf währte denn auch nicht lange. Laura setzte dem Ritter von rechts zu, während Percy sich von der linken Seite näherte, und so zögerte der Ritter einen Moment, unschlüssig, wo er zuerst parieren sollte. Da zuckte Percys Schwert vor und fuhr dem Schädelspalter mit Wucht in die Parade – und die Waffe fiel Reimar aus der Hand.

Während sie klirrend zu Boden stürzte, sprang der Blonde auf den Ritter zu, packte ihn und setzte ihm die Spitze seines Schwertes an den bloßen Hals. Reimar erstarrte und wagte nicht mehr die geringste Regung. Er schien zu spüren, dass Percy es ernst meinte.

Todernst.

Laura hatte den Lehrer noch nie so gesehen. Eisige Entschlossenheit trat in sein Gesicht, als er sich an die Schwarzmagierin wandte, die den Kampf ohne sichtbare Beteiligung verfolgt hatte. »Öffne uns die Tür!«, herrschte er sie an. »Oder dein Freund 'ier ist des Todes!«

Syrins Reptilienaugen glühten in der Dunkelheit. »Du Narr!«, zischte sie wie eine gereizte Viper, und wieder hatte Laura für die Dauer eines Herzschlags den Eindruck, ein Schlangenkopf sitze auf ihrem Hals. »Du glaubst doch nicht, dass ihr mich zu etwas zwingen könnt!« Damit verengte sie die Augen zu schmalen Schlitzen und startete in die Runde. Sogleich loderten die Fackeln in den Wandhaltern eine nach der anderen hell auf und tauchten die Halle in ein gespenstisch flackerndes Licht.

Doch damit nicht genug: Syrin spitzte die Lippen und blies. Laura und Percy fuhr ein so heftiger Windstoß entgegen, dass es sie fast von den Beinen fegte.



Der Lehrer ließ sich nicht beeindrucken. »Iisch wieder'ole es niischt noch einmal«, sagte er, kühl bis ans Herz. »Öffne endlisch das Portal, wenn dir das Leben deines Kumpanen lieb ist!«

Ausdruckslos erwiderte Syrin den grimmigen Blick. Laura glaubte schon, dass sie Percys Forderung nachkommen würde, als ein höhnisches Grinsen über das Gesicht der Schwarzmagierin ging. Erneut legte sie den Kopf in den Nacken und stieß ein solch unheimliches Gelächter aus, dass es Laura fröstelte. Eisige Schauer jagten über ihren Rücken.

Syrin musterte den Grausamen Ritter verächtlich. »Was kümmert mich das Leben dieses erbärmlichen Wichts?« Sie schien sichtlich belustigt. »Die Narren sterben niemals aus auf dieser Welt, auf einen mehr oder weniger kommt es gar nicht an.«

Percy wusste, dass sie nicht bluffte. Sie würde Reimar opfern, ohne mit der Wimper zu zucken. Er musste sich also etwas anderes einfallen lassen. »Nun, denn!«, antwortete er eisig. »Du 'ast es niischt anders gewollt!« Damit hob er die schwere Waffe und schmetterte Reimar von Ravenstein den Schwertknauf mit voller Wucht gegen den Schädel. Der Grausame Ritter sank ohnmächtig zu Boden. Percy aber gab Laura einen raschen Wink, und schon stürmten die beiden auf Syrin zu.

Erneut öffnete die Schwarzmagierin den Mund und blies. Der Windstoß war diesmal so heftig, dass er die Wächter umwarf und sie bis in die hinterste Ecke der Halle fegte. Während sie sich mühsam aufrappelten, wandte Syrin sich blitzschnell um, hob die Arme in die Höhe und starrte den grässlichen Lemuren auf dem Wandbehang mit durchdringenden Blicken an. »*Aschtara!*«, rief sie ihm mit schauriger Stimme entgegen »*Aschtara ut tramixor!*«

Was dann geschah, würde Laura nie wieder vergessen: Der Teppich bewegte sich plötzlich! Er wellte und wölbte sich dehnte sich bald zur einen, dann zur anderen Seite. Es sah aus als werde er lebendig. Schließlich – Laura gingen die Augen über – regte sich auch der Lemur. Er reckte und streckte sich und hob den Fratzenkopf. Gleichzeitig gab er kehlige Laute von sich, die mehr und mehr anschwellen, bis die Schreie des Ungeheuers durch die Halle grollten. Immer heftiger wurden die



Bewegungen des Monsters. Es ruckte und zuckte, als zerre es mit Macht an unsichtbaren Fesseln, die es auf dem Gobelin hielten. Eine letzte Kraftanstrengung ließ den mächtigen Körper erbeben – dann glitt der Lemur ächzend von dem Wandbehang hinunter in die Halle! Als er sich zu voller Größe aufrichtete, bemerkte Laura, dass er mindestens drei Meter messen musste. Er glotzte die Schwarzmagierin erwartungsvoll an, als wolle er ihre Befehle entgegennehmen. Als sei Syrin seine Herrin.

Die Magierin streckte die Hand aus und deutete in die Ecke zu Laura und Percy. Der Lemur drehte träge den Kopf in die angezeigte Richtung. Beim Anblick der Wächter brüllte das Monster laut auf, Dampf quoll aus seinen Nasenlöchern, die geblähten Nüstern glichen.

Zu Tode erschrocken, wichen Laura und Percy zurück. Erneut brüllte das Ungeheuer ihnen entgegen. Sein Atem stank nach Fäulnis und Schwefel und hüllte die Wächter in eine heiße Wolke. Schon war der stinkende Lemur heran. Er hob einen Arm und hieb mit der Krallenhand nach den beiden.

Behände sprangen Laura und Percy zur Seite, dem gewaltigen Schlag ausweichend. Das Mädchen jedoch stolperte über den schnarhenden dicken Ritter, kam ins Straucheln und verlor seine Waffe. Reaktions-schnell schlug Percy zu und landete einen Schwerthieb in den Unterschenkel des Ungeheuers. Per Lemur schien das nicht zu spüren und griff ungerührt an. Die Wächter duckten sich, sodass er nur die Wand traf. Die Wucht des Schlages war so groß, dass sich Steinbrocken aus der Mauer lösten.

Abermals zuckte Percys Waffe vor und drang tief in den Oberschenkel des Riesen. Diesmal zeitigte die Attacke Wirkung: Der Lemur röchelte und trat mit dem anderen Fuß nach dem Angreifer. Der Tritt traf den Lehrer mit der Wucht einer Dampftramme genau in den Bauch. Percy wurde von den Beinen gerissen und quer durch die Halle bis zur Wand geschleudert.

Entsetzt schlug Laura die Hände vor das Gesicht. »Um Himmels willen!«

Schon hielt das Ungeheuer, von dem Schwert, das in seinem Ober-



schenkel steckte, nicht im Geringsten behindert, auf den hilflos am Boden liegenden Wächter zu. Der Boden vibrierte unter seinem Schritt.

Percy blutete aus einer Platzwunde am Kopf. Rote Rinnsale strömten über sein schmerzverzerrtes Gesicht, während er sich mühsam aufrichtete. Der Lemur rückte näher, und der Lehrer wich zurück, bis er über den ohnmächtigen Reimar stolperte und erneut zu Boden schlug. Er blieb reglos liegen, die Augen starr auf das Monster gerichtet, dem er nicht mehr entkommen konnte.

»Percy, steh auf!«, kreischte Laura und sah sich gehetzt um – was konnte sie nur tun? Sie riss das Schwert vom Boden und schleuderte es unter Aufbietung all ihrer Kraft auf das Scheusal.

Mit voller Wucht sauste es gegen den Kopf des Lemuren, bevor es auf die Steinfliesen klorrte. Entsetzt erkannte Laura, dass der Treffer folgenlos geblieben war. Einen Moment jedoch hatte er das Monster irritiert. Erneut brüllte es auf, drehte sich zu Laura um und glotzte sie wütend an, bevor es sich wieder dem Lehrer zuwandte. Diesem aber hatte die kurze Ablenkung genügt, um sich aus der Reichweite des Lemuren zu bringen. Behände griff Percy sich das Schwert und huschte zu Laura.

»Was sollen wir nur tun?«, keuchte er, während sie zurückwichen. »Mit den Schwertern vermögen wir niischt das Geringste auszuriichten. Aber wa'rscheinliisch vermöschten selbst ein Dutzend Lanzen i'n niischt aufzu'alten!«

Da fiel Laura plötzlich ein, wie sie das Untier unschädlich machen konnten. »Schnell, Percy! In den Keller, komm!«

Immer weiter wichen sie zurück und näherten sich dabei unauffällig der Treppe, die hinunter in das verzweigte Kellerlabyrinth der Burg führte.

Syrin jedoch schien ihren Plan zu durchschauen. »Tramixor!«, zischte sie ihr Geschöpf an. »*Tramixor! Tramixor!*«

Dieses fremde Wort kann nur »Töte sie!« bedeuten, fuhr es Laura durch den Kopf.

Brüllend hieb das Monster nach den Wächtern. Obwohl Laura abtauchte, wurde sie von einer Kralle gestreift und zu Boden geschleudert.

Schon griff der Lemur nach ihr, als Percy ihn von der Seite ansprang, um ihm das Schwert in die Brust zu rammen. Die schwere Klinge jedoch prallte ab wie an einem Stein und zerbrach in der Mitte, während der Lehrer abgeschüttelt wurde wie eine lästige Fliege.

Aber Percy gab sich nicht geschlagen. Er riss eine Fackel von der Wand und stieß sie dem Ungeheuer in die Fratze. Der Lemur bäumte sich auf, legte den Kopf in den Nacken und stieß einen Schrei aus, der die Halle erzittern ließ. Percy eilte zu Laura und half ihr auf. Dann hasteten sie zur Kellertreppe und rannten hinunter in die Dunkelheit.

Das Scheusal folgte ihnen auf dem Fuß, angefeuert von seiner Herrin.

Es dauerte nicht lange, bis die Wächter den Hauptgang im Keller erreicht hatten. Obwohl das Poltern des Verfolgers bereits deutlich zu hören war, blieb Laura stehen, riss eine der erloschenen Fackeln von der Wand und schickte sich an, sie mit Hilfe der ihr verliehenen Kräfte zu entzünden.

Percy beobachtete das nervös. »Beeil diisch, Laura! Wir dürfen niischt einen Augenblick länger als nötiisch verweilen, wenn wir dem Unge'euer entkommen wollen. Zumal es uns nun besser se'en kann.«

Laura musste trotz der tödlichen Gefahr lächeln. Percy hatte wohl immer noch nicht verstanden, was sie vorhatte! »Entkommen können wir ihm im Keller ohnehin nicht«, sagte sie ruhig. »Es sei denn, du kennst sowohl den Weg zum endlosen Gang wie auch die Geheimtür, die zur Wendeltreppe in den Hof führt?«

Der Lehrer schüttelte nur den Kopf.

»Na, siehst du! Aber ohne Licht kann ich den Gang niemals finden, zu dem ich will!«

Im selben Augenblick flammte die Fackel auf und beleuchtete das enge Gewölbe – ebenso wie den Lemuren, der eben mit heiserem Brüllen um die Ecke bog.

»Nichts wie weg, Percy!«, schrie Laura und stürmte los. Während sie durch die verwinkelten Gewölbe rannten, warf sie hin und wieder einen ängstlichen Blick über die Schulter, um nach dem Ungeheuer zu sehen, das sie unter Poltern und Getöse einzuholen drohte. Zum Glück für die



Wächter kam es wegen seiner Größe nur gebückt voran. Manche Gänge waren so eng, dass es sich mühsam hindurchzwängen musste. Das steigerte seine Wut, sodass seine Schreie immer öfter wie Donner durch die Gewölbe rollten.

Laura fand ohne Probleme den Gang, der vermeintlich in Reimars Schatzkammer führte. Und da verstand Percy endlich, was sie geplant hatte.

»*Alors* – niischt schlescht, *Mademoiselle*«, lobte er, als plötzlich alle Farbe aus seinem Gesicht wich.

»Was hast du denn?«

»Der vorgetäuschte Einsturz der Decke«, erklärte Percy mit wachsendem Entsetzen. »Wenn sie den schon angelegt und den Gang mit dem Stein'auen blockiert 'aben, dann kann dein Plan niischt funktionieren!«

Laura erschrak. Percy hatte Recht! Wenn es dieses Hindernis, das sie einmal nur mit Hilfe des Steinernen Riesen überwunden hatten, bereits gab, dann saßen sie in der Falle – rettungslos verloren!

Oh, nein!

Die massige Gestalt, die fast den gesamten Gang ausfüllte, rückte näher, ihr Pestodem hüllte sie ein.

Was sollten sie nur tun? Sollten sie tatsächlich in den blinden Stollen rennen, um sich möglicherweise in eine tödliche Sackgasse zu begeben? Oder sollten sie weiter durch das Labyrinth des Kellers flüchten, wohlwissend, dass sie dem Lemuren nicht entkommen konnten und ihr Tod lediglich hinausgezögert wurde?

Wild wirbelten diese Gedanken durch Lauras Kopf. »Komm, Percy!«, sagte sie schließlich und trat entschlossen in den Gang, der ins Nichts führte.

Da war das Monster bereits heran. Laura spürte seinen heißen Atem im Nacken, und von seinem Gebrüll schmerzten ihre Ohren. Sie hastete auf die Ecke zu, hinter der sich ihr Schicksal entscheiden würde. Entweder sie hatten Glück und der riesige Steinhaufen, der den Einsturz des Ganges vortäuschen sollte, existierte noch nicht, oder...

Laura wagte gar nicht, daran zu denken, was dann passieren würde!



Mit angehaltenem Atem spähte sie um die Ecke – und wurde von jäher Freude erfüllt. »Ja!«, jubelte sie. »Ja!«

Der Durchgang war frei! Nichts behinderte ihr Fortkommen.

Auch Percy atmete erleichtert auf. »*Mon Dieu!* Welsch ein Glück!«

»Glück hat nur, wer es sich verdient!«, gab Laura unwirsch zurück und merkte gar nicht, dass sie fast so altklug klang wie ihr Bruder. »Jetzt mach endlich, sonst wird er uns doch noch erwischen!«

Wie Recht sie hatte! Der Lemur war bereits so nahe heran, dass er sie beinahe packen konnte. Seine Krallenhand griff nur um Zentimeter daneben, sonst hätte sie Percy am Gewand erwischt.

Sie rannten, so schnell sie konnten. Der richtige Anlauf war entscheidend, wenn sie die im Boden verborgene Falltür im Sprung überwinden wollten. Der richtige Anlauf – und der richtige Absprung! Wenn sie den nicht genau erwischten, dann...

»Spring, Percy!«, schrie Laura. »Jetzt!« Damit hob sie ab. Sie schloss die Augen, während sie durch die Luft flog. Obwohl es wahrscheinlich kaum zwei Sekunden währte, kam es ihr wie eine halbe Ewigkeit vor – aber da landete sie auch schon jenseits der Fallgrube. Percy folgte ihr. Auch er hatte das getarnte Loch überwunden.

Geschafft! Sie hatten es geschafft!

Einige Meter hinter der tödlichen Falle blieben sie stehen und wandten sich um.

Lauras Plan ging auf: Der Lemur trat auf die verdeckte Falltür, die sich unter seinem Gewicht augenblicklich öffnete. Mit einem Aufschrei, in dem sich Verwunderung und Schrecken mischten, stürzte das Monster in die Grube. Die Wucht des Aufpralls, mit der es in zehn Metern Tiefe aufschmetterte, ließ die Wände erbeben. Ein erstickter Schmerzensschrei drang aus der heimtückischen Mordgrube, dann war alles gespenstisch still.

Laura und Percy sahen sich mit betretenen Gesichtern an und traten langsam an die Öffnung im Boden. Laura hielt die Fackel in das dunkle Loch. Tief unter ihnen lag reglos der Lemur. Seine Glieder waren verrenkt, und die spitzen Eisenstäbe die vom Grund der Grube aufragten,



hatten seinen Körper durchbohrt. Eine zähe Flüssigkeit, schwarz wie Pech, sickerte aus den zahllosen Wunden und verbreitete einen üblen Gestank.

Ein Zucken erfasste den leblosen Körper, und Laura hörte ein leises Röcheln – das Ungeheuer lebte noch! Erneut erklang ein klagender Ton, in dem Sehnsucht nach Erlösung mitschwang. Dann bewegte das Monster den Kopf, das einzige Körperteil, aus dem kein Eisenstab hervorragte. Langsam hob der Lemur den Blick und schaute flehentlich zu Laura empor. Tränen lösten sich aus seinen Augen, dann sank das Haupt kraftlos nach hinten, und das unheimliche Geschöpf starb. Seine hässliche Fratze nahm beinahe einen sanften Ausdruck an.

Es war erlöst.

Laura schluckte. Mitgefühl ergriff ihr Herz, ja sie trauerte sogar um das Ungeheuer, das ihnen eben noch nach dem Leben getrachtet hatte, denn sie erkannte, dass es nicht aus eigenem Antrieb geschehen war. Der Lemur hatte im Bann seiner Herrin gestanden, die ihm ihren grausamen Willen aufgezwungen hatte. Das bedauernswerte Geschöpf hatte sich nicht dagegen wehren können, dass es zu schrecklichen Untaten missbraucht wurde. Laura war sicher, dass dies nicht das erste Mal gewesen war, dass Syrin es auf ihre Gegner gehetzt hatte – und selbst der unversehrte Kopf des toten Lemurs würde noch dazu erhalten müssen, Angst und Schrecken zu verbreiten, wie sie ja bereits wusste. Laura wurde beinahe übel bei dem Gedanken.

»Wir müssen uns sputen, Laura, und dürfen 'ier mischt länger verweilen«, mahnte Percy. »Lass uns umge'end zurückreisen in unsere Zeit, bevor diese un'eimliche Syrin siisch auf die Suche nach uns macht. Oder der Grausame Ritter aus seiner O'nmacht erwacht und seine Wachen nach uns ausschickt. Pas 'eißt: falls er das niischt schon längst getan 'at!«

Entgeistert sah Laura den Lehrer an. »Das kann doch nicht dein Ernst sein, Percy? Wenn wir die Traumreise jetzt abbrechen, war sie doch völlig umsonst. Wir haben nichts erreicht und nicht den geringsten Hinweis auf das Siegel der Sieben Monde entdeckt. Aber genau deswegen sind wir doch hier!«



»Das ist mir wo'l bekannt«, gab der Lehrer ruhig zurück, »und trotzdem bleibt uns keine andere Wa'l, fürschte iisch. Wenn wir für niischts und wieder niischts das Leben verlieren, ist uns niischt ge'olfen, oder?«

Percy hatte Recht – aber Laura wollte es nicht einsehen. Sie konnten schließlich nicht mit leeren Händen zurückkehren! »Lass uns wenigstens das Buch aus der Schatzkammer mitnehmen«, bat sie. »Du warst doch auch der Meinung, dass da was über das Siegel drinstehen könnte, oder?«

»Durschaut. Aber es bleibt keine Zeit, um es durchzuse'en. Und dass wir es in unser Ja'r'undert mitzune'men vermögen, das 'alte iisch für me'r als fragliisch.«

»Lass es uns wenigstens versuchen! Bitte, Percy!«

Der Lehrer ließ sich nicht erweichen. »Das wäre zu gefä'rliisch, glaub mir. Wenn wir in die 'alle zurückge'en, begeben wir uns in die Gefa'r, dieser Schwarzmagierin oder Reimar von Ravenstein in die 'ände zu laufen – und dann ist es um uns gesche'en. Das weißt du doch genauso gut wie iisch!«

Laura verzog das Gesicht – sie musste sich in das Unvermeidliche fügen. Alles, was Percy angeführt hatte, war richtig, und deshalb mussten sie sich schnellstmöglich in Sicherheit bringen. Zudem war fraglich, wann sie wieder die Gelegenheit haben würden, sich ungestört zu konzentrieren und in den »Tunnel« zu begeben, um ihre Traumreise zu beenden und sich durch Raum und Zeit zurück ins Internat zu versetzen.

»Also gut«, sagte das Mädchen schließlich. »Reisen wir zurück!«

Laura warf zum Abschied einen letzten Blick in die Grube – und da sah sie die Skorpione. Tausende und Abertausende schwarz gepanzerter Spinnentiere, von deren Hinterleib bedrohliche Giftstachel aufragten. Groß wie Handteller, und die mächtigen Scheren nach vorne gereckt, krabbelten sie in atemberaubender Geschwindigkeit aus der Tiefe empor.

Lauras Haare stellten sich auf vor Grauen, als sie den Ursprung der Viecher entdeckte: Sie formten sich aus der schwarzen Flüssigkeit, die aus den Wunden des *toten* Lemuren trat. In dem Maße wie die Armee der Skorpione wuchs, löste sich der Körper des Getöteten auf.

Müheles kletterten die Krabbeltiere an den glatten Wänden der Fall-



grube hoch. Sie stanken ebenso widerwärtig wie das Monster, dem sie entsprungen waren. Laura erfasste augenblicklich, dass die Skorpione über Percy und sie herfallen würden. Während das Mädchen noch wie versteinert auf das schwarze Heer der Skorpione starrte, wurden die ersten Greifscheren über den Rand der Falle gereckt, dann folgten blitzschnell die mehrgliedrigen Körper mit den acht Beinen. Die roten Augen der kaum daumenlangen Tiere schienen ihre Opfer bereits zu fixieren. Die Schwänze mit dem Giftstachel waren angriffslustig nach vorn gebeugen. Ihr Stich ist mit Gewissheit tödlich, fuhr es Laura durch den Kopf.

»Verdammt, Quintuss, da isst wass faul!« Aufgeregt stürzte Rebekka Taxus in das Zimmer von Dr. Schwartz.

Der Chemielehrer sah überrascht von der Klassenarbeit auf, die er im Schein der Schreibtischlampe korrigierte. »Was ist denn los?«

»Ich habe Percys Auto auf dem Parkplatz gesehen – dass isst loss!«

»Ja, und?«

Pinky tigerte unruhig auf und ab. »Er hat doch überall erzählt, dass er dass Wochenende mit Laura beim Reiten verbringt – stimmt'ss?«

»Stimmt. Aber wa –«

Die Taxus ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Und wiesso ssteht dann ssein Auto auf dem Parkplatz?«

»Weil ihn vielleicht jemand zum Bauernhof gefahren hat, deshalb!«

»Quatsch!« Pinky zog ein grimmiges Gesicht, und für den Bruchteil einer Sekunde hatte es den Anschein, als ringelten sich kleine Schlangen anstelle der Rasta-Zöpfe um ihr Haupt. »Die führen etwass im Schilde! Und desshalb müssen wir dringend raussfinden, wass die beiden treiben – Percy und diesess verfluchte Gör!«

Quintus Schwartz erhob sich und ging auf die aufgebrachte Lehrerin zu. »Bitte beruhige dich, Rebekka«, sagte er sanft und lächelte sie fast liebevoll an. »Was immer die beiden auch unternehmen – wir werden es erfahren. Uns bleibt nichts verborgen, das weißt du doch! Sie ahnen noch nicht mal, dass wir über jeden ihrer Schritte informiert sind. Warum also sorgst du dich?«



»Du hasst ja Recht, Quintuss.« Pinkys Miene entspannte sich. »Entschuldige, dass ich die Nerven verloren habe. Aber ich kann es eben immer noch nicht glauben, dass sie es uns so leicht machen!«

Der Gedanke an den tödlichen Stich riss Laura aus ihrer Erstarrung. »Weg, Percy! Schnell weg!«, schrie sie wie von Sinnen.

Der Lehrer hatte die neue Gefahr ebenfalls entdeckt. Die beiden Wächter nahmen Anlauf und setzten über die Grube hinweg. Darin war von dem Monster nur noch der Kopf zu sehen, dessen Ausdruck sich wieder zu einer Fratze verzerrt hatte. Die Wände der Falle waren schwarz vor Skorpionen, die zielstrebig emporkrabbelten.

Auch diesmal glückte der Sprung. Die beiden strebten dem Ausgang des Ganges entgegen. Hastig warf Laura einen Blick zurück über die Schulter: Das Heer der Skorpione verfolgte sie und flutete wie ein reißender Sturzbach heran.

Laura und Percy rannten um ihr Leben. Abertausende von flinken Skorpionbeinen verursachten ein unheimliches Geräusch, das den beiden unablässig in den Ohren klang und sie antrieb. Aber bald begann Laura zu keuchen; ihre Lungen brannten. Erst der Kampf mit dem Monster in der Halle, dann die Jagd im Keller und nun die Flucht – das war einfach zu viel!

Auch Percys Kräfte schienen zu erlahmen. Umso mehr wunderte Laura, dass er Fackeln aus den Wandhaltern riss und mitnahm.

»Was machst du da?«, fragte sie erstaunt.

»Gleich!«, gab er keuchend zurück, während er die nächste Fackel von der Wand pflückte. »Das wirst du gleich se'en!«

Endlich hatten sie die Treppe erreicht, die zur Halle führte. Laura drehte sich schnaufend um und leuchtete in den Gang – da brandete die Skorpionarmee bereits um die Ecke.

Percy ließ das gute Dutzend Fackeln fallen, das er unterwegs eingesammelt hatte. Polternd landeten sie vor Lauras Füßen. »Anzünden, 'urtiisch!«, herrschte der Lehrer das Mädchen an, während er die brennbaren Stäbe auf dem Boden verteilte – und endlich begriff Laura, was er



vorhatte.

Sie führte die Flamme ihrer Fackel an die pechgetränkten Dochte, die augenblicklich aufloderten. Sengende Hitze schlug Laura entgegen, beißender Rauch stieg in Augen und Nase. Sie wich zurück und schleuderte den brennenden Leuchstab mitten in die heranflutenden Skorpione. Ob die Tiere Feuer fingen, wartete sie gar nicht erst ab.

»Das wird sie mit Siischer'eit aufalten!«, rief Percy. »Zumindest für eine Weile!«

Als die Wächter in die Halle traten, war dort niemand zu sehen. Syrin, Reimar von Ravenstein und auch der dicke Ritter und sein Kumpan, die noch vor kurzem ihren Rausch auf den steinernen Fliesen ausgeschlafen hatten, waren verschwunden. Seltsamerweise stand das Eingangsportal sperrangelweit offen.

»Was hat das bloß zu bedeuten?«, fragte Laura.

»Iisch 'abe niischt die geringste A'nung. Wie auch immer: Nutzen wir einfach die Gelegen eit und machen uns schleuniigst davon!«

Der Lehrer schloss die Augen, um sich in Trance zu versetzen, da stieß Laura ihn hastig in die Seite. »Das Buch!«, erinnerte sie ihn. »Die Bruderschaft der Sieben! Lass es uns mitnehmen. Es sind doch nur zwei Treppen bis zu dem Gang, in dem es liegt!«

»Der Grausame Ritter wird es längst an siisch genommen 'aben!«, gab Percy unwirsch zu bedenken, folgte dem Mädchen jedoch, als es rasch die Halle durchquerte und zur Treppe eilte.

Laura hatte den Fuß noch nicht auf die erste Stufe gesetzt, als sie erstarnte. Keine Chance, an das Buch zu gelangen – im Zwielficht des Treppenpodestes stand ein gutes Dutzend Ritter! Offensichtlich hatte Reimar seine Kumpane aus dem Schlaf gerissen. Sie hatten Rüstungen und Helme angelegt, die Schwerter gezogen und schienen auf die Eindringlinge zu warten. Die verrotteten Zahnstummel in erwartungsfrohem Grinsen entblößt, blickten sie ihnen aus rot geäderten Augen entgegen. Bardolf der Starke und der Grausame Ritter führten die mordlüsterne Meute an.

Als Reimar die Bestürzung der Wächter bemerkte, feixte er »Worauf



wartet Ihr denn noch, Ihr ›Spielleute?‹« Hohn zeichnete seine hässliche Visage. »Warum kommt Ihr nicht näher und leistet uns Gesellschaft? Ihr würdet uns das größte Vergnügen damit bereiten, nicht wahr?« Er drehte sich zu seinen Rittern um, die diese spöttischen Bemerkungen mit Gelächter quittierten.

Laura und Percy machten auf dem Absatz kehrt und hasteten auf das offene Portal zu. Schon erwartete das Mädchen, dass die Tür ein weiteres Mal, wie von Geisterhand bewegt, zuschlagen würde, als ein stilles Warnsignal sein Bewusstsein alarmierte: *Nicht! Tu's nicht!*, hallte es durch Lauras Kopf.

Das ist eine Falle!

Laura zögerte, aber ihnen blieb keine andere Wahl. Die Ritter hatten sich bereits in Bewegung gesetzt, und so hetzten die Wächter ins Freie.

Der Mond stand am wolkenlosen Himmel und ergoss sein silbriges Licht über die Burg, die in nächtliche Stille gehüllt war. Nur die schnellen Schritte von Laura und Percy waren zu hören, während sie die Freitreppe hinuntereilten. Sie stürmten bereits auf den Torbogen zu, der aus dem Innenhof nach draußen führte, als Laura eine eisige Kälte spürte, die ihr wie eine abweisende Wand entgegenschlug. Da bemerkte sie die Schemen, die sich im Schlagschatten der Burgebäude verborgen hielten. Ungläubig blieb Laura stehen und tastete nach Percys Hand, während sie die düsteren Gestalten beobachtete, die stumm und völlig regungslos auf drei Seiten des Burghofes aufgereiht waren. Es mochten an die Hundert sein, die allesamt Rüstungen trugen. Die Todeskälte, die sie verströmten, kroch Laura tief unter die Haut.

Als Laura die Schattensoldaten näher in Augenschein nahm, gefror ihr das Blut in den Adern: Dort, wo sich die Gesichter der Recken hätten befinden müssen, gähnte nur ein schwarzes Nichts. Und endlich begriff sie, was das bedeutete: Sie waren von einem Geisterheer aus Ritterrüstungen eingeschlossen!

»Zurück!«, flüsterte sie nur, denn ihre Stimme drohte zu versagen.
»Percy, wir müssen zurück!«

Da gellte ein schauerliches Gelächter an die Ohren der Wächter. Es



schien vom großen Turm zu kommen. Und tatsächlich, dort oben stand Syrin, die Schwarzmagierin. Ihre hagere Gestalt, die sich als dunkler Schattenriss vor dem Nachthimmel abzeichnete, glich einem Mahnmal des Bösen. Kaum war das schrille Lachen verhallt, als sie die Arme ausstreckte und der Armee der Geisteritter Befehle erteilte: »*Aschtarar ut tramixum!*« – »Erwacht, und tötet!« Und wieder: »*Tramixum! Tramixum!*«

Augenblicklich setzten sich die Rüstungen in Bewegung. Eiserne Handschuhe griffen nach den Schwertern, und die Klingen blitzten hell auf im Silberlicht des Mondes.

Laura und Percy waren inzwischen wieder am Fuß der Treppe angekommen – nur um festzustellen, dass ihnen auch der Weg zurück in die Burg versperrt war. Reimar und seine Mannen hatten sich vor dem Eingangsportal aufgebaut und beobachteten gebannt das gespenstische Schauspiel.

Die Geisterarmee der Rüstungen rückte vor. Kettenhemden und Harnische, Scharniere und Stulpen klirrten, während sie langsam auf Laura und Percy zuschritt.

In seiner Not brüllte das Mädchen: »Was jetzt, Percy? Was sollen wir tun?«

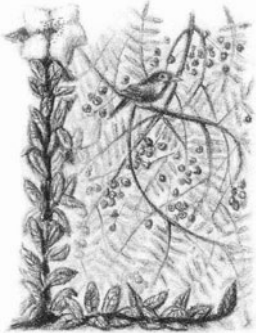
Aber der antwortete nicht. Er sah Laura nur wortlos in die Augen – und da wurde ihr klar, dass auch er keinen Ausweg wusste.

Es gab keine Rettung mehr.

Sie waren verloren.



Kapitel 18 *✿* Die geflügelten Löwen



Laura fühlte, dass das Gift der Verzweiflung sich langsam in ihr ausbreitete und schon bald ihr Herz lähmen würde. Ein Schluchzen drang aus ihrem Mund. Beschämt wandte sie den Blick ab. Er fiel auf den Steinernen Riesen.

Portak! Er sah Laura beschwörend an – und von einer plötzlichen Erleuchtung überwältigt, wusste sie mit einem Mal, was sie zu tun hatte. Hastig sprang sie zum Sockel der dicken Säule und rieb dreimal mit der Hand kreisförmig über den kalten Stein.

Portak reagierte schnell.

Dennoch erschien es Laura wie eine Ewigkeit, bis mit einem dumpfen Grollen und Knirschen Bewegung in den Pfeiler kam, sich die Hände des Giganten vom Vordach lösten und seine Gestalt zu schrumpfen begann. Ungeduldig bat Laura: »Beil dich, Portak! Bitte, mach schnell!«

Reimars Kumpane wurden beim Anblick des zum Leben erwachenden Riesen von Entsetzen gepackt. Ihre Augen weiteten sich vor Angst, gestammelte Gebete waren zu hören, und ein paar Männer schlugen das Kreuzzeichen. Am liebsten hätten sie wohl die Flucht ergriffen, doch der Grausame Ritter hielt sie zurück.

»Hier geblieben, ihr Memmen!«, donnerte er. Sein Befehl zeigte Wirkung: Die Mannen verharreten an seiner Seite, wenn auch mit schlotternden Knien.

Laura dagegen starrte ängstlich auf die anrückenden Rüstungen. Zum Glück kamen diese nur langsam voran. Ihre Bewegungen waren ähnlich ungelenken wie die des Lemuren und erinnerten sie an die Stop-Motion-



Figuren in den alten Fantasyfilmen, die ihr immer so viel Spaß bereitet hatten. Nur, dass es sich hier nicht um einen Film handelte. Das hier war tödlicher Ernst.

Endlich hatte Portak zu schrumpfen aufgehört. Er reckte sich und dehnte die Glieder, bevor er die Wächter vorwurfsvoll ansah. »Warum denkt Ihr nicht eher daran, dass ich Euch Rettung bringen kann?«, brummte er missmutig.

»*Sorry*«, antwortete Laura. »Tut mir Leid!«

Ein wütender Schrei von Syrin ließ das Mädchen aufblicken. Die Schwarzmagierin stand vornübergebeugt auf den Zinnen und gestikuliert wild. Ihr bleiches, vom Mond beschienenes Gesicht war zu einer hässlichen Fratze verzerrt. »*Tramixum!*«, brüllte sie der Schattenarmee entgegen. »*Tramixum! Tramixum!*«

Die erste Reihe der Rüstungen trat bereits mit erhobenen Klingen auf Laura und Percy zu, aber da stapfte Portak ihnen auch schon entgegen und blockierte ihnen den Weg. Während die Schwerter wirkungslos an seinem Granitkörper abprallten, schwang er die Arme, als wären sie Dreschflügel, und holte gleich vier Rüstungsgeister auf einmal von den Beinen. Kraftlos fielen sie in sich zusammen, die Helme flogen in hohem Bogen durch die Luft, während der Griff der eisernen Handschuhe sich lockerte und die Schwerter auf den Boden polterten – offensichtlich war es um die geisterhaften Rüstungen geschehen, sobald der Helm vom Rumpf getrennt wurde. Aber da war die nächste Reihe der Angreifer bereits heran.

»Ihr Blechgesellen, gebt schön Acht, was man mit Übeltätern macht!«, rief der Steinerte Riese ihnen grimmig entgegen, bevor er erneut in Aktion trat. Die Harnische schepperten hohl, wenn sie von seinen Hieben getroffen wurden, und wieder dauerte es nicht lange, bis er sich der Geisterrüstungen erwehrt hatte.

Auch Laura und Percy griffen in den Kampf ein. Eilends bewaffneten sie sich mit den herrenlosen Schwertern, die im Burghof verstreut waren, und stellten sich an Portales Seite dem unheimlichen Heer in den Weg. Mit einem Mut, wie er nur demjenigen zu eigen ist, der um das nackte



Leben kämpft, schlugen sie die Angreifer mehr und mehr zurück. Bald war der Burghof von Helmen, Harnischen, Beinschienen und Waffen übersät.

Doch die Gegner gaben sich noch nicht geschlagen. Angetrieben von der tobenden Syrin, drangen sie unablässig auf Portak und die Wächter ein, und auch der Grausame Ritter hielt die Zeit zum Eingreifen für gekommen. Aufsein Zeichen stürmten Bardolf und vier seiner mutigsten Recken die Treppe hinunter, um sich aus dem Hinterhalt auf die Bedrängten zu stürzen.

Glücklicherweise klrirten ihre Rüstungen so laut, dass Laura ihr Heranpreschen rechtzeitig bemerkte und dem Steinriesen eine Warnung zurufen konnte. »Portak!«

Der Gigant fuhr herum, und während Laura und Percy ihm den Rücken frei hielten, setzte er sich gegen Reimars Mannen zur Wehr. Einer nach dem anderen ging unter seinen gewaltigen Hieben zu Boden, und Reimar von Ravenstein musste erkennen, dass selbst die besten seiner Recken gegen den Hünen nichts auszurichten vermochten. Portak glich einer übermächtigen Kampfmaschine, schier unverwundbar aufgrund seiner steinharten Natur.

Allerdings war selbst der Riese mittlerweile ins Keuchen gekommen. Grimmig blickte er hoch zu Reimar am Portal, deutete auf die außer Gefecht gesetzten Männer, die vor ihm auf der Treppe lagen, und schleuderte ihrem Anführer herausfordernd entgegen: »Ist unter Euch kein tapfrer Mann, dann legt Euch schleunigst Windeln an!«

Mit stockfinsterer Miene blickte der Grausame Ritter auf seine kampfunfähigen Männer und die dezimierte Geisterarmee, auf die Portak, einer Dampftramme gleich, bereits erneut eindrang. Laura fürchtete schon, dass Reimar weitere seiner Recken in den Kampf schicken würde, als er einen seiner Vasallen zu sich heranwinkte und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Der Mann nickte und verschwand, gefolgt von seinen Kumpanen, eilends im Inneren der Burg. Nur der Herr von Ravenstein stand noch vor dem Portal und beobachtete seelenruhig das erbitterte Gefecht zwischen dem Geisterheer und den Wächtern.



Eine bange Ahnung befahl Laura: Reimar führte eine Teufelei im Schilde. Aber was konnte ihnen denn noch gefährlicher werden als eine Gespensterarmee und seine blutrünstigen Spießgesellen?

Tief geduckt hastete Silvan durch den Schwefelsumpf. Der Waldläufer keuchte. Durch das nasse Tuch, das er sich auf Mund und Nase gepresst hatte, bekam er kaum Luft. Seine Lungen brannten, und die Füße schmerzten. Rings um ihn herum war nichts als Dunkelheit. Ab und an konnte er undeutliche Schemen erkennen oder Irrlichter, mit denen die Sumpfgeister ihn vom rechten Weg abzubringen versuchten, um ihn in die Tiefe des Moors zu ziehen. Meist aber sah er – nichts, und das sorgte ihn mehr und mehr. Trübte sich sein Blick? Zeitigten die giftigen Schwefeldämpfe, die er trotz des schützenden Tuches einatmete, bereits Wirkung? Oder lag es vielmehr daran, dass es noch geraume Zeit hin war bis zur Morgendämmerung? Silvan wusste es nicht. Er wusste nur eins: Sich bei Dunkelheit in den Schwefelsumpf zu wagen war ein waghalsiges Unternehmen, das ihn das Leben kosten konnte. Schon bei Tage war der geheime Pfad, der durch den tückischen Morast führte, kaum zu erkennen. In der Nacht jedoch hatten selbst seine geübten Waldläuferaugen nicht die geringste Chance, auch nur eine verlässliche Wegmarke zu erspähen. Aber Silvan blieb keine andere Wahl. Wenn er vor den Wunschgauklern an der Dunklen Festung sein wollte, musste er es einfach wagen. Er musste sich blindlings auf sein Gefühl verlassen – und darauf, dass die Kraft des Lichts ihn leiten würde.

Als ihn eine Stimme aus der Dunkelheit heraus ansprach, wusste er, dass er sich immer noch auf dem richtigen Weg befand.

»Sieh da, sieh da!«, rief die einsame Moorbirke freudig erregt und vorwurfsvoll zugleich. »Endlich lässt du dich mal wieder blicken, du treuloser Kerl!«

Grenzenlose Erleichterung befahl Silvan. Er machte Halt und erkannte schemenhaft, dass der Baum zur Begrüßung die Krone tief vor ihm neigte. »Erzähl mir, was es Neues gibt. Los, mach schon, Silvan!«

»Tut mir wirklich Leid«, entschuldigte sich der Waldläufer. »Aber ich



habe nicht einen Augenblick Zeit!« Und damit hastete er weiter.

»Hier geblieben!« Die Moorbirke streckte die längsten Zweige nach dem Mann aus, erwischte ihn aber nicht. »Ich bin so einsam, Silvan!«, hörte er noch, bevor er in der Nacht verschwand.

Silvan wusste nun, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis er das Ende des Sumpfes erreichte. Unwillkürlich beschleunigte er den Schritt. Das schlechte Gewissen, das ihn seit Tagen quälte, ließ ihn die letzten Reserven mobilisieren. Was für ein Dummkopf er doch gewesen war, dass er Morwena in Alienors Anwesenheit von den Wunschgaulern erzählt hatte! Er hätte doch wissen müssen, dass sein Bericht das Mädchen nur auf dumme Gedanken bringen würde! Und so hoffte er inständig, dass er seinen Fehler wieder gutmachen konnte.

Tatsächlich lichtete sich die erstickende Dunstglocke schon bald, und die mächtige Nordmauer der Dunklen Festung tauchte vor Silvan auf. Im Osten zeichnete ein immer heller werdendes Band den fernen Horizont. Die Dämmerung hatte eingesetzt.

Silvan verbarg sich hinter einer Torkelweide und spähte vorsichtig hinauf zu den Türmen, die sich an beiden Enden der Mauer erhoben und jeweils mit zwei Wachen besetzt waren. Auch auf der Mauerkrone marschierten paarweise Krieger in schwarzen Rüstungen auf und ab, um nach Feinden Ausschau zu halten. Das Eingangstor der Trutzburg war auf der Südseite gelegen. Um dorthin zu gelangen, musste Silvan die Feste umrunden. Es gab jedoch keinerlei Deckung bis dahin, und so würde er unweigerlich gesehen werden. Er musste sich tarnen, besser als je zuvor. Borborons Männer waren an Wachsamkeit unübertroffen, drohte ihnen doch der Tod, wenn sie bei einer Nachlässigkeit ertappt wurden. Außerdem waren die meisten von ihnen Trioktiden, dreiäugige Wesen, die in der Dunkelheit fast genauso gut sehen konnten wie am Tage und in dieser Hinsicht nur noch von den Zwergriesen übertroffen wurden.

Rasch kniete Silvan nieder, grub die Hände in den Morast und rieb sich den stinkenden Schmadder über Haare und Gesicht. Dann suhlte er sich wie ein Wildschwein im Schlamm. Als er sich wieder erhob, glich er



einem Golem, einem Schauerwesen, geboren aus dem Moor.

Der Waldläufer spähte zu den Wachen. Sie hatten keinen Blick für ihn, sondern starrten in die Ferne. Keiner von ihnen rechnete wohl damit, dass sich jemand durch den tückischen Sumpf nähern würde. Silvan verließ seine Deckung und huschte auf die Mauern der Burg zu. Vielleicht konnte er Alienor ja doch noch abfangen, bevor sie ins sichere Verderben lief?

Dicht an die Mauer gepresst, schob der Waldläufer sich um den Turm an der nordwestlichen Ecke der Burg, tastete sich Schritt für Schritt die schier endlose Westmauer entlang, bis er an das andere Ende gelangte.

Mit klopfendem Herzen spähte er um die Ecke – und musste erkennen, dass er zu spät gekommen war: Das Portal stand weit offen. Geleitet von Schwarzen Kriegern, überquerten die Wunschgauler und die Kinder soeben die Holzbrücke, die sich über den Burggraben spannte. Wenig später waren sie im Inneren der Festung verschwunden.

Aus.

Es war vorbei.

Er konnte nichts mehr tun für Alienor!

Wie versteinert starrte Silvan auf das sich schließende Tor, als ihn das schrille Tuten eines Signalhorns aus der Lethargie riss. Der Waldläufer fuhr zusammen, und noch ihm selben Moment ging ein Pfeilregen auf ihn nieder.

Silvan hetzte in wilder Flucht davon. Doch obwohl er schneller rannte als jemals zuvor in seinem Leben, wusste er, dass er diesmal kaum mit heiler Haut davonkommen würde.

Laura wurde nicht lange auf die Folter gespannt. Wenige Augenblicke nachdem Reimars Mannen sich in die Burg zurückgezogen hatten, vernahm sie plätschernde Geräusche von allen Seiten. Überrascht sah sie sich um – und da erst entdeckte sie die Pechnasen in den obersten Stockwerken: kleine Mauervorsprünge mit eingelassenen Öffnungen, aus denen sich flüssiges Pech in den Innenhof ergoss. Die übel riechende



Masse breitete sich rasch aus. Auf ein Zeichen des Grausamen Ritters hin zündeten seine Männer Stoffketzen an und warfen sie hinunter in die Pechlachen. Diese fingen augenblicklich Feuer, und die schwarze Flut loderte durch die Reihen der Geisterarmee auf Laura und Percy zu.

Bestürzt wichen die beiden zurück. Schon konnten sie die Hitze spüren, die das Feuermeer von allen Seiten verströmte. Ihre schweißnassen Gesichter glänzten im Schein der Flammen. Obwohl Portak das Feuer nicht im Geringsten fühlte, zog auch er sich mit den Freunden zurück. Was dem Gegner – es mochten noch knapp fünfzig Geisterrüstungen sein, wie Laura mit bangem Blick überschlug – neuen Mut verlieh, zumal ihm die Flammen nichts anhaben konnten. Als handle es sich um ein lindes Lüftchen, schritt die Armee zum Entsetzen der Wächter völlig unbeeindruckt mitten durch die wabernde Lohe und griff mit wilder Entschlossenheit an.

Laura und Percy mussten immer weiter vor der sengenden Hitze zurückweichen, bis sie wieder am Fuße der Treppe angekommen waren.

Der Grausame Ritter hatte seine Mannen bereits wieder um sich versammelt. Mit blanken Waffen vor dem Portal aufgereiht, versperrten sie den Wächtern den Rückzug in die Burg. Sicherlich könnte Portak einige von ihnen aus dem Weg räumen – aber das würde Laura und Percy nicht retten. Die Übermacht der Recken war zu groß. Die Wächter waren verloren, es gab keinen Ausweg mehr. Fast der gesamte Burghof stand mittlerweile in Flammen, und die Geisterritter rückten unerbittlich vor.

Todesangst stand Laura ins Gesicht geschrieben, während sie den rot glühenden Rüstungen entgegenblickte. Wie von Ferne drang plötzlich Portaks Stimme an ihr Ohr: »Wollt Ihr nicht brennen, müsst Ihr springen und schnell die Leu aus Stein erklimmen!«

Sichtlich verdattert blickte das Mädchen den riesigen Helfer an. Die Leu? Was sollte das denn bedeuten?

Percy dagegen begriff sofort, »‘urtiisch, Laura! Kletter auf den Rücken des steinernen Löwen«, rief er. »Schnell!«

Doch Laura rührte sich nicht. Fassungslos beobachtete sie, wie ihr Lehrer auf den geflügelten Löwen auf der rechten Seite der Treppe zueil-



te und sich auf dessen Rücken schwang.

Portak fegte mit einem gezielten Schwinger seiner Rechten zwei vorwitzige Geisteritter von den Stufen, packte Laura wie eine Spielzeugpuppe und hob sie auf den zweiten Löwen. Dann wies er mit den Zeigefingern auf den Kopf der Sandsteinfiguren und sprach: »Hört zu, ihr Löwen rechts und links, die ihr die Brüder seid der Sphinx; in dieser Stunde größter Not auch ihr gehorcht des Lichts Gebot und löst euch nun aus totem Stein, damit ihr könnt behilflich sein!«

Augenblicklich kam Leben in die Skulpturen. Laura glaubte die Bewegungen kräftiger Muskeln unter sich zu fühlen, und auch die geflügelte Figur unter Percy erwachte aus ihrer Erstarrung. Fast gleichzeitig drehten die Löwen die Köpfe und ließen ein lautes Brüllen erschallen, das wie Donnerrollen durch den Burghof hallte. Es ging Laura durch Mark und Bein.

Reimar und seine Ritter wichen erschrocken zurück, die Gesichter von blanker Angst gezeichnet. Selbst das Geisterheer war offensichtlich beeindruckt von der urwüchsigen Kraft, die in dem Gestrüll der Fabeltiere mitschwang. Die Blechgesellen zögerten und rückten nicht weiter vor.

Einzig die Schwarzmagierin auf dem Turm schien von der wunderbaren Verwandlung der Sandsteinfiguren nicht überrascht zu sein. Das Zögern ihrer unheimlichen Krieger versetzte sie in helle Wut. »*Tramixum!*«, schrie sie mit zornbebender Stimme. »*Tramixum! Tramixum!*«

Die Löwen aber breiteten die Adlerschwinge aus, die eine Spannweite von vier Metern haben mochten, und bewegten sie sacht, als wollten sie prüfen, ob sie ihnen noch gehorchten.

Ein zufriedenes Lächeln legte sich auf das Gesicht des Steinernen Riesen. »Der Löwe bleibt ein braves Tier, krault hinterm linken Ohr ihn Ihr; und wenn dann sanft ein Ziel Ihr nennt, bringt er Euch hin, bevor Ihr brennt!«, raunte Reimund Portak dem Mädchen noch hastig zu, bevor er sich an die sphinxhaften Tiere wandte.

Diese hatte offensichtlich Ungeduld gepackt. Unruhig reckten sie die Vorderläufe, flatterten mit den Flügeln und peitschten mit den langen Schwänzen die flirrende Luft, während ihr Brüllen ein weiteres Mal



durch den Burghof grollte. Endlich erteilte der Gigant aus Stein den Befehl zum Aufbruch: »Ihr mut'gen Löwen, macht geschwind, schwingt euch empor in Luft und Wind; tragt uns're Freunde von hier fort, schnell, schnell an einen sich'ren Ort!«

Im selben Moment sprangen die Fabelwesen von der Treppe ab und schlangen sich in die Luft. Mit kräftigen Schlägen ihrer Schwingen schraubten sie sich mühelos in den Himmel. Die Last auf dem Rücken schienen sie nicht zu spüren. Während Portak zum Abschied winkte, stiegen die geflügelten Löwen höher und höher in die Dunkelheit.

Als Laura in die Tiefe blickte, sah sie, dass die Geisteritter auf dem rot erleuchteten Burghof kleiner und kleiner wurden. Wie erstarrt standen die Rüstungen inmitten der lodernden Flammen, und fast schien es, als schauten sie den davonschwebenden Wächtern nach. Reimar und seine Ritter hatten die Köpfe in die Nacken gelegt. Nur Syrin schien noch nicht aufgeben zu wollen. Die Schwarzmagierin hob die Arme zum Himmel – ein Feuerstrahl zuckte aus ihrer Hand und schoss direkt auf Lauras Löwen zu!

Vorsicht!, wollte das Mädchen gerade rufen, aber da hörte sie, wie ihr Flutier dem anderen zubrüllte: »Nach links!«

»Nein, nach rechts!«, grollte es durch den Wind, während der gleißende Feuerblitz um Haaresbreite an Laura vorbeizischte. Ihr Löwe ließ ein wütendes Brüllen hören und flog eine jähe Linkskurve. Die Richtungsänderung war so heftig, dass Laura von seinem Rücken gefallen wäre, hätte sie sich nicht im letzten Augenblick noch an der zotteligen Mähne festgehalten.

Der zweite Löwe änderte ebenfalls überraschend die Richtung, sodass auch der nächste Feuerstrahl das Ziel verfehlte. Percys Reittier war nach rechts abgedreht, und die beiden Löwen entfernten sich nun schnell voneinander, wie Laura bestürzt feststellte. Sie beugte sich vor und rief dem geflügelten Wesen aufgeregt ins Ohr: »Nicht doch, wir müssen zusammenbleiben!«

»Kein Grund zur Panik, *Madame!*« Obwohl erneut ein Blitz auf sie zuzuckte, sprach das mächtige Tier mit bedachten Worten und mit aus-



gesuchter Höflichkeit. »Latus und ich wissen sehr wohl, was wir tun – auch wenn wir uns nicht immer einigen können, was der rechte Weg sein mag!«

Latus? Das war wohl der Name des Fabeltieres, auf dem Percy saß. Und wie hieß ihres?

Gerade wollte Laura sich danach erkundigen, als ihr Flugtier die Schwingen anlegte und fast kopfüber in die Tiefe schoss. Laura schrie verängstigt auf und krallte sich mit ganzer Kraft an der Mähne fest, während der Löwe, einem Sturzflieger gleich, mit rasender Geschwindigkeit auf die Spitze des großen Burgturmes zuhielt. Latus folgte seinem Kumpan, und Laura begriff, was die beiden vorhatten: Sie jagten geradewegs auf Syrin zu, die mit Hilfe ihrer teuflischen Künste die Wächter an der Flucht zu hindern versuchte.

Der Anblick der wie Geschosse auf sie zurasenden Löwen war offensichtlich selbst für die Schwarzmagierin zu viel. Syrin ergriff die Flucht und rettete sich ins Innere des Turmes.

Die Fabeltiere ließen ein lautes Triumphgebrüll durch die Nacht erschallen. Dann breiteten sie die Schwingen weit aus und stellten sie an, um den Sturzflug abzubremsen. In einer eleganten Kurve zogen sie über den Bergfried hinweg, schwebten Seite an Seite davon und entschwanden den Blicken der Raubritter, die immer noch wie gelähmt auf der Freitreppe standen.

Die Geisterrüstungen dagegen waren mit Syrins Verschwinden augenblicklich in sich zusammengefallen. Kreuz und quer lagen sie im Burghof verstreut. Die Pechflammen um sie herum loderten nur noch zaghaft. Portak hatte wieder seine Säulengestalt angenommen. Wie eh und je stützte er das Vordach und schaute mit sanftem Lächeln in die Ferne, als habe sich in den letzten Stunden nicht das Geringste ereignet.

Laura fühlte sich unendlich erleichtert. Jubelnd warf sie die Arme in die Höhe. »Juhu! Wir haben's geschafft!«

Der Wind wehte ihr um die Nase, das Rauschen der Löwenschwingen klang an ihr Ohr, und die langen blonden Haare flatterten wie ein Schleier hinter ihr her. Sie wandte den Kopf zu Percy auf dem zweiten



Fluglöwen. Im hellen Licht des Mondes konnte sie erkennen, dass auch der Lehrer überglücklich war. Lächelnd zeigte er ihr den erhobenen Daumen – *excellent!*

Laura erwiderte sein Zeichen und schmiegte sich dann an den Hals ihres Flugtieres. »Vielen Dank... ähm... Wie heißt du eigentlich?«

»Mein Name ist Lateris, Madame. Und mein Bruder heißt Latus – aber das hab ich ja bereits erwähnt, wenn ich mich nicht irre.«

»Stimmt«, antwortete das Mädchen und sah ein letztes Mal in die Tiefe – wo es einen Mann erblickte, der aus einem Seiteneingang der Burg kam und auf ein abseits gelegenes Häuschen zueilte. Er trug eine Soutane und schaute sich immer wieder verstohlen um, als fürchte er, verfolgt zu werden. Da erst erkannte Laura, dass er ein dickes Buch unter den Arm geklemmt hatte. Wahrscheinlich der Foliant aus der Schatzkammer, vermutete das Mädchen – aber da war der Kaplan bereits im Haus verschwunden.

Dicht nebeneinander flogen Lateris und Latus durch die laue Nacht dahin.

»Wohin wollen wir eigentlich?«, fragte Laura den Lehrer zu ihrer Rechten, während der Wind in ihren Haaren spielte und der Silbermond ihr hübsches Gesicht verzauberte.

»Niischt weiter als bis zu einem ru'igen Plätzchen, wo wir umge'end die Rückreise antreten können«, antwortete Percy, ohne eine Sekunde nachzudenken.

Ja, das war vermutlich das Beste, was sie tun konnten. Wozu sollten sie noch länger in der Vergangenheit verweilen? Ihre Suche nach dem Siegel war erfolglos geblieben, und so gab es keinen Grund mehr, die Traumreise auszudehnen. Ganz im Gegenteil: Wenn sie sich weiterhin in der Zeit des Grausamen Ritters aufhielten, begaben sie sich nur unnötig in Gefahr. Reimar von Ravenstein und seine Mordbuben würden nicht eher ruhen, bis sie gefasst waren und dem Henker -

Der Gedanke ließ Laura fast das Herz stocken. Heiße und kalte Schauer durchliefen sie: Der Henker, natürlich!

Wie hatte sie den bloß vergessen können!



»Wir müssen zum Forsthaus, schnell!«, schrie sie aufgeregt zu Percy hinüber.

»Zum Forst'aus?« Der Anflug von Erstaunen in Percys Zügen verflüchtigte sich rasch und machte einer finsternen Miene Platz. »Iisch finde niischt, dass das ein angemessener Zeitpunkt ist, um Ausflüge in die Umgebung zu unterne'men!«, entgegnete er vorwurfsvoll.

Erst da fiel dem Mädchen ein, dass der Lehrer nicht die geringste Ahnung haben konnte, worum es ging. Percy hatte die Unterhaltung von Reimar und Syrin ja nicht mitgehört. Er konnte nicht wissen, dass nicht nur der Förster in größter Lebensgefahr schwebte, sondern auch dessen schöne Geliebte.

»Wir haben keine andere Wahl, Percy!« Lauras Stimme überschlug sich fast vor Aufregung. »Silva wird sterben, wenn wir ihr nicht zu Hilfe kommen!«

»Iisch 'abe niischt die geringste A'nung –«

»Ich weiß!«, fiel Laura ihm hastig ins Wort, um dann mit leichtem Spott hinzuzufügen: »Aber jetzt ist wahrlich nicht der angemessene Zeitpunkt für ausführliche Erklärungen!« Rasch beugte sie sich nach vorn. »Bringt uns zum Forsthaus, Lateris, so schnell ihr könnt.«

»Mit dem allergrößten Vergnügen, Madame«, gab der fliegende Löwe zurück. »Allerdings habt Ihr etwas Wichtiges vergessen!«

Überrascht verzog Laura das Gesicht. Etwas vergessen?

Ja, was denn?

Momente später fiel es ihr ein: Ja, natürlich, sie hatte in der Eile das Zauberwort vergessen. »*Bitte* – Lateris!«, raunte sie dem Löwen deshalb hastig zu.

»Das meine ich nicht, Madame.«

Nein?

Oh, Mann – was denn sonst?

»Jetzt sag schon, was ich vergessen habe!« Lauras Stimme z'tterte vor Ungeduld. »Bitte, Lateris! Es geht um Leben und Tod!«

Doch der Fluglöwe blieb stur. Trotzig wie ein kleines Kind schüttelte er die prächtige Mähne. »Tut mir wirklich Leid, Madame. Aber Ihr



hättet einfach besser auf Meister Portaks Worte achten sollen!«

Portaks Worte? Der Steinerne Riese hatte diesmal doch ziemlich viel gesagt! Was konnte Lateris bloß meinen? Nach einigen Sekunden des Nachdenkens dämmerte es Laura schließlich. Was bin ich manchmal doch für ein Idiot!, schalt sie sich selbst, streckte dann rasch die Hand aus und kralte den fliegenden Löwen ganz sanft hinter dem linken Ohr.

Lateris schnurrte augenblicklich wie ein Kätzchen. »Wunderbar, Madame!«, seufzte er beglückt. »Ihr macht das ganz wunderbar. Latus – wir müssen zum Haus des Försters, schnell!«

»Wenns weiter nichts ist!«, antwortete der. »Dann also schleunigst nach rechts, wenn ich bitten darf!«

»Du irrst, Latus!«, widersprach Lateris vehement. »Wie immer, wenn ich das hinzufügen darf. Wir müssen nämlich nach links. Nach links, Latus, ganz gewiss!«

»Unsinn, Bruder – nach rechts!«

»Nein, nach links!«

»*Sacrebleu!*« Percys Stimme bebte vor Ärger. »Schweigt endliisch still, i'r Kindsköpfe! Das Forst'aus ist in gerader Linie vor uns gelegen, das weiß iisch mit Siischer'eit. Also bringt uns schleunigst da'in, und 'ort verdammt noch mal auf, eusch zu streiten!«

»Macht bitte, was er sagt!«, raunte Laura ihrem Löwen ins Ohr und kralte ihn sacht.

»Wie Ihr meint, Madame«, gab Lateris zurück. Er klang leicht gekränkt, beugte sich aber ihrer Anweisung und flog mit dem Bruder weiter geradeaus.

Ein zufriedenes Schmunzeln spielte um Lauras Lippen. Schließlich wusste sie, dass Percy die Burg und ihre Umgebung so gut kannte wie kaum ein Zweiter. Er hatte nicht nur die Baupläne von Ravenstein, sondern auch die historischen Karten der näheren und weiteren Gegend sorgfältig studiert. Es gab nur einen Menschen, der noch größere Kenntnisse über die Burg und ihre Geschichte besaß als Percy – und das war Marius Leander, ihr Vater.

Papa.



Was er wohl gerade macht? Und wie es ihm geht?

Eine Weile gab Laura sich quälenden Gedanken an ihren verschwundenen Vater hin, doch dann verbannte sie diese wieder. Sie hatten Wichtiges zu tun, das sicher auch zu seiner Rettung beitragen würde. Ja, Papa würde bald wieder bei ihr sein, daran glaubte sie ganz fest.

Geschwind wie Turmfalken durchmaßten die Löwen die Lüfte. Im Osten beleuchtete ein schmaler Streifen graues Licht den Horizont. Die Sonne würde bald aufgehen – in einer Stunde vielleicht.

Wenig später tauchte der Ravenstein'sche Forst unter ihnen auf, der die Burg und den kleinen Weiler fast geschlossen umringte. Sogar der Henkerswald, der in der Gegenwart wie eine einsame bewaldete Insel inmitten von Feldern und Wiesen aufragte, war Teil des ausgedehnten Mischwalds aus Kiefern, Fichten, Eichen, Buchen und Birken. In seiner Mitte, auf einer kleinen Lichtung, stand einsam das Forsthaus.

Laura richtete sich auf und streckte den rechten Arm aus. »Sieh doch!«, rief sie zu Percy hinüber.

Der Lehrer verzog schmunzelnd das Gesicht und nickte ihr wortlos zu, als wolle er sagen: 'ab iisch niischt Rescht ge'abt?

Die Fluglöwen verringerten die Geschwindigkeit und gingen tiefer. Fast lautlos glitten sie durch die Morgendämmerung, getragen vom stetig säuselnden Wind, während sich das sanfte Schlagen der riesigen Schwingen mit dem geheimnisvollen Raunen der Brise zu einer leisen Zauber-melodie vereinte. Dicht über den Baumwipfeln schwebten sie dahin, sodass Laura nun den schmalen Pfad erkennen konnte, der sich auf das Haus des Försters zuschlängelte. Angestrengt spähte sie hinunter, konnte aber nirgends einen schwarzen Wolf entdecken.

Unruhe befiel das Mädchen. Ob sie zu spät gekommen waren? Oder wurde das Tier nur von den Baumkronen verdeckt?

»Flieg bitte etwas langsamer, Lateris«, bat Laura.

Die Antwort des Löwen klang fast belustigt. »Wie gerne wäre ich Euch zu Diensten, Madame«, sagte es, »doch zu meinem großen Bedauern ist mir dies nicht möglich. Es sei denn, Ihr legt es darauf an, dass wir wie ein Stein zu Boden stürzen und uns beide das Genick brechen.«



Laura wollte gerade antworten, als sie die tote Ziege entdeckte. Nicht weit vom Haus entfernt lag sie in der Nähe eines großen Busches mitten auf dem Pfad. Das Mädchen wusste sofort, was das bedeutete: Der Kadaver diente als Köder für den Wolf – und direkt darunter musste sich die tückische Grube befinden, die der Förster angelegt hatte, um ihn zu fangen. Hans ahnte ja nicht, dass der Wolf niemand anderes war als seine Geliebte, die sich mit jedem Sonnenuntergang in das Raubtier verwandelte.

Noch während Laura über den bösen Fluch nachdachte, der Silva dieses grausame Schicksal auferlegt hatte, sah sie die Männer. Es mochte ein halbes Dutzend sein, das da hinter dem Busch auf der Lauer lag, bewaffnet mit Speißen, Äxten und Dreschflegeln. Der Förster war an seinem grünen Filzhut leicht zu erkennen. Hans hielt eine Saufeder in der Hand und wartete im Kreise seiner Knechte auf die vermeintliche Bestie.

Laura deutete auf die Gestalten am Boden und legte den Finger vor den Mund. Percy verstand sofort: Sie wollte die Wolfsjäger überraschen. Laura flüsterte ihrem Fluglöwen eine Anweisung ins Ohr, während sie ihn unablässig kraulte.

Lateris flog eine Kehre über dem Forsthaus, um dann nahezu geräuschlos immer tiefer zu gehen. Latus, sein Bruder, folgte ihm. Erst kurz bevor die Tiere zur Landung ansetzten, wurden die Männer gewahr, was in ihrem Rücken vor sich ging, denn die Löwen hatten zu brüllen begonnen.

Hans und seine Helfer sprangen in Panik hinter dem Busch hervor, warfen die Waffen von sich und stoben in wilder Flucht davon, als sei ihnen der Teufel höchstpersönlich auf den Fersen.

Da endlich entdeckte Laura den schwarzen Wolf. Gut zwanzig Meter von der getarnten Fallgrube entfernt, stand er unter einer riesigen Eiche mitten auf dem Pfad. Er hatte die Ohren gespitzt und seine schwefelgelben Schlitzaugen gespannt auf die Wächter und ihre Flugtiere gerichtet. Obwohl das Mondlicht die Szenerie nur schwach beleuchtete, gab es für Laura keinen Zweifel: Es war derselbe schwarze Wolf, der auf dem großen Gemälde in der Eingangshalle des Internats Silva zu Füßen lag.



Derselbe Wolf, der Kaja, Lukas und sie in letzter Minute vor den tödlichen Bissen von Dragan und Drogur, den reißenden Doggen der Dunklen Mächte, bewahrt hatte. Und plötzlich begriff sie, warum das wilde Tier in jener Nacht wie aus dem Nichts aufgetaucht war – es war sein Dank dafür, dass sie ihm gerade eben, Hunderte von Jahren zuvor, das Leben gerettet hatte!

Der schwarze Wolf reckte die Schnauze zum Himmel und schickte ein Heulen zu den Wipfeln empor. Schauerlich schön hallte sein Dankeslied durch den Forst. Dann warf er den Wächtern einen letzten Blick zu und machte kehrt, um zur Burg zurückzulaufen. Laura sah ihm erleichtert nach, als sie mit einem Mal den Henker erblickte: Er stand hinter einem Baumstamm versteckt, hatte die Saufeder des Försters zum Wurf erhoben und zielte damit auf den arglosen Wolf!





Kapitel 19 ✎ Ein schrecklicher Verdacht

it ausdruckslosem Gesicht ließ der Schwarze Fürst den Blick über die Gruppe der Kinder schweifen, die im fahlen Licht des grauenden Morgens im Innenhof der Dunklen Festung vor ihm standen. Die neuen Sklaven starrten dumpf vor sich hin. Sie schienen nicht zu ahnen, dass ihr Leben von nun an auf Gedeih und Verderb den sprunghaften Launen Borborons preisgegeben war.

Alienor verbarg sich, so gut es ging, hinter den Rücken einiger größerer Jungen. Sie hoffte inständig, dass der hoch aufragende Mann im schwarzen Umhang sie nicht gleich entdecken würde. Die Furcht, die sie beim Anblick des Herrschers der Dunklen Mächte befallen hatte, stand ihr sicherlich ins Gesicht geschrieben, und so würde Borboron bestimmt erkennen, dass sie als Einzige aus der Gruppe nicht zu den willigen Opfern der Wunschgauler zählte.

Der Schwarze Fürst trat näher.

Alienor atmete tief durch und zwang sich zur Ruhe. Vertraue auf die Kraft des Lichts, dann kann dir nichts geschehen!, ermutigte sie sich.

Borboron war nun bei dem Rothaarigen angelangt, der den Kindern stets vorangeschritten war. Er fasste unter dessen Kinn, drehte den Kopf hin und her, begutachtete die Zähne und die Muskeln der Oberarme. Dann lächelte er zufrieden.

»Ist alles zum Besten, Herr?« Mit hündischer Ergebenheit verbeugte sich der Anführer der Wunschgauler. »Entspricht die neue Lieferung Euren Wünschen?«

Borboron taxierte den Mann mit der Augenklappe ohne sichtliche



Regung. »Ganz und gar.«

Gramar schien erleichtert. »Dann sind wir also im Geschäft?«

Der Schwarze Fürst nickte.

»Das freut mich ungemein!« Wieder verbeugte sich der Mann im bunt schillernden Gewand. »Nur – da wäre noch eine Kleinigkeit zu regeln.«

Überrascht zog Borboron die Brauen hoch.

»Haltet uns nicht für vermessen oder gar für unverschämt«, fuhr der Wunschgaukler fort, wie festgewachsen in seiner unterwürfigen Haltung. »Aber unsere Ware ist diesmal von ganz außerordentlicher Qualität, wie Ihr Euch selbst überzeugen konntet. Daher halten wir einen kleinen Aufpreis für durchaus angemessen.«

Die roten Augen des Schwarzen Fürsten glühten auf. »Einen Aufpreis?«, grollte er mit schauerlicher Stimme. »Ich hatte vielmehr gedacht, dass ich Euch nur die Hälfte zahle!«

»Die Hälfte?« Gramar erbleichte. »A... A... Aber wieso denn, Herr?«, stotterte er.

»Ihr erinnert Euch an das Gastgeschenk vom letzten Mal?«

»Ihr meint... den Albino?«

»Genau – den Albino!« Borboron verzog die schmalen Lippen zu einem grimmigen Lächeln. »Der elende Hund führte Verrat gegen mich im Schilde – und ich frage mich, ob Ihr nicht davon wusstet?«

Gramars Augen wurden groß. »Wir? Davon wussten?«, stammelte er. »Aber niemals, Herr, wirklich nicht! Wir würden Euch doch nicht verraten, nicht wahr?«

Hastig drehte er sich zu seinen Begleitern um, die ihm unverzüglich beipflichteten, indem sie heftig den Kopf schüttelten.

Borboron schien nicht im Geringsten beeindruckt und fixierte den Anführer unverwandt.

Gramar begann zu schwitzen. Wenn er den Argwohn des Schwarzen Fürsten nicht zerstreuen konnte, hatte er sein Leben und das seiner Gefolgsleute verwirkt. »Wi... Wi... Wisst Ihr was, Herr?«, stotterte er. »Betrachtet diese Lieferung einfach als Geschenk! Als ein Zeichen unserer



Verbundenheit! Nun – was haltet Ihr davon?« Lauernd blickte er Borboron an, dessen Gesicht keinerlei Regung zeigte – bis es sich schließlich doch zu einem hämischen Grinsen verzog.

»Ich wusste doch, dass Ihr ehrbare Leute seid, die für vernünftige Argumente zugänglich sind!«, sagte er und gab sich nicht die geringste Mühe, den Spott in seiner Stimme zu verbergen. Dann winkte er die Aufseherin herbei, die ein paar Schritte entfernt auf seine Anordnungen gewartet hatte. »Führ die Sklaven ins Quartier und danach zu den Schmieden«, befahl er. »Und mach ihnen schnellstmöglich klar, dass unbedingter Gehorsam von ihnen erwartet wird.«

»Natürlich, Herr!«

»Wer sich den Anordnungen widersetzt oder gar an Flucht denkt, ist des Todes, verstanden?«

»Selbstverständlich, Herr!«

Mit einem Wink entließ er die Frau. »Los, folgt mir!«, herrschte sie die Kinder barsch an und schritt an ihrer Spitze auf ein Burgebäude zu. Da erklang eine schrille Stimme in ihrem Rücken: »Halt!«

Auf der Stelle blieben die Kinder stehen. Alienor drehte sich überrascht um und erblickte eine schwarzhaarige Frau im smaragdgrünen Gewand, die sich rasch näherte und dem Schwarzen Fürsten etwas ins Ohr flüsterte.

Als Borboron nickte, ging die Frau auf die Sklaven zu und musterte jeden Einzelnen von ihnen, bis ihre Augen auf Alienor ruhten – und einen seltsamen Glanz bekamen.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

»Alienor... äh... Herrin.«

»Alienor?« Die Frau kniff die gelb schimmernden Reptilienaugen zusammen. »Haben wir uns nicht schon gesehen, Alienor?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nicht dass ich wüsste... Herrin.«

»Nein?« Der Blick der Schwarzhaarigen wurde immer lauernder. »Warst du nicht an Bord von Aeolons Luftfloß?«

An Bord von Aeolons Luftfloß? Woher weiß sie das?, wunderte Alienor sich insgeheim, als sie auch schon begriff: Vor ihr stand Syrin, die



Gestaltwandlerin! Die, verwandelt in einen Sturmdämon, das Luftfloß angegriffen hatte. Und sich in der Gestalt von Morwena sogar in Hellunyat eingeschlichen.

Alienor stockte der Atem, und ihr Herzschlag drohte auszusetzen. Nein! Wenn Syrin sich daran erinnerte, dass sie am Lager des todkranken Elysion Wache gehalten hatte, dann war es um sie geschehen!

»Was hast du plötzlich, Alienor?« Die Gestaltwandlerin schien sie nun mit Blicken förmlich zu durchbohren.

Sie will meine Gedanken lesen!, ging es dem Mädchen auf, sodass es umgehend für Leere in seinem Kopf sorgte.

Syrins Misstrauen wurde dadurch nicht geweckt. Sie war daran gewohnt, dass die von den Wunschgauklern zugeführten Sklaven völlig willenlos und ohne eigene Gedanken waren. »Ich brauche eine neue Sklavin, Alienor«, sagte sie überraschend freundlich und lächelte aufmunternd. »Zu meiner ganz persönlichen Verfügung. Willst *du* meine neue Sklavin sein?«

»Neeeiin!« – Lauras Schrei gellte durch den Wald. Der Wolf preschte erschrocken davon, sodass der riesige Jagdspieß ihn verfehlte. Die Saufeder, die selbst kapitale Wildschweine töten konnte, sauste um Haaresbreite an seinem Kopf vorbei und fuhr in den Stamm einer Kiefer, wo sie federnd stecken blieb. Der Wolf aber suchte mit langen Sätzen das Weite und war schon Sekunden später verschwunden.

Lateris breitete mit wüstem Gebrüll die Schwingen aus und rauschte auf den Henker zu. Mit angstverzerrtem Gesicht wich der hagere Mann mit den wirr abstehenden roten Haaren zurück, stolperte über eine Wurzel und fiel auf den Hintern.

Erneut ließ das Flugtier ein Brüllen hören, hob die rechte Vordertatze und holte aus, um den Henker zu zerfetzen.

»Nein! Nicht doch, Lateris, bitte nicht!«, rief Laura, die plötzlich Mitleid fühlte.

»Er hatte auch kein Erbarmen mit dem Wolf«, grollte Lateris vorwurfsvoll. »Er wollte ihn töten, vergesst das nicht, Madame!« Doch dann



ließ er die Tatze sinken und begnügte sich damit, den wie gelähmt Dasitzenden mit seiner bedrohlichen Gestalt einzuschüchtern.

Voller Abscheu blickte Laura auf den Scharfrichter. »Tu das bloß nie wieder!«, herrschte sie ihn an. »Und jetzt verschwinde!«

Langsam rappelte der Mann sich auf, verharrte dann neben dem Baum und musterte Laura mit fiebrigen Blicken. Er schien sich zu fragen, was er tun sollte. Sich bei dem Mädchen dafür bedanken, dass es ihm das Leben gerettet hatte – oder es verfluchen, weil es ihn um das bereits sicher geglaubte Blutgeld von zwanzig Silberstücken gebracht hatte?

»Jetzt mach schon!«, fuhr Laura ihn an. »Geh uns endlich aus den Augen!«

Der Henker räusperte sich und verzog verächtlich das Gesicht. Die grünen Augen funkelten vor Heimtücke. »Unsere Wege werden sich noch kreuzen, das merke sie sich!«, knurrte er, seine Wut nur mühsam unterdrückend. Dann spuckte er aus, drehte sich um und hastete davon.

Nachdenklich blickte Laura ihm nach. Sein Ausspruch war ihr merkwürdig bekannt vorgekommen: »Unsere Wege werden sich noch kreuzen, das merke sie sich!« Das hatte sie doch schon einmal gehört. Aber wo? Und von wem?

Percy beendete ihre Grübeleien, »urtiisch, *Mademoiselle*, es wird 'ochste Zeit. Wir müssen zurück!«

Laura glitt vom Rücken ihres Fluglöwen und bedankte sich mit Percy bei Latus und Lateris für die Hilfe. Während die Sonne am Horizont aufging, traten die Wächter die fantastische Reise durch das Licht an, die sie in einer Zeit, die ihnen nur wie ein Augenblick erschien und doch unermesslich war, zurück in die Gegenwart führte.

Als Laura die Augen aufschlug, blendete sie helles Licht, und fröhliche Musik drang in ihre Ohren. Sie blinzelte, richtete sich verwundert auf – und bemerkte, dass sie ihren Pyjama trug und im Bett lag. Komisch – wie war sie bloß hierher gekommen? Und vor allem – wann? Vor dem offenen Fenster leuchtete der Morgen. Die Sonne strahlte, und die Vor-



hänge blähten sich in einer sanften Brise. Der Wecker auf Kajas Nachttisch zeigte zwanzig vor acht. Aus dem Radio tönte ein alter Song der Beatles: »*We all live in a yellow submarine, yellow submarine, yellow submarine. We all live...*« Von der Freundin war weit und breit keine Spur zu entdecken.

Laura schlug die Decke zurück, stieg aus dem Bett und schlüpfte in die Hausschuhe. Ihre Knie zitterten ein wenig, aber ansonsten fühlte sie sich ganz fit. Einige Male atmete sie tief durch, dehnte und reckte sich, bevor sie ans Fenster trat und hinauschaute.

Die Schneereste, die vor Beginn ihrer Traumreise noch die Nordhänge und die schattigen Senken des umliegenden Hügellandes bedeckt hatten, waren vollständig getaut. Die Luft war angenehm mild und roch nach Frühling. Da wurde Laura klar, was das bedeutete, und ein Riesenschreck fuhr ihr in die Glieder: Sie musste eine geraume Zeit verschlafen haben!

Schon wollte sie zum Schreibtisch eilen, um einen Blick auf den Kalender zu werfen, als die Tür aufgerissen wurde und Kaja ins Zimmer trat. Sie war ebenfalls im Pyjama und trug ihren Kulturbeutel unterm Arm – offensichtlich kam sie geradewegs aus dem Waschraum.

»Laura!« Kaja eilte mit ausgebreiteten Armen zu ihr, umschlang sie und drückte sie ganz fest an sich. »Oh, Laura, ich bin ja so froh, dass du endlich aufgewacht bist!«, sagte sie strahlend.

Auch Laura freute sich. »Wie lange habe ich denn geschlafen?«

»Sieben Tage!«

»Was?« Laura konnte es nicht glauben. »Sieben Tage? Das gibt's doch nicht!«

Kaja nickte eifrig. »Doch, doch!«, bekräftigte sie. »Es waren fast auf die Stunde genau sieben Tage! Miss Mary hat erzählt, dass ihr am letzten Sonntag kurz nach Sonnenaufgang von eurer Traumreise zurückgekehrt seid – und jetzt ist wieder Sonntag, und die Sonne ist vor kurzem aufgegangen!«

»Das kann doch nicht wahr sein! – Und ich hab wirklich die ganze Zeit geschlafen?«



»Tief und fest wie ein Schlafmonster – ja. Aber warum hast du mir eigentlich nicht erzählt, dass ihr eine Traumreise machen wollt?«

Laura überhörte den vorwurfsvollen Ton in Kajas Stimme. »Wie bin ich denn in unser Zimmer gekommen?«

»Attila Morduk hat dich hergetragen, und ich hab dich ausgezogen und ins Bett gesteckt.« Ein fröhliches Grinsen erhellte ihr sommersprossiges Gesicht. »Ich hab schließlich schon Übung darin, stimmt's?«

Stimmt, dachte Laura. Die Freundin hatte sie bereits mehrfach ins Bett verfrachten müssen – immer dann, wenn sie das nach einer Traumreise vor lauter Erschöpfung selbst nicht mehr geschafft hatte. »Und was ist mit Percy?«, fragte sie besorgt. »Wie geht es ihm?«

»Mit Percy ist alles okay«, beruhigte sie Kaja. »Er hält schon wieder Unterricht. Er hat jeden Tag nach dir geschaut. Und Miss Mary natürlich auch.«

Plötzlich verspürte Laura Hunger. An der Stelle, wo sich sonst ihr Magen befand, gähnte nur noch ein riesiges schwarzes Loch – jedenfalls kam ihr das so vor. Wenn sie nicht umgehend etwas in sich hineinstopfen konnte, würde sie umfallen.

Der Speisesaal war nur spärlich besetzt. Die meisten Ravensteiner waren über das Wochenende nach Hause zu den Eltern gefahren, und so herrschte kaum Betrieb. Auch am Lehrertisch klafften Lücken. Professor Morgenstern war nicht anwesend, und von Dr. Schwartz und Rebekka Taxus war keine Spur zu entdecken. Dafür saßen Miss Mary und Percy Valiant auf ihren Plätzen. Sie lächelten Laura freundlich zu, als diese ihr Tablett zum Tisch balancierte, und gaben ihr durch Handzeichen zu verstehen, dass sie sie sprechen wollten. In einer Stunde bei Professor Morgenstern, wenn Laura die Gesten richtig deutete. Sie nickte unauffällig und begab sich eilends an ihren Tisch, den dritten an der Fensterseite, vom Eingang her gesehen.

Nur vier der zehn Tischgenossen hatten sich eingefunden: Lukas, Kevin, Kaja und sie, alle anderen Schüler hatten das Internat verlassen. Während Laura sich über die zweite Portion Spiegeleier hermachte, starrte Lukas die Schwester wissbegierig an.



»Von diesem riesigen Lemuren ist tatsächlich nur der Kopf übrig geblieben?«, fragte er.

Laura schlang ihren Bissen hastig hinunter. »Ja. Und ich bin mir ganz sicher, dass dieser Monsterkopf jetzt in der alten Gruft steht und dieses schauerliche Geheul von sich gibt.«

»Und die Skorpione? Was ist denn mit denen passiert?«

Laura zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Vielleicht sind sie verbrannt, vielleicht auch nicht. Oder sie haben sich in was anderes verwandelt, wer weiß?«

Kaja war blass geworden. Lauras Reisebericht nahm sie offensichtlich ganz schön mit. »Oh, nö!«, stöhnte sie laut. »Ich wäre vor Angst gestorben, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre!« Mitfühlend legte sie den Arm um die Freundin. »Ein Glück, dass dir nichts passiert ist!«

Laura schenkte ihr ein dankbares Lächeln. »War doch halb so wild! Du hättest das auch durchgestanden, da bin ich ganz sicher.«

»Schon möglich.« Lukas warf Kaja einen spitzbübischen Blick zu. Die Augen hinter den Brillengläsern funkelten verschmitzt. »Aber danach hätten deine Hosen bestimmt in die Reinigung gemusst!«

Kajas Kinnlade klappte herunter. »Du... du... du bist gemein!«, empörte sie sich.

Lukas wollte schon antworten, aber er unterließ es lieber, denn Laura schaute ihn warnend an.

Kevin hatte die ganze Zeit noch kein Wort gesagt und nur gespannt zugehört. »Einen Hinweis auf das Siegel der Sieben Monde habt ihr aber nicht entdeckt, oder?«, wollte er schließlich wissen.

Ein Ausdruck der Enttäuschung überschattete Lauras Gesicht, und das sonst so strahlende Blau ihrer Augen trübte sich. »Leider nicht«, antwortete sie niedergeschlagen. »Das heißt, wenn man mal von diesem Wälzer absieht.«

»Du meinst ›Die Bruderschaft der Sieben?‹«

»Genau. Allerdings ist es gar nicht sicher, ob darin wirklich ein Hinweis auf das Siegel zu finden ist. Ich vermute das nur.«

Lukas schürzte die Lippen und schob die Brille von der Nasenspitze



zurück. »Reimar von Ravenstein hat die alte Schwarte doch nicht ohne Grund in die Schatzkammer geschafft. Deshalb ist es ausgesprochen schade, dass ihr sie nicht mitnehmen konntet.«

Kummerfalten kräuselten die Stirn der Schwester. »Du sagst es!«, seufzte sie. »Und wer weiß, was der Burgkaplan damit angestellt hat.«

»Vielleicht hat er das Buch verkauft?«, überlegte Lukas. »Der Grausame Ritter war bekannt für seinen Geiz, sodass er den Priester sicherlich nur kärglich entlohnte. Es erscheint mir deshalb nur nahe liegend, dass er die günstige Gelegenheit genutzt hat, um sich ein paar Silberstücke dazu zu verdienen. Oder aber –« Er brach ab, starrte sinnierend vor sich hin, wobei die tiefe Falte sich wieder auf seiner Stirn zeigte.

Laura beugte sich erwartungsvoll vor. »Oder aber?«, wiederholte sie ungeduldig.

»Oder der Grausame Ritter hat den Diebstahl entdeckt und den frommen Mann kurzerhand hinrichten lassen.«

»Das letzte Mal hast du uns aber was ganz anderes erzählt!« Kaja war beinahe aufgebracht. »Du hast behauptet, der Kaplan hat sterben müssen, weil er dem Ritter sein wenig gottgefälliges Leben vorgehalten hat!«

Genervt verdrehte Lukas die Augen. »Ist ja gut! War doch nur eine Hypothese. Falls du überhaupt weißt, was das ist?« Natürlich wartete er Kajas Antwort nicht ab, sondern lieferte die Erklärung postwendend nach: »Eine Hypothese ist eine unbewiesene Annahme, die erst noch zu verifizieren beziehungsweise zu falsifizieren ist – kapiert, du Spar-Kiu?«

Das pummelige Mädchen antwortete nicht, sondern starrte Lukas nur mit verkniffener Miene an. Innerlich kochte es, das war Kaja deutlich anzusehen.

Laura legte besänftigend die Hand auf Kajas Schulter und wandte sich an den Bruder. »Dann finde doch mal heraus, ob du Recht hast oder nicht, du Quadrat-Genie!« In ihrer Stimme schwang der Ärger über Lukas' Angeberei mit. »Vielleicht hilft das uns ja weiter?«

Kevin versuchte die Spannung zu lösen, die plötzlich fast greifbar über dem Tisch hing, und blickte mit angestrengtem Lächeln in die Runde. »Wie war's denn mit einem kleinen Basketball-Match? Wegen Percys



Erschöpfung ist das Training in dieser Woche doch ausgefallen. Wir sollten das schleunigst nachholen, finde ich, damit wir beim Schulturnier nicht abkacken, oder? Und danach lade ich euch alle auf eine Cola ein.«

»Lass mich doch in Ruhe mit deiner blöden Cola!«, blaffte Lukas, erhob sich ruckartig, griff sich sein Tablett und marschierte mit miesepetrigem Gesicht zur Geschirrrückgabe.

Auch Laura stand auf und blickte Kevin mit einem entschuldigenden Augenaufschlag an. »*Sorry*, aber ich hab leider eine Verabredung. Lass uns ein anderes Mal spielen, okay?«

»Ja, kein Problem.«

Laura wollte gerade gehen, als ihr Blick durch die hohen Fenster fiel, die auf den Burghof hinausgingen. Ein laubfroschgrüner Golf fuhr gerade durch den Torbogen und hielt am Fuß der Freitreppe, direkt vor Lateris, dem linken der geflügelten Sandsteinlöwen. Laura wunderte sich: Warum fuhr der Fahrer bis in den Hof, statt den Wagen auf dem Parkplatz abzustellen? Das war doch nur in Notfällen gestattet!

Schon wurden die Autotüren geöffnet, und zwei Männer stiegen aus. Laura erkannte sie sofort: Es waren Kommissar Wilhelm Bellheim und Anton, sein junger Assistent. Was um alles in der Welt wollen die bloß auf Burg Ravenstein?, überlegte das Mädchen gerade, als das zweiflügelige Eingangsportal zum Speisesaal aufschwang und Alexander Haase in den Raum stürzte. Hoppel hielt eine Zeitung in der Hand: »Das BLATT am SONNTAG«. Das war nichts Ungewöhnliches. Wenn Alex das Wochenende im Internat verbrachte, fuhr er jeden Sonntagmorgen mit dem Fahrrad ins nahe Dorf, um sich die aktuelle Ausgabe zu besorgen. Weil er die Berichte über die Bundesligaspiele lesen wollte, und insbesondere natürlich die über seinen heiß geliebten FC Bayern.

Doch diesmal schien Alex völlig aufgelöst zu sein. »Hey! Hey!«, schrie er, und seine Stimme machte fast einen Salto vor Aufregung. »Stellt euch vor, was passiert ist.« Damit hielt er das Blatt hoch, damit alle Ravensteiner die Titelseite sehen konnten.

Obwohl Laura mehr als zehn Meter entfernt war, konnte sie die schreiende Überschrift deutlich lesen, die in großen Lettern auf der er-



sten Seite prangte: »Böser Verdacht auf Ravenstein – Professor Morgenstern ein Mörder!«

Entgeistert starrte Laura den Professor an. »Das kann doch nicht wahr sein!«, hauchte sie fast tonlos. »Sagen Sie, dass das nicht stimmt!«

Doch Aurelius Morgenstern, der aschfahl und zusammengesunken in einem Sessel vor dem Kamin saß, nickte nur schwer mit dem Kopf und sah die Wächter an, die sich im großen Wohnzimmer seines Häuschens versammelt hatten. »Ich kann euer Entsetzen sehr gut verstehen, und es tut mir schrecklich Leid, dass ihr es auf diese Weise erfahren habt. Ich hätte es vorgezogen, euch persönlich darüber zu informieren. Das war auch der Grund, weshalb ich um dieses Zusammentreffen gebeten habe. Aber leider ist mir die Presse zuvorgekommen.«

»Dann entspriicht es also tatsäschliisch der Wa'r'eit, was diese Schmierfinken schreiben?« Percy war anzumerken, dass er es kaum fassen konnte.

Der Professor zog bekümmert die Augenbrauen hoch. »Nun – wenn man einmal davon absieht, dass sie maßlos übertreiben, so muss ich doch zugestehen, dass der Kern des Berichtes tatsäschlich stimmt: Kommissar Bellheim hat mir in der Tat eröfnet, dass man mich des Mordes an Pater Dominikus verdächtig.«

Percy und Mary, die neben Laura am Tisch saßen, wechselten einen ungläubigen Blick. Das Mädchen aber erhob sich vom Stuhl und ging auf den traurig vor sich hinstarrenden Direktor zu. »Aber Sie sind doch kein Mörder, niemals!«, stieß es heftig hervor.

»Natürlich nicht!« Der Professor war erschöpft und wirkte fast so kraftlos wie während seiner schlimmen Krankheit in den Tagen vor der Wintersonnenwende. »Aber die Kripo ist offensichtlich anderer Meinung, auch wenn Bellheim immer wieder betont, er mache lediglich seinen Job und müsse deshalb allen möglichen Verdachtsmomenten nachgehen.«

Ein Holzsplit zersprang mit lautem Knall im Kamin, und ein glühender Funkenregen ergoss sich auf die Steinfliesen. Percy erhob sich und griff zu einem Besen, um die glimmenden Holzstückchen auf eine



Schaufel zu fegen. Nachdem er sie in die Glut zurückgekippt hatte, wandte er sich an den Professor. »Wie kommen diese 'errschaften denn plötzlich auf diese völliisch absonderliische Idee?«

Ein gequältes Lächeln spielte um Morgensterns Lippen. »Ganz so plötzlich kommt das auch wieder nicht, mein Lieber. Vielmehr vermuten die ermittelnden Beamten das schon eine geraume Zeit und haben mich deshalb bereits am vergangenen Montag ins Polizeipräsidium bestellt.«

Mary Morgain schaute den Direktor überrascht an. »Am Montag? Ich dachte, da hatten Sie einen Termin beim Schulrat?«

Der alte Herr verzog verlegen das Gesicht. »Tut mir Leid, aber das war nur ein Vorwand. Ich wollte niemanden beunruhigen. Schließlich hatte ich gehofft, die Sache wäre schnell wieder vom Tisch.« Sein Blick heischte um Verständnis. »Ich hätte mir doch niemals träumen lassen, dass die Presse Wind davon bekommt. Aber so wie es aussieht, habe ich mich gründlich getäuscht.«

Laura verstand die Welt nicht mehr. »Was hat die Polizei denn gegen Sie in der Hand?«

Aurelius Morgenstern biss sich auf die Lippen und kaute unruhig darauf herum. Es war offensichtlich, dass ihn etwas quälte. Er holte tief Luft, bevor er antwortete. »Nun, sie haben herausgefunden, dass ich mich unmittelbar vor dem Mord mit Dominikus im Kloster getroffen habe!«

»Was?!« Laura riss die Augen weit auf vor Bestürzung, und auch Miss Mary und Percy wirkten plötzlich sehr besorgt.

Aurelius Morgenstern senkte den Kopf und erklärte mit brüchiger Stimme: »Aber das ist noch nicht alles. Sie behaupten, Dominikus und ich hätten einen heftigen Streit gehabt.«

Laura schnappte unwillkürlich nach Luft. Das Gesicht von banger Erwartung gezeichnet, machte sie einen Schritt auf den Sessel des Professors zu. »Und? Stimmt das?«

Der Direktor ließ sich mit der Antwort Zeit. Das Prasseln des Holzfeuers war zu hören, und von irgendwoher klang das Ticken einer Uhr durch die quälende Stille.



Endlich hob Aurelius das ergraute Haupt. »Ja, es stimmt. Ich habe mich in der Tat mit Dominikus gestritten.« Mühsam, als laste ein großes Gewicht auf seinen Schultern, quälte er sich aus dem Sessel hoch. Während er langsam im Zimmer auf- und abwanderte, begann er zu erzählen: »Es war an dem Tag, an dem ich Alarik aus dem Kloster abholen wollte, um ihn zu Nikodemus Dietrich zu bringen. Bevor ich mit dem Jungen losgefahren bin, habe ich mich noch mit Dominikus in der Bibliothek getroffen. Einer der Mönche hat mich auf dem Weg dahin gesehen und das später der Kripo berichtet.«

Percy machte ein skeptisches Gesicht. »Wes'alb 'aben Sie siisch denn mit dem Pater gezankt? Iisch dachte, Sie waren die besten Freunde?«

Aurelius Morgenstern schaute den Sportlehrer verstört an. »Natürlich waren wir das! Aber trotzdem hatten wir gelegentlich unterschiedliche Ansichten – sehr unterschiedliche sogar. Insbesondere, was das Siegel der Sieben Monde betraf.« Morgenstern atmete so schwer, als quäle der Gedanke an den hässlichen Disput ihn immer noch. »Dominikus wollte sich partout nicht von der fixen Idee abbringen lassen, Laura so schnell wie möglich auf das Siegel hinzuweisen. Als er erfahren hat, dass sie in Hinterthur Urlaub macht, hat er die günstige Gelegenheit genutzt – gegen meinen ausdrücklichen Willen! Womit er nicht nur sich selbst und Laura in Gefahr gebracht hat, sondern natürlich auch Alarik. Die Dunklen haben nach dem missglückten Anschlag das Kloster heimlich beobachtet lassen. Offensichtlich wollten sie herausfinden, ob Laura noch einmal mit Dominikus Kontakt aufnimmt. Deshalb war der Junge dort nicht mehr sicher. Ich musste ein neues Versteck für ihn suchen. All das wäre nicht nötig gewesen, wenn Dominikus sich an meine Anweisungen gehalten und nicht überstürzt gehandelt hätte.«

»Und deswegen haben Sie sich mit ihm gestritten?«, wollte Laura wissen.

»Ja. Ich habe ihm Vorhaltungen gemacht. Aus Sorge um Alarik und natürlich auch um dich, Laura! Mag sein, dass ich eine Spur zu heftig gewesen bin. Jedenfalls ergab ein Wort das andere – und plötzlich hatten wir einen lebhaften Streit.«



»Was wo' l einer der Mönsche mitbekommen 'at?«

»Wahrscheinlich waren wir weithin zu hören, und so hat natürlich auch die Kripo davon erfahren.«

»Was ist danach geschehen?« Mary klang äußerst bekümmert. »Nach dem Streit mit Dominikus, meine ich?«

»Nichts von Bedeutung. Ich bin wütend aus der Bibliothek gestürmt und habe mich zum ehemaligen Gesindehäuschen im Klostergarten begeben, wo Alarik untergebracht war. Wir haben seine Habseligkeiten gepackt und sind zu Nikodemus gefahren.«

»Tatsächliisch?« Percy wirkte ziemlich perplex. »Dann will es mir niischt in den Kopf, warum die Polizei Sie nach wie vor verdächtiischt. Der Bruder Portarius wird doch bezeugen können, dass Sie gemeinsam mit dem Jungen aus dem Kloster gegangen sind!«

Aurelius Morgenstern machte ein betroffenes Gesicht. »Das ist es ja gerade: Niemand hat gesehen, wie wir das Kloster verlassen haben. Und das aus gutem Grund: Ich wollte doch unter allen Umständen vermeiden, dass die Dunklen in Erfahrung bringen, was mit Alarik passiert. Deshalb bin ich auf dem gleichen Wege aus der Abtei geschlichen, auf dem ich sie betreten hatte: durch eine versteckte Pforte in der rückwärtigen Mauer. Mein Wagen war gleich davor geparkt.«

»Dann muss Attila Morduk Ihre Aussage doch bestätigen können.« Mary schien nun ebenfalls verwirrt zu sein. »Er chauffiert Sie doch überallhin.«

Die zierliche Lehrerin erntete nur ein Kopfschütteln. »Nein«, antwortete der Professor kleinlaut. »Das kann er eben nicht – weil ich selbst gefahren bin! Je weniger Menschen von Alariks Versteck wissen, habe ich damals gedacht, umso sicherer ist er. Deshalb habe ich ausnahmsweise auf Attilas Dienste verzichtet.«

Miss Mary stöhnte laut auf. »Ach, du meine Güte!«

»Das war natürlich ein Fehler«, fuhr Aurelius niedergeschlagen fort. »Ein ganz folgenschwerer Fehler sogar.«

Laura blickte verzagt in die Runde. »Bleibt also nur noch Alarik, oder?« Aber da wurde ihr schlagartig bewusst, dass der Gedanke völlig



abwegig war. Die Polizei musste jeden Zeugen nach seinen Personalien fragen. Bei Alarik würde das eine Lawine von Ereignissen in Gang setzen, die nur verheerende Folgen für den Jungen aus Aventerra haben konnte. Kein Kriminalbeamter hatte vermutlich jemals von Aventerra gehört. Aventerra, die geheimnisvolle Welt der Mythen! Das klang doch mehr als mysteriös. Wie sollte man Alarik da für glaubwürdig halten? Und was würde geschehen, wenn die Presse von der rätselhaften Herkunft des Jungen Wind bekommen würde? Daran wollte Laura gar nicht erst denken. Nein – es war völlig ausgeschlossen, dass Alarik als Entlastungszeuge auftrat!

Percy war inzwischen dicht an den Professor herangetreten und hielt ihm die Zeitung mit der fetten Schlagzeile entgegen. »Der Beriischt 'ier ist ja reischliisch nebulös«, sagte er. »Der Streit wird mit keiner Silbe erwä'nt. Dafür wird ein möglicshes Motiv angedeutet: Sie 'ätten siisch in den Besitz dieses wertvollen Buches bringen wollen.«

»Was natürlich Unsinn ist!«, antwortete der Professor und ließ sich müde in den Sessel fallen. Er rang nach Luft, bevor er fortfuhr: »Das saugen die sich aus den Fingern. Eines allerdings ist richtig: Dieses Buch, ›Die Bruderschaft der Sieben‹, ist trotz seines unscheinbaren Äußeren tatsächlich von unschätzbarem Wert.«

»Wegen des Inhalts, nehme ich an?«

Aurelius Morgenstern schüttelte den Kopf. »Nicht nur deswegen, Laura!«

Die viel sagende Andeutung weckte die Neugier der Versammelten, und alle lauschten den Ausführungen des Professors aufmerksam.

»Dieses Buch zählte einst zum Bestand der legendären Bibliothek von Alexandria, in der das gesamte Wissen der damaligen Welt verwahrt wurde. Es hat als eines der ganz wenigen Bände den verheerenden Brand überlebt, der gegen Ende des dritten Jahrhunderts die Bibliothek mit-samt ihren Schätzen in Schutt und Asche legte. Schon allein deshalb ist der Foliant überaus kostbar und in Sammlerkreisen natürlich höchst begehrt.« Er machte eine kleine Pause, bevor er weitersprach: »Übrigens wurde schon damals vermutet, dass die Dunklen dieses verheerende



Feuer gelegt haben, auch wenn es bis zum heutigen Tage nicht gelungen ist, das zu beweisen.«

»Nichtsdestotrotz glaube iisch das aufs Wort!«, warf Percy ein. »Es gibt wo'l so gut wie keine Teufelei auf der ganzen Welt, bei der die i're schmutzigen Finger niischt im Spiel 'aben.«

»Du hast vollkkommen Recht!«, bekräftigte der Professor. »Doch zurück zu dem Buch. Nach dem Brand wurde es eine Weile in einem Lagerraum der Universität aufbewahrt. Es dauerte allerdings nicht lange, bis es geraubt und über allerlei Zwischenstationen von Ägypten nach Mitteleuropa zurückgebracht wurde.«

»Eine dieser Stationen war jedenfalls Burg Ravenstein«, meldete Laura sich zu Wort. »Wovon Percy und ich uns mit eigenen Augen überzeugen konnten.«

Aurelius Morgenstern nickte versonnen. »Im Laufe der Zeit ist es dann in den Besitz der Klosterbibliothekare vom ›heiligen Stein‹ gelangt. Seit dem Mord an Dominikus ist es spurlos verschwunden – aber das wisst ihr ja bereits.«

»Ich verstehe immer noch nicht, weshalb man deswegen einen Mordverdacht gegen Sie hegt«, erklärte Miss Morgain.

»Ganz einfach, Mary: Kommissar Bellheim hat die Unterlagen des Archivs überprüft und dabei herausgefunden, dass ich das Buch am häufigsten benutzt habe – und zwar mit Abstand. Und da er meine Vorliebe für alte und wertvolle Bücher kennt, vermutet er, ich habe es stehlen wollen und sei dabei von Dominikus überrascht worden.«

»So was Blödes!«, rief Laura und sah Percy betroffen an. »Und ausgerechnet wir haben ihn auf das verschwundene Buch aufmerksam gemacht!«

Der Sportlehrer rang die Hände. »Wie sollten wir auch a'nen, dass unser 'ochvere'rter Professor in diese schreckliische Geschiiichte verwickelt sein könnte? Außerdem bin iisch nach den Ausfü'rungen von Aurelius me'r denn je davon überzeugt, dass dieses Buch tatsächlich das Mordmotiv darstellen dürfte!«

Der Direktor nickte schwer. »Ich bin völlig deiner Meinung, Percy –



und deshalb wird sich auch recht schnell herausstellen, dass ich unschuldig bin. Das Buch wird die Kripo auf die Spur des Mörders führen, da bin ich ganz sicher.«

»Warum waren Bellheim und sein Assistent vorhin eigentlich bei Ihnen?«, wollte Laura wissen.

»Weil sie den gleichen Gedanken hatten und deshalb mein Haus und mein Büro durchsuchen wollten.«

»Und?«

»Was – und?«

»Haben sie was entdeckt?«

»Natürlich nicht – weil ich ihnen die Durchsuchung verwehrt habe. Sie hatten nicht einmal einen Durchsuchungsbefehl bei sich!«

Laura blickte den Professor verständnislos an. »Das versteh ich nicht. Sie haben doch überhaupt nichts zu befürchten? Sie haben das Buch doch gar nicht, nach dem die suchen!«

»Wie sollte ich auch!« Empörung färbte das Gesicht des Direktors rot. »Aber trotzdem kann die Polizei doch nicht einfach tun, wonach ihr der Sinn steht. Wir leben schließlich in einem Rechtsstaat, in dem der Einzelne mitnichten der Willkür der Staatsorgane ausgeliefert ist!«

»Se'r wo'l, 'err Professor!«, pflichtete der Sportlehrer mit erhobener Stimme bei. »Dergleichen darf man erst gar niischt einreißen lassen! Wobei erschwerend 'inzu kommt, dass es siisch in diesem Falle um einen äußerst vagen Verdacht 'andelt, der noch dazu an den 'aaren 'erbeigezogen ist!«

»Beruhige dich wieder, Percy. Die Sache dürfte schon in kürzester Zeit vergessen sein!«

Ein zuversichtliches Lächeln entspannte Percys Gesicht.

Laura dagegen runzelte skeptisch die Stirn. »Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher!«, bekräftigte der Professor. »Bellheim hat zwar herausgefunden, dass das Messer, mit dem Dominikus erstochen wurde, zweifelsfrei aus der Internatsküche stammt –«

»Oh, mein Gott!«, stöhnte Miss Mary auf und schlug die Hände vor das Gesicht.



»Und dennoch besteht keinerlei Grund zur Beunruhigung«, fuhr Morgenstern fort. »Wie der Kommissar mir nämlich ebenfalls eröffnet hat, haben sie am Griff der Mordwaffe den Teil eines Fingerabdruckes entdeckt. Er ist nicht sehr groß, aber beim heutigen Stand der Kriminaltechnik müsste es dennoch möglich sein, den Täter damit zu überführen. Sobald das Ergebnis vorliegt, wird mich das voll und ganz entlasten.«

Mary Morgain atmete hörbar auf, und auch Laura und Percy lächelten erleichtert. Schließlich konnten sie nicht ahnen, dass Aurelius Morgenstern sich gründlich getäuscht haben sollte.





Kapitel 20 ✂ Ein wahnwitziger Entschluss

n tiefe Gedanken versunken, trottete Alienor durch die düsteren Flure. Dass sie einen Krug mit Wein in der Hand hielt, schien ihr gar nicht gewärtig zu sein.

Das Mädchen war der Verzweiflung nahe. In den sieben Tagen, die es nun schon in der Dunklen Festung weilte, hatte es noch nicht die geringste Spur von Alarik entdecken können. Dabei hatte Alienor überall gesucht und fast jeden Winkel der riesigen Trutzburg durchstöbert. Dass Syrin sie zu ihrer persönlichen Sklavin auserkoren hatte, erwies sich dabei als ein unschätzbare Vorteil. Nicht nur die Mägde und Knechte gewährten ihr überall Zutritt und gaben bereitwillig Auskunft. Auch die Wachen waren freundlich zu ihr und ließen sie ab und an sogar einen Blick in eigentlich verbotene Bereiche werfen, wenn sie nur eine einleuchtende Begründung vorbrachte. Selbst die grimmigen Trioktiden, die für den Kerkerdienst eingeteilt waren, sperrten sich nicht gegen ihre Besuche im Verlies. Offensichtlich fürchteten die Bediensteten den unberechenbaren Zorn der Magierin. Sie behandelten ihre Sklavin daher überaus zuvorkommend, um der bloß keinen Grund zu geben, sich bei der Herrin zu beklagen.

Alarik war nicht in der Festung, davon war Alienor mittlerweile überzeugt. So erfreulich es auch war, dass ihr Bruder sich doch nicht in Borborons Gewalt befand, so beängstigend war der Gedanke, dass er sich vielleicht auf dem Menschenstern aufhielt. Mochte Paravain das auch heftig bestreiten, es gab keine andere Möglichkeit. Wo sollte Alarik denn sonst sein? Ob er überhaupt eine Chance hatte, den Ausflug auf das



Schwestergestirn zu überleben? Das Mädchen zermartete sich das Gehirn, konnte aber keine zufrieden stellende Antwort finden.

Lähmendes Entsetzen befiel Alienor, als sie erkannte, dass sie sich völlig sinnlos in die Gewalt des Schwarzen Fürsten begeben hatte. Im Schlafsaal der Sklaven kursierten haufenweise Berichte von fehlgeschlagenen Fluchtversuchen. Schauermärchen, in denen die Rede davon war, dass die Schwarze Garde Borborons Flüchtlinge zu Tode peitschte oder den Hunden vorwarf. Die Sklavenaufseher führten ihre widerlichen Köter jeden Abend durch die Reihen der Geknechteten, damit sie deren Witterung aufnehmen und sie schnellstens aufspüren konnten, falls einem von ihnen wider Erwarten die Flucht aus den Mauern der Festung gelingen sollte.

Wie konnte sie diesen Häschern entkommen? Ob sie es jemals schaffen würde, zu ElySION und Morwena zurückzukehren? Alienors Herz wurde von Tag zu Tag schwerer, obwohl sie versuchte sich die Zuversicht zu bewahren und nicht in Resignation zu verfallen. Sie musste darauf hoffen, dass die Krieger des Lichts sie befreiten. Aber solange der Kelch der Erleuchtung sich auf dem Menschenstern befand, war damit nicht zu rechnen.

Alienor war vor dem Gemach ihrer Herrin angelangt. Sie wollte gerade anklopfen, als sie gewahrte, dass die Tür einen Spaltbreit offen stand. Stimmen drangen aus der Kammer.

Es hörte sich an, als seien Syrin und Borboron in eine Auseinandersetzung verstrickt.

Das Mädchen trat näher, um zu lauschen.

»Verzeiht mir, Borboron, aber Ihr redet in Rätseln.« Syrin klang erregt. »Schon neulich seid Ihr meiner Frage ausgewichen, wie das Siegel der Sieben Monde uns helfen könne. Und nun behauptet Ihr sogar, die Todesstarre bei unserem Gefangenen nur deshalb verlängert zu haben, damit die Kraft des Siegels die Kelchträgerin in unsere Hände treibt?«

»Genauso ist es, Syrin!«

»Aber das ist doch Unsinn! Nichts ist uns mehr verhasst als das Siegel der Sieben Monde – und nun soll es uns plötzlich zum Vorteil gereichen?



Wie soll das denn gehen?»

»Warum bist du nur so eine Närrin?«, antwortete der Schwarze Fürst. »Dabei ist alles so einfach. Die Kelchträgerin und ihr Vater eint ein starkes Band. Sie sind nicht nur durch Blut und Gefühl verbunden, sondern auch durch die gemeinsame Bestimmung...«

»Das ist mir bekannt...«

»... und so wird das Mädchen fühlen, dass sein Vater leidet. Auch wenn Laura nicht weiß, dass er sich in der Todesstarre befindet, wird ihr Herz ihr verraten, dass er schlimme Qualen erdulden muss. Das wird sie nicht zur Ruhe kommen lassen und an ihr nagen, bis sie nicht mehr anders kann, als sich Gewissheit zu verschaffen.«

»Ihr meint...?«

»Genau! Und wenn sie tatsächlich in unsere Welt reist, dann wird das Siegel der Sieben Monde dafür sorgen, dass sie unseren Wünschen gehorcht. Ihr bleibt gar keine andere Wahl!«

»Aber wieso...?«

»Wie so vielem, so wohnen auch dem Siegel der Sieben Monde gegensätzliche Kräfte inne. Wird es im Sinne des Lichts angewandt, dann stellt es eine Gefahr für uns dar. Wenn dagegen seine dunkle Seite die Oberhand gewinnt, wirkt es zerstörerisch, macht blind und spielt uns in die Hände. Und deshalb wird es uns beim Kampf um den Kelch der Erleuchtung von Nutzen sein.«

Alienor traute ihren Ohren nicht. Das konnte doch nicht wahr sein, was der Schwarze Fürst da eben erzählt hatte! Morwena hatte sie doch gelehrt, dass das Siegel der Sieben Monde die mächtigste Kraft unter der Sonne darstellte und deshalb von den Dunklen Mächten mehr als alles andere gefürchtet werde. Wie konnte das Siegel ihren Feinden dann helfen?

Das war doch nicht möglich!

Ratlos starrte das Mädchen vor sich hin. Es merkte gar nicht, dass die Tür weit aufgestoßen wurde. Erst als Borboron Alienor ansprach, zuckte sie zusammen.

»Was treibst du hier?«, fragte der Schwarze Fürst barsch, und seine



finsteren Züge verhiessen nichts Gutes.

Laura blickte den Bruder fragend an, der mit dem Boris-Becker-Wimbledon-Matchball-Ball auf den Basketballkorb zielte. »Hast du jemals von der Todesstarre gehört, Lukas?«

Überrascht ließ der Junge den vergammelten Tennisball auf den Betonboden des Courts ploppen. »Von der Todesstarre? Was soll das sein?«

»Eine Art Folter, die das Opfer völlig bewegungslos macht. Diese Schwarzmagierin, Syrin, der ich während meiner Traumreise begegnet bin, hat dem Grausamen Ritter davon erzählt. Und das geht mir einfach nicht mehr aus dem Kopf...«

»Kann ich verstehen. Aber andererseits...«

Laura blickte den Bruder ungeduldig an. »Andererseits?«, wiederholte sie.

»Denk doch mal nach! Du bist mehr als achthundert Jahre zurückgereist. Und ich wüsste nicht, warum du dir Gedanken über Dinge machen solltest, die längst Vergangenheit sind.«

Laura starrte nachdenklich vor sich hin. Das Tschilpen der Spatzen, die sich neben dem Basketballfeld um Futter stritten, und das weit entfernte Krächzen von Krähen drangen durch die milde Februarluft an ihr Ohr. »Ganz einfach, Lukas«, sagte Laura schließlich. »Weil ich den Verdacht habe, dass diese Syrin nicht von dieser Welt ist!«

Lukas ließ vor Verblüffung den Ball fallen. »Nicht von dieser Welt? Aber wo –?«

»Ich vermute, dass sie aus Aventerra kommt«, schnitt Laura ihm das Wort ab. »Da, wo ich herkomme« hat sie zu Reimar gesagt, »wird die Todesstarre gerne angewandt.« Für mich hat sich das so angehört, als habe sie damit nicht etwa nur eine andere Gegend oder ein anderes Land, sondern tatsächlich eine fremde Welt gemeint.«

»Klingt reichlich abwegig, wenn du mich fragst.«

»Schon möglich. Aber das war noch nicht alles. Ihr ganzes Gehabe und ihr Auftreten, es war so... so wenig menschlich! Sie war die Einzige, die überhaupt keine Angst vor dem Grausamen Ritter zu haben schien,



und als ich ihre Gedanken lesen wollte –« Laura stockte. Die bloße Erinnerung machte sie frösteln, und ihr war, als spiele ein Dutzend Eiswürfel auf ihrem Rücken Fangen.

Lukas ließ den Ball Ball sein und rückte näher an die Schwester heran. »Jetzt sag schon«, drängte er. »Los!«

»Syrin wirkte so kalt und gefühllos, wie ich es noch nie erlebt habe. Auch wenn du mich vielleicht auslachen wirst: Einen Moment war ich fest davon überzeugt, dass diese Frau kein Herz besitzt – zumindest kein menschliches!«

Lukas schwieg betroffen. Doch sogleich kerbte sich wieder die Skepsisfalte in seine Stirn. »Nun gut, Laura. Nehmen wir mal an, sie würde tatsächlich aus Aventerra stammen: Was kümmert dich das? Sie müsste inzwischen doch längst tot sein, oder nicht?«

Laura schüttelte gequält den Kopf. »Erstens bin ich davon nicht überzeugt –«

»Und zweitens?«

»Selbst wenn Syrin tatsächlich nicht mehr leben sollte, lässt mich einfach der Gedanke nicht mehr los, dass man Papa mit dieser schrecklichen Todesstarre belegt haben könnte!«

»Papa?«, hauchte Lukas fast tonlos und schnappte nach Luft wie ein Karpfen an Land. »Aber... aber...«

Es dauerte eine geraume Weile, bis er sich wieder unter Kontrolle hatte. Wie zur Abwehr streckte er die Hände von sich. »Okay, okay«, sagte er. »Deine Argumentation klingt durchaus einleuchtend, Laura. Du wirst allerdings zugeben müssen, dass es sich dabei nur um eine Vermutung handelt – stimmt's?«

»Stimmt!«, antwortete Laura ernst. »Es ist nur so ein Gefühl – und trotzdem bin ich felsenfest davon überzeugt, dass ich Recht habe. Nenn es einfach... die Macht der Intuition! Auch wenn das für einen rationalen Menschen wie dich völlig abwegig klingen muss.«

Selbst der Ausritt mit Sturmwind half Laura diesmal nicht über die quälenden Gedanken hinweg. Ganz im Gegenteil: Die trommelnden Hufschläge des Hengstes schienen unentwegt ein Wort-Stakkato zu



formen, das sich im rasenden Galopp tiefer und tiefer in das Gehirn des Mädchens fräste: *Todesstarre Todesstarre Todesstarre* – Laura konnte an nichts anderes mehr denken, sodass sie den Ritt schließlich abbrach und zum Stall zurückkehrte.

Sie führte den Schimmel in die Box zurück und füllte seine Raufe mit Heu. »Tut mir Leid, mein Alter!«, raunte sie. »Ich bin heute einfach nicht in der richtigen Stimmung. Aber wir holen das so bald wie möglich nach, das versprech ich dir!«

Sturmwind ließ ein kehliges Schnauben hören, als habe er seine Herrin verstanden. Sie strich ihm zum Abschied sanft über die weichen Nüstern und tätschelte seinen schlanken Hals.

Als Laura auf das Stalltor zuing, hörte sie plötzlich eine bekannte Stimme.

»Heute hast du aber keine große Ausdauer gehabt.«

»Hallo, Alarik«, antwortete Laura, drehte sich um und blickte den Jungen erfreut an, der in der offenen Tür einer leeren Box lehnte.

Schmatzfraß saß auf seinem Unterarm und bäugte Laura neugierig, um dann plötzlich auf sie zuzuwupen und sich auf ihrer Schulter niederzulassen. Mit flatternden Fledermausflügeln hielt das Tierchen das Gleichgewicht, musterte das Mädchen aus glänzenden Knopfaugen und stieß herzerreißende Fieplaute aus.

Laura verzog überrascht das Gesicht. »Was ist denn los, Schmatzfraß? Was hast du denn?«

Wieder bekam sie nur ein sehnsüchtiges Fiepen zur Antwort.

»Wahrscheinlich riecht er den Apfel in deiner Tasche«, erklärte Alarik.

»Den Apfel?« Das Mädchen warf dem Blondem einen erstaunten Blick zu. »Woher weißt du -?«

Aber da fiel Laura auch schon ein, wie töricht die Frage war. Alle Bewohner von Aventerra verfügten über nahezu seherische Gaben. Und vermutlich kannte Alarik seinen Swuupie so gut, dass er aus dessen Verhalten fast immer die richtigen Schlüsse zog. Sie fasste in die Jackentasche, holte den Apfel hervor, den sie als Proviant eingesteckt hatte, und hielt ihn dem aufgeregt schnuppernden Pelztier hin. »Hier, du Gier-



schlund. Eher gibst du ja doch keine Ruhe!«

Schmatzfraß packte die rotwangige Frucht mit den krallenbewehrten Vorderpfoten und begann mit lautem Schmatzen daran herumzuknabern, während Laura ihn stillvergnügt beobachtete.

Alarik dagegen musterte das Mädchen kritisch. »Was ist heute denn bloß los mit dir? Du siehst aus, als würden dich Sorgen plagen.«

Verwundert hob Laura den Kopf. War ihr der Kummer schon anzusehen? Oder konnte sich Alarik aufgrund seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten besonders gut in sie hineinversetzen?

Laura wusste es nicht, freute sich aber über sein Mitgefühl. Und da sie seit der ersten Begegnung eine tiefe Verbundenheit mit Alarik empfand, schüttete sie ihm ohne jede Scheu ihr Herz aus und erzählte, was sie seit ihrer Traumreise über die Maßen bedrückte.

Ohne sie auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, hörte der Junge ihr zu. Als Laura geendet hatte, war seine Stirn bewölkt.

»Du hast richtig vermutet«, bestätigte er, »und jeden Grund, dir Sorgen zu machen.«

»Dann ist diese Syrin also wirklich noch am Leben?«

»In der Tat. Und sie ist mächtiger und gefährlicher denn je – wie ich selbst erfahren musste!«

Unwillkürlich hielt das Mädchen den Atem an. »Du kennst diese Schwarzmagierin?«

»Ja.« Bei der Erinnerung an die Begegnung stellten sich Alariks Nackenhaare auf. »Syrin hat mich in Gestalt einer Harpyie verfolgt und in einen tückischen Sumpf getrieben. Dass ich noch lebe, verdanke ich nur dem Waldläufer Silvan, der mich in letzter Sekunde aus der schwefeligen Brühe gezogen hat.«

Laura blickte den Jungen ungläubig an. »Syrin ist eine Gestaltwandlerin?«

»Ganz recht! Es gibt niemanden auf Aventerra, der diese Form der Schwarzen Magie besser beherrscht als sie!«

»Aber warum hat sie dann auf Reimars Burg keine andere Gestalt angenommen?«



»Das weiß ich nicht, Laura. Ich kann nur vermuten, dass die Kunst der Verwandlung an die Welt der Mythen gebunden ist und deshalb hier auf dem Menschenstern nicht richtig funktioniert.«

»Und diese Todesstarre, kann man die auch nur auf Aventerra anwenden?«

Alarik überlegte einen Moment; sein Blick ruhte abwesend auf Schmatzfraß, der den Apfel bis auf das Kerngehäuse verputzt hatte. »Die Todesstarre wird durch ein Elixier verursacht«, sagte er grübelnd, »und wenn man das in eure Welt bringt –«

»Was Syrin mit Sicherheit getan hat!«, fiel Laura ein. »Ich nehme doch an, dass sie diese schreckliche Folter ebenfalls beherrscht?«

»Nein, Laura.« Der Blonde schüttelte den Kopf, und obwohl die Gelegenheit, über die sie sprachen, von tödlichem Ernst war, lächelte er freundlich. »Über die Todesstarre kann nicht einmal die teuflische Syrin gebieten. Nur die Fhurhurs haben Macht über diese Grausamkeit!«

»Die Fhurhurs?« Lauras Gesicht glich einem einzigen Fragezeichen. »Was um alles in der Welt sind Fhurhurs? Das hört sich ja schaurig an.«

»Das sind sie in der Tat! Sie sind die schlimmsten Schwarzmagier von ganz Aventerra und weithin gefürchtet wegen ihrer infernalischen Fähigkeiten. Die Fhurhurs waren es auch, die in der Morgenröte unserer Welten das Schwert Pestilenz mit schwarzmagischen Kräften versehen haben, sodass es sogar dem Hüter des Lichts gefährlich werden kann. Zudem beherrschen sie die Kunst, allerlei Tod bringende Tränke zu brauen. Und sie versetzen ihre Gegner bisweilen in die Todesstarre, die viele für weit schrecklicher erachten, als in der Ewigen Dunkelheit versinken zu müssen. Du hast Syrin belauscht und wirst dir deshalb vorstellen können, warum.«

Laura schluckte und musste die Tränen mühsam zurückhalten.

Nicht auszudenken, wenn Papa diese Folter erleiden musste!

»Es muss doch ein Gegenmittel gegen diese Todesstarre geben. Alles hat zwei Seiten, wie wir wissen.«

»Stimmt!« Alarik verzog bekümmert das Gesicht. »Aber leider wissen nur die Fhurhurs, wie es hergestellt wird! Und es gibt noch ein Problem.«



»Noch eins?«

»Ja.« Alarik bedachte das Mädchen mit einem gequälten Blick. »Ein großes sogar. Obwohl das Elixier einen starken Zauber enthält, dauert die Todesstarre nur einen Mond lang an und muss danach erneuert werden.«

»Das heißt, der Trank muss noch einmal verabreicht werden?«

»Genau, sonst erlangt das Opfer seine Bewegungsfähigkeit wieder! Außerdem kann die Todesstarre jederzeit durch das Gegenmittel aufgehoben werden –«

»Das nennst du ein Problem?«, fiel Laura ihm aufgeregt ins Wort. »Das ist doch eher das Gegenteil.«

Alariks Gesicht verfinsterte sich noch mehr. »Wenn ich ausreden könnte, würdest du verstehen, was ich meine«, sagte er, hörbar verärgert. »Denn nach sieben Monden –« Er brach ab, als habe er Angst weiterzusprechen.

Laura wurde plötzlich ganz bang ums Herz. »Ja?«, fragte sie zaghaft, und noch bevor sie die Antwort hörte, wusste sie, dass sie ganz entsetzlich sein würde.

»Nach sieben Monden wirkt die Todesstarre endgültig«, fuhr Alarik leise fort. »Sie ist dann durch nichts mehr rückgängig zu machen. Selbst wenn man dem Unglücklichen das Gegenmittel gleich fassweise einflößen würde!«

Oh, nein!

Laura war leichenblass geworden. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, und war unfähig, auch nur einen Ton herauszubringen.

»**N**a, endlich!« Syrin lächelte erleichtert, während sie auf den Sehenden Kristall starrte, der vor ihr auf dem Tisch stand. »Dieser Knecht des Lichts hat wahrscheinlich schon geglaubt, er könnte uns entkommen!«

Der Schwarze Fürst trat rasch an die Gestaltwandlerin heran und blickte ihr über die Schulter. In der kindskopfgroßen Kugel war das fast lebensechte Abbild eines von dichtem Gebüsch gesäumten Flusses zu erkennen. Ein Mann in zerrissener Kleidung und mit dreckverkrustetem



Gesicht kniete vornübergebeugt am Ufer und schöpfte mit den Händen Wasser, um es an den Mund zu führen und voller Gier zu trinken.

»Gut gemacht, Syrin!«, lobte Borboron. »Hast du diesen verfluchten Späher Paravains also doch noch entdeckt!«

»So ist es!«, zischte die Frau, hocheufreut über die ungewohnte Anerkennung. »Dabei hat Silvan, oder wie der Hund auch heißen mag, sich äußerst geschickt angestellt, das muss man ihm lassen!«

Syrin strich mit der Hand über die Kristallkugel. Das Abbild in deren Innerem verblasste, bis es schließlich erlosch.

»Wie hat er es bloß geschafft, an den Schlangenfluss zu gelangen?« Der Herrscher der Dunklen zog fragend die Brauen hoch und blickte Syrin an. »Das war doch der Schlangenfluss?«

Die Gestaltwandlerin nickte. »Ja. Ich kenne die Stelle ganz genau. Es ist ein ganz besonderer Ort, dem ich mich sehr verbunden fühle.« Die Erinnerung trieb ihr ein wehmütiges Lächeln ins Gesicht.

»Ich weiß«, sagte der Schwarze Fürst missmutig. »Aber wie konnte der Kerl dorthin gelangen, ohne vom Sehenden Kristall entdeckt zu werden?«

»Wahrscheinlich hat er geahnt, dass ich diesen magischen Stein besitze«, antwortete Syrin. »Deshalb hat er sich wohl der geheimen Pfade bedient, die von den Feen angelegt worden sind. Sie führen den Wissen den nicht nur schneller ans Ziel, sondern schützen ihn auch vor Schwarzer Magie.«

»Aber, wieso -?«

Syrin unterbrach den Tyrannen. »Entweder wähnt Silvan sich bereits in Sicherheit – was ich nicht annehme...«

»Oder?«

»... oder das Wasser ist ihm ausgegangen, und der Durst hat ihn dazu getrieben, den geheimen Pfad zu verlassen.«

»Wie auch immer.« Die Vorfreude trieb Borboron ein hämisches Lächeln ins Gesicht. »Jetzt wird er meiner Schwarzen Garde gewiss nicht mehr entkommen!«



»*Non, non, non!*« Percy schüttelte vehement den Kopf. »Du kannst unmöglich eine Traumreise nach Aventerra unternemen, Laura. Das wäre ein völlig aussichtsloses Unterfangen – und ein lebensgefährliches noch dazu!«

Wütend feuerte Laura die Fechtmaske auf den Boden der Turnhalle. »Aber wir müssen endlich was tun!«, fauchte sie und unterstrich jedes Wort mit ungestümen Bewegungen ihres Floretts. »Wir können Papa doch nicht einfach seinem Schicksal überlassen!«

»Das 'at auch niemand vor!« Der Lehrer klang ungehalten, und ihm war anzusehen, dass er kein Verständnis für Lauras Unbeherrschtheit hatte. »Wir werden alles in unserer Macht Ste'ende unternemen, um Marius zu befreien! Aber dazu müssen wir einen kü'len Kopf bewahren. Unüberlegtes 'andeln fü'rt uns mit Siischer'eit niischt ans Ziel!«

»Und was ist, wenn sie ihn in die Todesstarre versetzt haben?« Die Augen des Mädchens schimmerten feucht, während es den Lehrer Verständnis heischend anschaute. »Weißt du nicht, dass die nach sieben Monden für immer anhält?«

»Doch, Laura, das ist mir wo'l bekannt!« Percy zwang sich zur Ruhe und schnaufte wie ein asthmatischer Derwisch. »Dennoch beste't niischt der geringste Anlass, die Nerven zu verlieren. Es ist doch keineswegs siischer, dass die Dunklen deinem Papa tatsäschliisch diese Folter 'aben angedei'en lassen –«

»Natürlich haben sie das!«, unterbrach das Mädchen ihn aufgebracht. »Sonst hätte er nämlich längst wieder eine Traumreise gemacht und mich besucht.«

»Papperlapapp!« Vergeblich bemühte sich der Lehrer um Gelassenheit. »Es kann doch Gründe der mannigfaltiischsten Art geben, die i'n davon ab'alten. Aber selbst wenn du Rescht 'aben solltest, kann diese Todesstarre bei Marius noch niischt allzu lange andauern.«

»Woher willst du das wissen? Papa befindet sich doch schon seit mehr als einem Jahr in der Gewalt der Dunklen Mächte!«

»Das ist riischtiisch. Aber streng deinen 'übschen Kopf mal an, und denk ein bißschen nach, Laura: Zuletzt 'ast du i'n in der Nacht zu dei-



nem dreizehnten Geburtstag gesehen, 'abe iisch Rescht?»

Laura schnaubte ungehalten. »Na, und?»

»Das bedeutet, dass sie Marius frühestens danach in die Todesstarre versetzt 'aben können. Seitdem sind gerade mal zwei Monde vergangen, und es bleibt des'alb noch genügend Zeit, deinen Papa zu retten.«

Laura antwortete nicht. Sie strich sich die verschwitzten Haare aus der Stirn und musterte Percy verkniffen.

»Iisch kann deine Ungeduld nur zu gut verste'hen.« Mit einem beschwichtigenden Lächeln versuchte der Lehrer die angespannte Stimmung zu entkrampfen. »Aber dein Vor'aben ist o'ne jede Aussichts auf Erfolg. Du wärst völliisch auf diisch allein gestellt. Niemand könnte diisch nach Aventerra begleiten, und es würde deinen siischeren Tod bedeuten, wenn du diisch in die 'ö'le des Löwen begeben würdest.« Er trat dicht an das Mädchen heran und legte ihm besänftigend die Hand auf die Schulter. »Iisch 'offe, das Thema ist damit ein für alle Mal erlediiischt?»

Anstelle einer Antwort wandte Laura sich ab und bückte sich nach der Fechtmaske. Je eher wir Papa befreien, umso besser, ging es ihr durch den Kopf. Schließlich kann niemand wissen, über welche teuflischen Mittel die Dunklen noch verfügen. Vielleicht haben sie Foltermethoden, die weit schrecklicher sind als die Todesstarre? Was, wenn sie ihn unentwegt peinigen? So sehr, dass er es nicht mehr aushalten kann?

Laura behielt diese Gedanken aber für sich. Sie war fest entschlossen, eine Traumreise zu ihrem Vater zu machen. Sie musste sich selbst davon überzeugen, wie es ihm ging – und niemand würde sie von ihrem Entschluss abbringen können.

»Wie siehst du denn aus?» Lukas blieb überrascht in der Tür zu Lauras Zimmer stehen und starrte die Schwester verwundert an. »Gehst du zum Fasching, oder was?»

»Das hab ich sie auch schon gefragt«, meldete sich Kaja zu Wort. »Aber sie wollte mir nichts sagen und warten, bis du da bist. Damit sie nicht alles zweimal erklären muss!« Die Rothaarige hockte mit angezogenen Knien auf ihrem Bett und musterte die Freundin mürrisch.

Laura saß in den Kleidern von Alarik auf ihrem Schreibtischstuhl. Auf



die große Ballonmütze aus Percys Fundus hatte sie allerdings verzichtet, sodass ihre Haare bis auf das braune Lederwams hinunterflössen.

Sie wirkt sehr ernst und irgendwie entschlossen, dachte Lukas.

»War toll, wenn du endlich die Tür zumachen könntest!«, herrschte die Schwester ihn an. »Es zieht!«

Von dem schroffen Ton überrascht, verzog Lukas das Gesicht und hob entschuldigend die Hände. »Ist ja gut – *sorry!*« Er beeilte sich, Lauras Aufforderung nachzukommen, und ließ sich dann auf Kajas Bett plumpsen. »Du erlaubst doch?«, fragte er und brach, ohne eine Antwort abzuwarten, eine Rippe von der Schokolade auf dem Nachttisch ab und steckte sie in den Mund.

»Hey!« Kaja sah ihn empört an. »Das ist meine letzte Tafel!«

Mit vollem Mund kauend, machte Lukas eine wegwerfende Handbewegung. »Du wirst es überstehen. Außerdem sind es nur noch gut zwei Stunden bis zum Abendessen. Bis dahin wirst du bestimmt nicht verhungern.«

»Kann ich endlich anfangen?«, fragte Laura unwirsch.

»Anfangen?« Lukas sah sie verwundert an. »Womit denn?«

»Euch zu erklären, worauf ihr während meiner Traumreise zu achten habt!«

Kaja reagierte auf die Ankündigung ähnlich ungehalten wie Percy. »Oh, nö, Laura!«, protestierte sie vehement. »Das ist doch Wahnsinn. Das wirst du nicht überleben.«

»Die Suche nach dem Kelch der Erleuchtung war ebenfalls gefährlich«, entgegnete Laura trotzig. »Sogar lebensgefährlich. Wenn wir uns davon hätten abhalten lassen, hätten wir ihn nie gefunden – und der Hüter des Lichts wäre gestorben und die Herrschaft des Ewigen Nichts längst angebrochen.«

Lukas kaute auf seiner Unterlippe, bevor er antwortete: »Das mag ja alles richtig sein – und trotzdem ist die Suche nach dem Kelch nicht mit einer Traumreise nach Aventerra zu vergleichen. Du kennst dich im Reich des Schwarzen Fürsten doch gar nicht aus. Du weißt noch nicht mal, wo seine Burg steht.«



»Das weiß ich sehr wohl!« Lauras Miene wurde noch verkniffener. »A-larik hat mir alles genaustens erklärt!«

»Und wenn schon! Was ist, wenn du nicht in der Festung landest, sondern mitten in diesem Schwefelsumpf?« Tiefe Falten furchten die Stirn von Lukas. »Bei deiner letzten Traumreise bist du ja auch nicht exakt in Ravenstein angekommen, stimmt's?«

Laura überhörte die Frage des Bruders und blickte ihn nur flehentlich an. »Bitte, Lukas, versteh mich doch! Ich will mich nur kurz umsehen und rausfinden, was mit Papa passiert ist! Ich muss endlich wissen, was die mit ihm gemacht haben und ob er noch am Leben ist – sonst kann ich an nichts anderes mehr denken. Das müsstest du doch verstehen!«

Der Junge schluckte betroffen. Natürlich verstand er, was die Schwester antrieb. Schließlich vermisste er den Vater ebenso wie sie.

»Also gut«, sagte er nach einer Weile. »Von mir aus.«

»Super!«, jubelte Laura laut.

Kaja dagegen war fassungslos. »Ihr seid vollkommen verrückt!«, stöhnte sie. »Das halt ich im Kopf nicht aus.«

»Aber nur unter einer Bedingung«, setzte Lukas plötzlich nach.

Das Strahlen in Lauras Augen erstarb. »Welche Bedingung denn?«

Lukas sah auf die Armbanduhr. »Es ist jetzt kurz vor fünf. In exakt zwei Stunden werde ich dich wieder wecken – komme, was da wolle!«

»In zwei Stunden?«, fragte Laura bestürzt. »Das ist doch viel zu kurz!«

Ungerührt schüttelte der Junge den Kopf.

»Drei Stunden, Lukas! Ich brauche wenigstens drei Stunden, bitte!«

Der Bruder ließ sich nicht erweichen. »Zwei Stunden und keine Sekunde mehr«, wiederholte er ungerührt. »Dann bist du rechtzeitig zum Abendessen wieder da.« Und mit kaum verhohlenen Grinsen fügte er hinzu: »Aber wenn dir die Zeit nicht reicht, kannst du ja Percy bitten, dir zu helfen.«

»Du, Schuft!«, zischte Laura, gab aber nach. »Also gut, einverstanden«, seufzte sie und trat dichter an die Freunde heran. »Hört zu: Ihr müsst einfach nur aufpassen, dass meinem Körper, der hier zurückbleibt, nichts zustößt. Am besten, ihr haltet euch die ganze Zeit hier auf und



lasst niemanden ins Zimmer, dem ihr nicht trauen könnt – verstanden?»

Kaja sah aus, als werde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. »Verstanden«, antwortete sie weinerlich. Dann erhob sie sich und umarmte Laura mit feucht schimmernden Augen. »Viel Glück! Pass gut auf dich auf, und komm heil zurück!«

Auch Lukas umarmte die Schwester zum Abschied. »Sei bitte vorsichtig!«, mahnte er eindringlich. »Und riskier bloß nicht zu viel – selbst wenn du nichts über Papa rausfinden solltest!«

Laura nickte beklommen. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, und fast schien es, als sei ihr doch etwas bange. Langsam streckte sie sich auf ihrem Bett aus, schloss die Augen und atmete tief durch. Sie versuchte alles um sich herum zu vergessen und sich in den Zustand zu versetzen, der es ihrem Geist ermöglichte, sich von der Erdschwere zu lösen. Da kein weiterer Wächter zugegen war, musste Laura die uralten Verse diesmal selbst sprechen:

»Strom der Zeit, ich rufe dich; Strom der Zeit, erfasse mich! Strom der Zeit, ich öffne mich; Strom der Zeit, verschlinge mich!«

Es dauerte diesmal länger, bis sie vom Sog des Lichttunnels erfasst wurde. Ihr Körper widersetzte sich anfänglich ihrem Willen, bis er sich doch dem ewigen Zeitenstrom hingab. Während Kaja und Lukas mit einer Mischung aus Angst und Verwunderung beobachteten, wie die Freundin in eine Bewusstseinsstarre fiel, trat Lauras Traumgestalt die mit menschlichem Verstand nicht zu erfassende Reise durch Zeit und Raum an.





Kapitel 21 ✿ Die dunkle Festung

as für ein entsetzlicher Gestank, fuhr es Laura durch den Kopf, eindeutig der beißende Geruch von Schwefel! Sollte Lukas Recht behalten haben? Bin ich tatsächlich in dem tödlichen Sumpf gelandet, an dessen Rand die Dunkle Festung liegt? Laura wurde übel vor Angst, doch da drangen auch schon barsche Rufe und wütende Flüche an ihr Ohr, die sich mit Hufgetrappel und dem Rasseln schwerer Ketten mischten.

Mit angehaltenem Atem öffnete Laura die Augen einen kleinen Spalt – und bemerkte zu ihrer Erleichterung, dass sie diesmal genau am richtigen Ort gelandet war: Sie stand im Innenhof einer riesigen Burg, deren Mauern und Türme fast endlos hinauf in den nächtlichen Himmel ragten. Zwei Monde waren über der düsteren Festung aufgezogen: der gelblich schimmernde Erdtrabant und ein leuchtend blauer – die Erde, wie Laura allerdings erst auf den zweiten Blick erkannte.

Obwohl sich die Dunkelheit über Aventerra gesenkt hatte, war der Burghof in helles Licht getaucht. An mehreren Stellen loderten Feuer, und dazwischen wimmelte es nur so von unheimlichen Gestalten. Es herrschte ein Treiben wie auf einem gespenstischen Jahrmarkt, und in den Schwefelgeruch, der über allem lastete, mischte sich ein fast körperlich zu spürender Hauch des Bösen.

Rasch trat das Mädchen einen Schritt zurück und suchte Schutz im Schatten der Mauer, die den Burghof begrenzte. Verborgen hinter einem Stapel alter Holzfässer – dem beißenden Geruch nach zu urteilen, waren sie ehemals mit Brantwein gefüllt –, ließ es den Blick über den weitläufigen Hof schweifen



Laura sah Hunderte von Rittern in schwarzen Rüstungen, deren rot glühende Augenpaare wie Kohlen glimmten. Die Männer wärmten sich an den Feuern oder hatten sich in Gruppen auf dem Boden gelagert. Lärmend vertrieben sie sich die Mußestunden mit Würfel- und Kartenspielen, während zerlumpte Pferdeknechte die Streitrösser versorgten. Das schwarze Fell der Zossen gleißte im flackernden Licht. Ungestüm widersetzten die Tiere sich den Zügeln, keilten aus und bockten. Ihr Wiehern und Schnauben hatte nur wenig Pferdehaftes an sich. Es erinnerte vielmehr an die Laute von Raubtieren. Den Knechten, die sie striegeln oder den Stallungen zuführen wollten, stand die blanke Angst ins Gesicht geschrieben. Die Ritter ließen ein schadenfrohes Gelächter hören, wenn sie nicht gerade wüste Flüche ausstießen, um einen schlechten Wurf oder ein unglückliches Blatt zu kommentieren. Hin und wieder brüllten sie auch die struppigen Hunde an, die zwischen ihnen umherstrichen und sich um Knochen balgten. Die meisten Köter waren fast ebenso riesig wie Dragan und Drogur. Einige boten einen besonders erschreckenden Anblick: Sie besaßen zwei Köpfe, die sich wie ein Ei dem anderen glichen.

Auf der Hofseite, die Lauras Versteck gegenüberlag, befanden sich Werkstätten, vor denen Schmiede an mächtigen Ambossen Schwerter und andere Waffen formten. Während die Männer mit schweren Hämmern auf glühende Eisen eindroschen, erhellte die Lohe der Essen ihre rußverschmierten Gesichter und ihre bloßen Oberkörper, auf denen Bäche von Schweiß sich einen Weg durch die schwarz glänzende Schmutzschicht suchten und bizarre Muster auf ihre Haut zeichneten.

Laura beobachtete Mägde mit dickbäuchigen Tonkrügen in den Händen und ausladenden Tragegestellen auf dem Kopf, die voll beladen waren. Wie Irrlichter leuchteten ihre angestregten Gesichter im zukenden Schein der Feuer. Ohne die Ritter eines Blickes zu würdigen, huschten sie wie getrieben dahin und verschwanden in der Trutzburg.

Laura grübelte darüber nach, wo der Eingang zum Kerker sein mochte, als sie plötzlich ausgemergelte, zerlumpte Kinder jeden Alters bemerkte, die den Schmieden, Pferdeknechten, Lastenträgern und Haus- und



Küchenmägden zur Hand gingen und ebenso schufteten wie diese. Sie fragte sich, warum die Kinder sich klaglos zu solch schweren Arbeiten hergaben, als sie bemerkte, dass breite Bänder aus Flacheisen um ihre Knöchel geschmiedet waren. An diesen Bändern war jeweils ein kleiner Ring befestigt. Laura verstand sofort, wozu der diente: Man konnte Ketten hindurchziehen, um die Kinder aneinander zu fesseln. Es waren Sklaven – die Arbeitssklaven des Schwarzen Fürsten Borboron!

Mitleid erfüllte Lauras Herz. Mit großen Augen beobachtete sie die unglücklichen Kleinen, die ihren Dienst mit so ausdruckslosen Gesichtern versahen, als habe man sie nicht nur ihres Willens, sondern auch ihrer Persönlichkeit beraubt. Man hatte wohl einen teuflischen Zauber über sie verhängt, anders war ihre an Apathie grenzende Fügsamkeit nicht zu erklären. Wahrscheinlich wieder eine Untat der Fhurhurs, grübelte Laura, als ein Fauchen sie aus den Gedanken riss.

Erschrocken drehte sie sich um – und schaute in ein weit aufgerissenes Maul, in dem mehrere Reihen spitzer Zähne blitzten. Ein missgestaltetes Vieh mit getigertem Fell von der Größe eines kräftigen Katers hatte sich auf vier Pfoten angeschlichen. Laura wich zurück, während sie das Tier genauer betrachtete. Sein Kopf glich dem eines Raptoren – jener mörderischen Dinosaurier, die sie in den Jurassic-Park-Filmen in Angst und Schrecken versetzt hatten. Sein Schwanz dagegen sah aus wie der eines riesigen Skorpions. An seinem Ende befand sich ein bedrohlich spitzer Dorn.

Während Laura noch auf den Stachel starrte, in dem sie ein starkes Gift vermutete, fauchte die Kreatur erneut, und eine gesplattene Zunge schnellte aus ihrem Maul hervor. Ihre Spitze war mit kleinen Widerhaken besetzt. Länger und länger wurde das fleischigrote Band, während es sich wie der Tentakel eines Monsterkraken auf Laura zuschlangelte. Entsetzt wich sie zurück, doch die Zunge streifte ihren Knöchel. Die Berührung brannte wie Feuer, und Laura musste sich zwingen, ihre Panik nicht laut hinauszuschreien, denn soeben setzte das Tier zum Sprung an – als es von einem Stein am Kopf getroffen wurde, sich unter Jaulen herumwarf und blitzschnell die Flucht ergriff.



Überrascht schaute Laura sich um. Ein blondes Mädchen stand in der Nähe und ließ gerade den Arm sinken. Offensichtlich hatte es sie gerettet.

»Wie kann man nur so leichtfertig sein und einen getigerten Giftschleicher so nah an sich heranlassen?«, fragte das Mädchen vorwurfsvoll.

»Ähm«, stammelte Laura nur und blickte gebannt auf die Kleine in dem schlichten Gewand, das einmal weiß gewesen sein mochte. Sie war von zierlicher Gestalt und vermutlich ein Jahr jünger als sie selbst. Lange Haare, die zu dicken Zöpfen geflochten waren, rahmten ihr ebenmäßiges Gesicht. Es war ebenfalls schmutzig.

»Ähm«, stammelte Laura erneut. »Ein... ähm... getigeter Giftschleicher?«

»Bist du blind? Oder tust du nur so unwissend?« Unwirsch schüttelte die Kleine den Kopf. »Selbst wenn die Wunschgauler dir den Willen genommen haben, solltest du immer noch wissen, dass mit diesen Viechern nicht zu spaßen ist! Hier in der Dunklen Festung sind sie noch um vieles gefährlicher, weil sie vom Odem des Bösen beflügelt werden!«

Laura öffnete den Mund, brachte jedoch keinen Ton heraus. Sie war viel zu verwirrt, um etwas Vernünftiges sagen zu können.

Giftschleicher! Wunschgauler! Der Odem des Bösen!

Wer sollte das alles verstehen?

Das Mädchen schien ihre Verwirrung zu spüren. »Seit wann bist du eigentlich hier?«, fragte es neugierig. »Ich hab dich noch nie gesehen. Wann bist du in die Fänge der Verführer geraten und hierher gebracht worden?«

»Ich... Ähm...«

»Sie müssen dir auch die Erinnerung genommen haben«, erklärte die Kleine, und Laura konnte das Mitleid spüren, das in ihrer Stimme mitschwang. »Ich fürchte, ohne Hilfe wirst du hier nicht lange überle.«

Sie brach ab, Misstrauen überschattete ihr Gesicht. Eindringlich musterte sie Laura von oben bis unten. »Diese Kleider – woher hast du die?«

»Ähm... Wieso fragst du?«

Hastig machte das Mädchen einen Schritt auf Laura zu, packte sie



hart an den Schultern und schüttelte sie. »Los, sag schon!« Die Blonde schien erregt zu sein und schrie nun beinahe. »Sag, wo du diese Kleider –«

In diesem Augenblick ertönte ein schrilles Hornsignal. Das Mädchen erschrak, ließ von Laura ab und richtete die Augen auf das große Tor, das in die Südmauer des Burghofes eingelassen war.

»Öffnet das Tor, schnell! Die Schwarze Garde kommt zurück! Schnell, beeilt euch!«, brüllte einer der Wachen.

Die Schwarze Garde?, grübelte Laura. Ob das die allseits gefürchtete Leibwache des Schwarzen Fürsten ist?

Da eilte auch schon ein halbes Dutzend Wachmänner herbei. Hastig hoben sie die dicken Balken, mit denen das mächtige Portal verriegelt war, aus den Halterungen und legten sie zur Seite. Dann machten sie sich an den schweren Torflügeln zu schaffen und zogen einen nach dem anderen auf.

Während Laura sie noch verwundert beobachtete, war das blonde Mädchen längst zur Pforte geeilt. Auch die meisten Ritter hatten sich auf das Signal hin zur südlichen Hofseite begeben. Selbst die Mägde und Knechte schienen begierig darauf zu sein, die Rückkehrer in Augenschein zu nehmen, und so beschloss Laura, es ihnen gleichzutun.

Als sie vor dem Tor angelangt war, hatte sich dort bereits eine Schar Neugieriger versammelt. In dichten Trauben standen sie rechts und links vom Eingang, sodass sich in ihrer Mitte eine Gasse für die Schwarze Garde öffnete. Da entdeckte Laura auch schon das Mädchen in der Menge, drängte sich so nahe wie möglich an es heran und postierte sich dicht hinter ihm.

Endlich standen die Flügel des Portals so weit offen, dass Laura einen Blick hinauswerfen konnte. Am fernen Horizont ragte eine Gebirgsformation auf, aus deren kegelförmigen Gipfeln hin und wieder Feuerzungen in den Himmel loderten. Vulkanberge wahrscheinlich, überlegte Laura gerade, als sie einen Trupp Reiter erspähte.

Es waren dreizehn Ritter von imposanter Statur, die allesamt auf schwarzen Streitrössern saßen und in schwarzen Rüstungen steckten. Jeder von ihnen ist mindestens einen Kopf größer als Bardolf der Starke,



fuhr es Laura durch den Kopf. Dabei war Bardolf mit Abstand der größte von Reimars Recken!

Schweigend hielt der Trupp auf das Tor zu. Nur das Klirren der Rüstungen, das Schlagen der Schwertscheiden und das Knarren der Sättel drangen an Lauras Ohr. Die Augen der Ritter wie auch die ihrer Pferde leuchteten gefährlich rot im Dunkel der Nacht, und aus den Nüstern der Tiere quoll schwefelgelber Dampf. Als die Reiter über die Brücke donnerten, die den breiten Burggraben überspannte, entdeckte Laura einen Gefangenen, der von den Pferdeleibern umringt war.

Der Mann schaute in Lauras Richtung, und für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke. Hilf mir!, konnte Laura in seinen Augen lesen. Bitte, hilf mir!

Im selben Moment stieß die Kleine vor ihr einen erstickten Schrei aus. »Sil – !«, flüsterte sie kaum hörbar, bevor sie sich mit totenbleichem Gesicht durch die Menge drängte und davoneilte.

Verwundert sah Laura ihr nach. Was hatte das zu bedeuten? Ob sie den Unglücklichen kannte? Was sonst mochte der Grund für ihr seltsames Verhalten sein?

Neugierig geworden, betrachtete Laura den Gefangenen eingehender. Der kräftige Mann schleppte sich schwerfällig dahin. Haselnussbraune Augen stachen aus seinem verschmutzten Gesicht hervor. Dass er elend aussah, lag wohl weniger an dem Stoppelbart, der Wangen und Kinn bedeckte, sondern eher an seiner misslichen Lage. Sein dreckverkrustetes Gewand hing in Fetzen von seinem muskulösen Oberkörper. Blutige Striemen zogen sich über seinen Rücken, und als Laura die Lederpeitsche am Sattel eines Schwarzen Ritters erblickte, wusste sie, woher die Verletzungen rührten. Die Hände des Gefangenen waren mit Stricken gebunden. Sein Hals steckte in einer Henkersschlinge, die mittels eines Seiles mit dem Sattelknopf des Truppführers verbunden war. Laura war entsetzt ob dieser Grausamkeit: Wenn der Unglückliche stolperte und zu Boden fiel, würde sich die Schlinge zuziehen und ihn zu Tode strangulieren!

Betroffen blickte Laura in die Runde der Schaulustigen.



Auf den Gesichtern der Ritter stand fast ausnahmslos ein unverhohlenes Grinsen. Einige von ihnen spuckten beim Anblick des Gefangenen aus, während andere rüde Kommentare hören ließen: »Endlich haben sie ihn erwischt, diesen verfluchten Späher von Paravain!« – »Aufknüpfen, den Hund! Damit er nicht mehr herumschnüffeln kann!« – »Lasst ihn die Peitsche spüren, diesen Knecht des Lichts!« – »Er soll verrecken und der verfluchte ElySION gleich mit ihm!«

Laura musste an sich halten, um nicht laut aufzuschreien vor Empörung.

Die Mägde und Knechte hingegen starrten den Unglücklichen nur wortlos an. In einigen Gesichtern glaubte Laura den Anflug von Mitleid zu erkennen. Sie hatten wohl nur Angst, dies offen zu zeigen. Die Kinder allerdings, die sich ebenfalls unter die Zuschauer gemischt hatten, beobachteten das schändliche Schauspiel teilnahmslos.

Nachdem die Schwarze Garde das Tor passiert hatte, wurde es wieder geschlossen, und die Menge zerstreute sich. Laura aber folgte den Schwarzen Krieger so unauffällig wie möglich.

Endlich waren die Reiter an der Nordseite des Platzes angelangt. Der Anführer hob die rechte Hand, befahl den Männern abzusitzen und übergab den Gefangenen den beiden Kerkerknechten, die inzwischen auf den Hof getreten waren – einem großen, schmalen und einem kleinen mit zotteligem Haar.

»Sperrt ihn sicher weg, diesen Hund!«, trug er ihnen mit barscher Stimme auf. »Und wenn er auch nur den geringsten Ärger machen sollte, dann schlägt ihn meinerwegen tot!«

Lauras Schrecken hielt sich diesmal in Grenzen, als sie gewahrte, dass es sich bei den Knechten um Trioktiden handelte. Schließlich war sie diesen dreiäugigen Wesen bereits einmal in der Internatsbibliothek begegnet. Das unheimliche dritte Auge auf der Stirn der Wärter taxierte bereits den Gefangenen, während ihr normales Augenpaar noch immer auf den Anführer gerichtet war.

Von allen Seiten wieselten nun Pferdeknechte heran, um sich der Streitrösser anzunehmen. Dienstefrige Mägde eilten mit Weinkrügen



herbei und reichten sie den Heimkehrern, während die Kerkerdiener den Gefangenen packten und ihn vor sich herstießen, bis sie mit ihm in einer schmalen Mauerspforte verschwanden.

Es kann sich eigentlich nur um den Eingang zum Verlies handeln, überlegte Laura. Vorsichtig schaute sie sich im Hof um – und Sekunden später hatte die Tür sie verschluckt.

Ängstlich starrte Kaja auf das Bett, auf dem der leblose Körper der Freundin lag. Sie musste sich ganz dicht hinunterbeugen, bis sie erkannte, dass Laura nach wie vor atmete. Irritiert griff Kaja nach Lauras Handgelenk und fühlte den Puls. Sie zählte kaum dreißig Schläge in der Minute.

»Das ist einfach unfassbar!« Kopfschüttelnd sah sie Lukas an, der vor dem Computer saß und in die Tiefen des Internets eingetaucht war. »Als ob sie nur noch auf Sparflamme leben würde.«

»Ist doch logosibel!«, erwiderte der Junge beruhigend. »Wahrscheinlich ist das bei ihr so ähnlich wie bei Tieren im Winterschlaf. Die fahren ihren Stoffwechsel auch extrem runter, damit sie so wenig Energie wie möglich verbrauchen.«

»Aber Laura ist doch kein Tier!« Kaja klang richtig entrüstet.

»War doch nur ein Beispiel, du Spar-Kiu. Indische Yogis können das übrigens auch. Durch bloße Willenskraft und absolute Körperbeherrschung kommen sie mit so wenig Luft aus, dass sie es unbeschadet überstehen, wenn man sie für gewisse Zeit in die Erde eingräbt!«

»Echt?«

»Wenn ich's dir doch sage!«, gab Lukas verärgert zurück.

»Dann verstehst du ja bestimmt auch, wie dieses Traumreisen funktioniert?«, sagte Kaja trotzig.

Lukas zog eine Schnute und grübelte. »Na ja, nicht so ganz«, sagte er schließlich. »Andererseits erscheint mir die wissenschaftstheoretische Grundlage des Vorgangs völlig einleuchtend. Wie Stephen Hawking nämlich in seiner weltweit viel beachteten –«

»Oh, nö!«, stöhnte Kaja. »Lass mich bloß zufrieden damit!«



Lukas wollte gerade zu einer spöttischen Erwiderung ansetzen, als es an der Tür klopfte.

Als Kaja einen Spaltbreit öffnete, stand Kevin davor. Er hatte seinen Rucksack in der Hand.

»Ist Lukas bei euch?«, wollte er wissen.

»Ah... Ich... Ah... Ich weiß nicht«, druckste Kaja unsicher herum, machte die Tür schnell wieder zu und warf Lukas einen fragenden Blick zu.

Der Junge nickte. »Du kannst ihn ruhig reinlassen.«

»Aber Laura hat doch ausdrücklich gesagt, dass wir niemanden ins Zimmer lassen sollen!«

»Schon. Aber Kevin hat sie damit bestimmt nicht gemeint. Er weiß nämlich längst über alles Bescheid!«

»Was?« Kajas Gesichtszüge entgleisten. »Sag, dass das nicht wahr ist! Wie könnt ihr denn so bescheuert sein und einen Wildfremd –«

»Wir kennen Kevin gut genug, um ihm trauen zu können«, unterbrach Lukas sie kühl.

»Quatsch! Laura ist in den Typen verschossen und deshalb völlig arglos!«

»Du hast ja einen Knall!« Lukas' Gesicht verfinsterte sich. »Nun hör schon auf, so einen Unsinn zu reden, und lass ihn endlich rein!«

»Ihr werdet schon noch sehen, was ihr davon habt!«, brabbelte Kaja ungehalten, öffnete widerwillig die Tür und ließ Kevin unter grimmigen Blicken eintreten.

Als der Junge Laura leblos auf dem Bett entdeckte, verzog er überrascht das Gesicht. »Ist sie gerade auf... Traumreise?«

»Ja«, knurrte Kaja mürrisch. »Jetzt setz dich endlich, und mach nicht so 'n Krach. Sonst wacht sie noch auf!«

»*Sorry*, bin ja schon leise.« Vorsichtig ließ Kevin sich auf Lauras Schreibtischstuhl nieder, zog so behutsam wie möglich den Reißverschluss des Rucksacks auf und holte zwei Flaschen daraus hervor. »Ich hab euch Cola mitgebracht«, sagte er mit einladendem Lächeln. »Falls ihr Durst bekommt. Außerdem hält es wach.« Mit einem Seitenblick auf



Laura fügte er hinzu: »Das kann ja nie schaden, oder?«

Der Gang, der in das Verlies führte, war nur schwach durch Fackeln beleuchtet. Laura war das nur recht. Die Wärter, denen sie in einigem Abstand folgte, würden sie in diesem Zwielflicht wohl kaum bemerken. Dicht an die Wand gedrückt und jede der zahlreichen Nischen als Dekkung nutzend, drang sie immer tiefer ins Innere des Gewölbes. Die Luft roch muffig.

Als Laura einen fettleibigen Trioktiden entdeckte, glaubte sie schon, dass ihr Unternehmen zum Scheitern verurteilt sei. Der Dicke sah reichlich grotesk aus, denn das Auge auf seiner Stirn wurde von einer Schutzklappe verdeckt. Mit einer Hellebarde in der Hand bewachte er den Eingang zu dem schachtartigen Treppenhaus, das vermutlich in die tieferen Geschosse des Kerkers führte. Erschrocken zwängte Laura sich in eine kleine Mauerlücke und beobachtete angespannt, wie der Fettwanst sich von seinem Schemel erhob und den Kollegen mit dem Gefangenen breit entgegengrinste.

»Welch eine Freude!«, höhnte er mit knabenhaft dünner Stimme. »Schon wieder ein neuer Gast! Unsere Herberge muss einen guten Ruf genießen.«

Der lange Wärter erwiderte sein spöttisches Grinsen. »Jedenfalls können wir uns nicht beklagen über die Nachfrage!«, entgegnete er. »Schau dir den Kerl nur gut an. Ein zweites Mal kriegst du ihn nämlich nicht zu sehen.«

»Verstehe!« Das dümmliche Feixen wirkte plötzlich wie festgefroren im Mondgesicht des Wärters. »Dann erhält er also eine der besonders komfortablen Unterkünfte im untersten Geschoss?«

»Du sagst es!«

»Eigentlich schade um ihn!«, piepste der Dicke, und Laura meinte echtes Bedauern herauszuhören. »Er ist so ein hübscher Kerl!« Damit trat er zur Seite und ließ die Kollegen mit dem Gefangenen passieren.

Laura überlegte noch fieberhaft, wie sie unbemerkt an dem Fettwanst vorbeikommen konnte, als ein schwächtiges Mädchen die Treppe he-



raufstieg. Es schleppte einen schweren Krug und ging mit ausdruckslosem Gesicht wie selbstverständlich an dem Wärter vorbei. Der Trioktid ließ die Kleine gewähren.

Augenblicklich reifte ein kühner Plan in Laura.

Nur Minuten später näherte sie sich dem Fettwanst mit der Hellebarde, einen bis zum Rand gefüllten Wasserkrug in der Hand. Sie hatte der Kleinen das Gefäß abgeschwatzt, um es an ihrer Stelle zu den Kerkerknechten ins unterste Verlies zu bringen. Obwohl eigentlich nichts schief gehen und dem Dicken unmöglich auffallen konnte, dass sie nicht zu den Sklaven gehörte, beschleunigte sich Lauras Herzschlag und das Blut rauschte so laut durch ihre Adern, dass sie schon fürchtete, der Trioktid könne es hören. Doch der schaute nicht einmal auf, als sie ihn passierte. Umso heftiger jedoch fuhr ihr der Schreck ins Mark, als er sie nur Augenblicke später unvermutet anrief: »Hey!«

Laura zuckte zusammen, blieb stehen und wandte sich ganz langsam um. »Ja... Herr?«

Der Fettwanst war aufgestanden, watschelte wie eine plattfüßige Ente auf sie zu und starrte sie finster an. »Bist du neu hier?«, fiepte er und lächelte.

Laura bemerkte, dass er nur noch einen gelben Zahnstummel besaß. »Ähm... ja... ähm... ganz recht, Herr.«

»Brauchst nicht Herr zu mir zu sagen. Mir geht es auch nicht viel besser als dir armem Schwein! Aber einen Gefallen könntest du mir tun?«

»Und... der wäre?«

»Wenn du wieder in die Küche kommst, versuch einen Becher Wein für mich zu organisieren, ja?«

Laura lächelte, und ihre Erleichterung war nicht gespielt. »Ich will's versuchen.«

»Schön«, sagte Einzahn und streichelte ihr mit den Wurstfingern über das Haar. »Bist ein gutes Kind.« Damit watschelte er zu seinem Platz zurück.

Je tiefer Laura in den Kerker vordrang, umso unerträglicher wurde der Gestank. Der Schwefelgeruch raubte ihr fast den Atem. Die Luft war



stickig und feucht, und es herrschte eine höllische Hitze. Bäche von Schweiß rannen dem Mädchen über Gesicht und Körper, als es in einen schummrigen Gang trat und sich vorsichtig umblickte.

Von den Wärtern war nichts zu sehen. Aus der Tiefe des Kerkers allerdings kamen undeutliche Stimmen. Sie klangen gereizt. Ob sie den Trioktiden gehörten, die den neuen Gefangenen in Ketten legten? Aus den Nachbarzellen drangen unterdrücktes Stöhnen und ersticktes Wimmern. Laura wurde trotz der Hitze immer kälter ums Herz. Dicht an dicht reihten sich die niedrigen Verliese aneinander. Gitter aus armdicken Eisenstäben grenzten sie zum Gang hin ab, sodass man sie einsehen und die Insassen jederzeit im Auge haben konnte. Laura hielt den Atem an: Ob Papa wohl in einem dieser Verschläge gefangen war? Wenn sie das Gespräch zwischen dem Fettwanst und seinen Kollegen richtig verstanden hatte, dann war das unterste Geschoss des Kerkers für besondere Gefangene vorbehalten – und zu denen zählte Marius mit Sicherheit.

Sich vorsichtig umblickend, schlich das Mädchen weiter den Gang entlang und spähte in die erste Zelle. Der Steinboden war von Schmutz und Unrat übersät, das Stroh auf den Pritschen verschimmelt. Die drei Gefangenen schienen das nicht wahrzunehmen, ebenso wie sie Laura nicht bemerkten. Zwei von ihnen kauerten in Lumpen auf dem Lager und starrten apathisch vor sich hin. Der dritte – ein Albino, wie die schneeweißen Haare und rot unterlaufenen Augen des Mannes verrieten – war mehr tot als lebendig. Man hatte ihn mit dicken Ketten an der Wand fixiert, die Arme ausgebreitet wie ein Gekreuzigter. Sein ausgemergelter Körper war bis auf einen Lendenschurz nackt. Jede einzelne Rippe zeichnete sich unter der bleichen Haut ab, die von Wunden und eitrigen Schwären überzogen war. Sein Kopf hing kraftlos auf der Brust, und ein kaum hörbares Wimmern kam aus seinem Mund.

Laura stockte fast das Herz beim Anblick des Gemarterten. Sie fühlte Tränen auf den Wangen. Ihre Knie begannen zu zittern, und sie musste sich zwingen weiterzugehen.

Die Insassen der nächsten Zellen waren in ähnlicher Verfassung. Ihren Wunden nach zu urteilen, waren auch sie misshandelt worden.



Plötzlich hörte Laura das Knallen einer Peitsche, gefolgt von den unterdrückten Schmerzenslauten eines Mannes. Sie lauschte entsetzt – das musste aus einem weit entfernten Verlies kommen!

Bekommen setzte das Mädchen seinen Weg fort, als es, wie von einem Keulenhieb getroffen, zusammenfuhr. Beinahe wäre ihm der Wasserkrug aus den Händen geglitten. »Papa, nein!« Mit schreckgeweiteten Augen starrte Laura auf den Mann, der in der Zelle vor ihr auf dem Schlaflager ausgestreckt war.

»Papa!«, flüsterte sie erstickt.

Wie durch einen feuchten Schleier sah sie ihren Vater, der reglos wie ein Stein dalag und nichts um sich herum wahrzunehmen schien. Sein Mund stand leicht offen, die Augen starrten zur Decke. Laura konnte nicht die geringste Bewegung in seinem Gesicht erkennen. Kein Blinzeln, kein Wimpernschlag, kein Atmen – nichts. Fast hatte es den Anschein, als sei alles Leben aus ihm gewichen. Als sei er bereits – tot.

Laura war wie gelähmt. Geschüttelt von Weinkrämpfen, stand sie vor dem Eisengitter.

»Papa«, flüsterte sie mit erstickter Stimme. »Was haben sie bloß mit dir gemacht?«

Und dann fiel es ihr ein: Borboron hatte ihren Vater also tatsächlich in die Todesstarre versetzen lassen.

Die Stimme in ihrem Rücken fuhr Laura wie ein Messerstich ins Herz: »Was treibst du da?«

Laura trocknete die Tränen mit dem Handrücken und wandte sich langsam um. Vor ihr standen der Lange und das Zottelhaar und blickten sie grimmig an.

»I... I... Ich«, stotterte sie, und die Angst, die sie befallen hatte, schnürte ihr beinahe die Kehle zu. »Ich... bringe... Wa... Wa... Wasser.« Endlich hatte sie sich wieder gefasst und deutete mit einer raschen Kopfbewegung auf ihren Vater. »Soll ich ihm auch...?«

Der große Trioktid ließ ein höhnisches Lachen hören. »Du musst neu sein – oder ein Dummkopf!«, sagte er dann. »Der hier braucht kein Wasser mehr. Er braucht überhaupt nichts mehr. Er ist verloren. Obwohl –



wenn die nicht bald mit dem Elixier auftauchen, wird er noch mal aus der Erstarrung erwachen. Aber helfen wird's ihm trotzdem nicht.«

Ein unerwartetes Gefühl der Hoffnung stieg in Laura auf. Wenn Papa tatsächlich zu sich kam, konnte sie vielleicht Kontakt zu ihm aufnehmen. Ein einziger Blickwechsel würde genügen, damit er wusste, dass sie ihn nicht vergessen hatte, dass sie ihn gesucht hatte und alles zu seiner Befreiung unternahm. Das würde ihm sicherlich neuen Mut verleihen und ihm helfen, die Qualen leichter zu ertragen.

Ganz bestimmt!

»Jetzt hör endlich auf, den Erdenmenschen so dämlich anzuglotzen«, fuhr der lange Kerkerknecht sie an, »auch wenn du noch nicht viele von ihnen gesehen haben magst. Bring endlich den Krug zu dem Gefangenen im letzten Verlies!« Damit wandte er sich an den Kleinen. »Begleite sie, und schließ ihr auf!«

»Nicht nötig – ich hab die Tür offen gelassen.«

»Was?« Das Gesicht seines Kumpanen verfärbte sich. »Bist du wahnsinnig geworden?«, brüllte er.

»Reg dich nicht so auf, der Kerl kann sich die nächsten Stunden sowieso nicht bewegen!«

Fassungslos schüttelte der Große den Kopf. »So ein bodenloser Leichtsinn! Der Wein scheint dir allmählich den Verstand zu benebeln. Dass du nachher bloß nicht vergisst abzuschließen! Und wenn das noch mal vorkommt, werde ich dich dem Wachführer melden!«

»Keine Sorge, vergess ich schon nicht«, brummte der Gescholtene. In seinem Ärger versetzte er Laura einen Fußtritt. »Troll dich, du dämliches Gör!«

Laura stolperte los. Unmittelbar nach der Zelle ihres Vaters machte der Gang einen scharfen Knick nach rechts. In dem kurzen Abzweig befanden sich nur noch drei Zellen, sodass sie das letzte Verlies bereits nach wenigen Schritten erreicht hatte.

Die Gittertür stand tatsächlich offen. Der Gefangene lag leblos auf dem verdreckten Steinboden. Sein Rücken war von blutigen Striemen übersät. Die Trioktiden hatten ihm das Gewand vom Oberkörper gefetzt



und ihn so lange bearbeitet, bis die Spuren der Hiebe ein netzförmiges Muster auf seiner Haut hinterlassen hatten. Im ersten Moment dachte Laura, der Gefolterte sei tot. Erschrocken stellte sie den Krug auf dem kleinen Holztisch am Gitter ab und kniete neben dem Gefangenen nieder. Er atmete noch, wenn auch schwer. Zum Glück fand sie ein Tuch in einer Tasche von Alariks Wams. Schnell tränkte sie es mit Wasser, wischte dem Verletzten das Gesicht ab und kühlte ihm die Stirn.

Nur Augenblicke später bewegte der Unglückliche kaum merklich die Lippen. »Wa... Wasser«, stöhnte er.

Laura eilte zum Tisch zurück, füllte den Tonbecher, der dort bereitstand, stützte den Kopf des Benommenen und setzte das Gefäß an seinen Mund. Mit geschlossenen Augen begann er zu trinken, wie ein Säugling, der nach der Flasche giert.

»Hab Dank«, stammelte er schwach, nachdem Laura den Becher abgesetzt hatte.

»Psst!«, mahnte das Mädchen und strich ihm beruhigend über die schweißverklebten Haare. »Nicht anstrengen.«

Ungeachtet der Mahnung versuchte der Gefangene die Augen zu öffnen. Seine Lider flatterten unruhig, als er Laura ansah. »Sag... Alienor, wo... ich bin.«

»Alienor?«

»Ja. Die Blonde, die vor dir stand... am Tor. Sie... Sie soll nach meinen Wunden sehen, denn sonst... sonst –« Damit verlor er wieder das Bewusstsein, und sein Kopf sank kraftlos auf den Boden.

Laura fühlte seinen Puls: Er lebte noch. Wie konnte sie dem armen Mann nur helfen? Was konnte sie für ihn tun? Eigentlich nichts – außer seine Botschaft zu überbringen.

Schweren Herzens verließ Laura die Zelle. Bevor sie den Hauptgang erreichte, lugte sie vorsichtig um die Ecke.

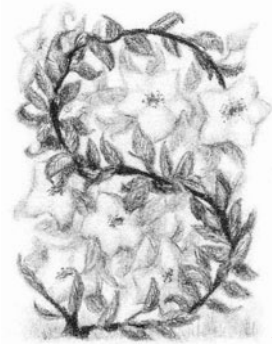
Ihr Gehör hatte sie nicht getrogen. Stiefel dröhnten, und mit ausladenden Schritten näherten sich drei Gestalten aus der Tiefe des Ganges. Zwei Männer und eine Frau. Laura erkannte die echsenhafte Schwarzmagierin sofort.



Syrin!

Alarik hatte Recht: Sie lebte wirklich noch, auch wenn das für den menschlichen Verstand kaum zu erfassen war. Aber welche der aufregenden Dinge, die sich in der jüngsten Zeit ereignet hatten, waren schon mit dem Verstand zu erfassen?





Kapitel 22 ✿ Das Verlies des Schwarzen Fürsten

Syrin sah noch genauso aus wie damals, vor Hunderten von Jahren, als Laura ihr in der mittelalterlichen Burg Ravenstein begegnet war. Syrin schien nicht eine Minute älter geworden zu sein und trug offenbar auch noch dasselbe smaragdgrüne Gewand, das sie auf Reimars Bankett getragen hatte. Nur die Kette mit dem goldenen Anhänger, die um ihren Hals hing, war neu. Das Mädchen erkannte erst auf den zweiten Blick, worum es sich bei dem höchstens drei Zentimeter großen Amulett handelte: Es war ein stilisiertes Rad mit acht Speichen – das Rad der Zeit!

Zu Tode erschrocken, rang Laura nach Luft – und begriff im selben Moment, wie das zu erklären war: Ihr Vater hatte sie in der Nacht zu ihrem dreizehnten Geburtstag in seiner Traumgestalt besucht. Als seine Traumreise jäh unterbrochen wurde, hatte er die Kette in der Hand gehalten. Auf diese Weise also war das kostbare Rad der Zeit nach Aventura – und in die Hände von Syrin gelangt. Kein Wunder, dass die Schwarzmagierin mächtiger war als jemals zuvor. Das von Lichtalben zu Anbeginn der Zeiten aus dem gleichen Gold wie der Kelch der Erleuchtung geschmiedete Amulett verstärkte die Kräfte und Fähigkeiten seines Trägers um ein Vielfaches – und so verlieh es nun der Magierin nahezu grenzenlose Macht.

Die Gruppe war vor dem Verlies von Marius Leander angekommen. Die Trioktiden hatten sich längst von ihren Schemeln erhoben und buckelten vor den Besuchern.

Ihr Anführer war ein hoch gewachsener Mann. Seine kräftige Gestalt war in einen schwarzen Umhang gehüllt, der fast bis zum Boden reichte.



Der Griff des Schwertes, mit dem der Finstere gegürtet war, ragte daraus hervor. Das Gesicht mit der Adlernase war totenbleich wie das von Syrin. Der schmallippige Mund verriet die Grausamkeit, die ihn beseelte. Seine Augen glühten rot wie Lava, als er die Kerkerwärter ansah.

»Aufmachen!«, befahl er barsch.

Ein Schauer lief Laura über den Rücken, und die Härchen in ihrem Nacken stellten sich auf: Ihr war schlagartig bewusst geworden, dass die Stimme, die direkt aus den Schlünden der Hölle zu kommen schien, nur dem Schwarzen Fürsten gehören konnte.

Borboron!

Auch das Verhalten der Kerkerwärter deutete darauf hin. Sie wagten dem Anführer der Dunklen Mächte nicht einmal ins Gesicht zu sehen, sondern verharrten mit gesenktem Kopf an ihrem Platz. Mühsam stotternd brachte der Lange eine Antwort zustande: »So... So... Sofort, Herr!« Mit zittrigen Fingern nestelte er beflissen den riesigen Schlüsselbund vom Ledergurt, den er um den Leib trug, schloss die Gittertür auf und trat zur Seite, damit der Schwarze Fürst und seine Begleiter eintreten konnten.

Borboron ließ einem unscheinbaren Mann im scharlachroten Umhang den Vortritt. Laura konnte dessen Gesicht nicht erkennen, da er die Kapuze weit in die Stirn gezogen hatte. Dennoch hegte sie nicht den geringsten Zweifel, dass er einer der berüchtigten Fhurhurs war. Alarik hatte ihr erzählt, dass nur diese Schwarzmagier solche Umhänge tragen durften.

Gefolgt vom Schwarzen Fürsten und Syrin, begab sich der Fhurhur an das Lager von Marius Leander. Als der Schwarzmagier sich an Borboron wandte, erhaschte Laura einen Blick auf sein kränklich gelbes Gesicht mit den zahllosen Altersflecken.

»Wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen«, krächzte das Männchen mit bösem Grinsen, bevor er sich wieder über Marius beugte.

Und wirklich: Laura beobachtete, dass ihr Vater sich zu regen begann. Wie in Zeitlupe tasteten seine Hände sich zu seinem Gesicht empor.

Er lebte also tatsächlich noch!



»Papa!«, flüsterte Laura aufgeregt, und der Wunsch, auf der Stelle in die Zelle zu stürmen und ihm um den Hals zu fallen, wurde übermächtig. Aber das wäre Wahnsinn! Der reine Selbstmord! Sie musste das brennende Verlangen unterdrücken, auch wenn ihr das unsagbar schwer fiel.

Der Fhurhur griff unter seinen Umhang und holte eine kleine Phiole hervor – vermutlich der Trank, der Marius Leander erneut in die Todesstarre versetzen würde. Laura hätte am liebsten die Augen geschlossen, als der Schwarzmagier sich über ihren Vater beugte – und konnte den Blick dennoch nicht abwenden.

Völlig unvermittelt ließ Syrin einen Ausruf hören. »Bei allen Dämonen!« Sichtlich verblüfft blickte sie auf das goldene Amulett an ihrem Hals. Ein Zittern hatte es befallen, mehr und mehr bewegte es sich hin und her, um dann, wie von Geisterhand bewegt, wie wild an der Kette auf und ab zu tanzen. Der Schwarze Fürst und der Fhurhur waren nicht minder überrascht als die Gestaltwandlerin, und auch Laura schaute fassungslos auf das Rad der Zeit – das mit einem Mal rot aufleuchtete!

»Verflucht!« Eine Mischung aus Zorn und Verwirrung zeichnete Borborons Gesicht. »Was hat das zu bedeuten?«

Die Echsenaugen der Magierin waren immer noch wie gebannt auf das Amulett gerichtet. »Das Rad der Zeit sehnt sich nach seiner Herrin«, zischte sie verächtlich.

»Eigenartig.« Der Schwarze Fürst musterte sie misstrauisch. »Warum gerade jetzt?«

»Das vermag ich nicht zu sagen. Ich kann nur vermuten, dass das Balg aktiv geworden ist und etwas gegen uns im Schilde führt.« Abrupt wandte Syrin sich ab und sah den Fhurhur mit herrisch vorgerecktem Kinn an. »Du kannst die Prozedur doch auch ohne uns durchführen«, blaffte sie, »oder benötigst du etwa unsere Hilfe?«

»Ich warne dich zum letzten Mal, Weib!« Der alte Mann schien seinen Zorn nur mühsam zu unterdrücken. »Pass auf, was du sagst – oder du wirst es bereuen!«

Die Gestaltwandlerin hatte nur einen verächtlichen Wink für ihn üb-



rig, bevor sie sich wieder an den Schwarzen Fürsten wandte. »Begleitet mich in meine Kammer«, sagte sie, »damit wir uns Klarheit über die Botschaft des Rades verschaffen können!«

Borboron bedeutete dem Schwarzmagier mit einem Nicken, dass er mit der Prozedur fortfahren solle, und verließ mit Syrin den Kerker.

Der Fhurhur schickte den beiden finstere Blicke hinterher, bevor er sich über den Gefangenen beugte, dessen Körper sich mehr und mehr aus der Erstarrung löste.

Marius Leander ahnte längst, was ihm drohte. Er hob wie zur Abwehr die linke Hand – allein es half ihm nichts. Ohnmächtig musste Laura mit ansehen, wie der Fhurhur ihrem Vater zwei Tropfen eines grünlichen Elixiers in den Mund träufelte, worauf die Hand von Marius mitten in der Bewegung verharrte und sein Körper wieder in die Reglosigkeit gebannt wurde.

»Nein!«, stöhnte Laura. Vor ihren Augen begann es sich zu drehen, und ihr war, als liege sie selbst auf dem Lager und alle Lebensgeister würden aus ihr weichen. Ihrer Kräfte beraubt und zu keiner Reaktion mehr fähig, beobachtete sie teilnahmslos, wie ihre Finger den Griff lösten und der Tonkrug laut scheppernd zu Boden fiel.

Syrin und Borboron hatten sich bereits ein geraumes Stück von Marius' Kerker entfernt, als ein lautes Splittern sie innehalten ließ. Überrascht drehten sie sich um und blickten auf die Trioktiden, die immer noch vor der Zelle standen. »Was war das?«, herrschte der Schwarze Fürst sie an. »Was geht hier vor?«

»Ah... Das... Das muss die Sklavin gewesen sein, die sich um den neuen Gefangenen kümmert«, gab der Lange zur Antwort, während er zur Ecke des Ganges schielte, hinter der sich Laura verborgen hielt und mit bangem Herzen das Gespräch verfolgte. »Sie ist neu und noch ziemlich ungeschickt.«

Borborons Miene bewölkte sich, und glühender Zorn spiegelte sich in den roten Augen. »Dann ist es an der Zeit, dass du ihr bringst, wie eine Sklavin ihren Dienst zu versehen hat. Sorg dafür, dass ihr die Ungeschicklichkeiten schleunigst vergehen. Und wenn auch das nichts fruch-



ten sollte, dann ist ihr Schicksal besiegelt – hast du verstanden?»

»Natürlich, mein Gebieter«, antwortete der Lange, und auch der andere Kerkermeister erwachte aus seiner Lethargie. »Keine Angst, Herr«, sagte er, und die Aussicht, das Mädchen mit allerhöchster Erlaubnis hart anpacken zu dürfen, trieb ihm ein freudiges Grinsen ins Gesicht. »Ihr könnt Euch ganz und gar auf uns verlassen!«

»Das will ich auch hoffen! Andernfalls...« Der strenge Blick, den der Schwarze Fürst seinen Knechten zuwarf, war unmissverständlich. Borboron schickte sich an weiterzugehen, als Syrin ihn daran hinderte.

»Einen Augenblick noch«, sagte sie und wandte sich an die Trioktiden. »Die Sklavin ist neu, sagt ihr?«

»Ja, Herrin. Sie versieht heute zum ersten Mal ihren Dienst im Kerker.«

»Tatsächlich?« Nachdenklich spielte die Gestaltwandlerin mit dem Rad der Zeit an ihrer Halskette. Es hatte sich beruhigt und sah wieder genauso aus wie vorher. Syrin strich sich mit den Krallenfingern übers Kinn. »Vielleicht... sollten wir uns das Mädchen einmal näher ansehen?«, sagte sie dann. Ohne Borborons Antwort abzuwarten, setzte sie sich in Bewegung und ging zügig auf die Mauerecke zu.

Oh, nein!

Zu Tode erschrocken, bemühte Laura sich um Fassung. Fieberhaft blickte sie sich um, auf der Suche nach einem Versteck – vergeblich. Syrin kam unaufhaltsam näher. Ihre Tritte hallten wie eine böse Drohung an Lauras Ohr. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis die Gestaltwandlerin sie entdeckte. Und dann –

Verwundert starrte Kaja auf die leblose Freundin. »Oh, nö!«, stieß sie überrascht aus.

»Was ist los?« Kevin, der mit Lukas vor dem Computer der Mädchen saß und ein Adventure-Game spielte, schaute sie fragend an.

»Laura hat das Gesicht verzogen!«

»Ja, und?«

»Ich find das irgendwie merkwürdig«, antwortete Kaja aufgeregt. »Seit



sie sich auf Traumreise befindet, hat sie nicht die geringste Bewegung gemacht. Keine Regung, keinen Mucks, nichts. Aber vor ein paar Sekunden ist Laura plötzlich zusammengezuckt, das hab ich deutlich gesehen. Findet ihr das nicht komisch?»

»Was soll daran denn komisch sein?« Lukas musterte sie verständnislos. »Jeder Mensch bewegt sich im Schlaf, das ist völlig normal. Der eine mehr und der andere weniger, und selbst in tiefster Hypnose bleibt niemand völlig regungslos!«

Kaja zuckte hilflos mit den Schultern. »Mag ja alles sein – aber irgendwie hab ich ein doofes Gefühl.«

»Irgendwie?«, wiederholte Lukas mit Nachdruck und legte die Stirn in Falten. »Klingt ja direkt überzeugend!«

Verärgert über die bissige Bemerkung, schnitt Kaja ihm eine Grimasse. »Ja – irgendwie! Auch wenn dir das zu hoch sein sollte!« Sie legte das Buch zur Seite und beobachtete Laura eindringlich. »Sie sieht plötzlich so anders aus. Als ob sie –« Sie stockte. Sie hatte natürlich bemerkt, dass Lukas ihr seinen allseits gefürchteten Jetzt-red-doch-bloß-keinen-Blödsinn-du-Spar-Kiu-Blick zuwarf. Kaja wusste nur zu genau, was für gewöhnlich passierte, wenn man diese Warnung ignorierte: Eine ätzende Bemerkung war die Folge, die leider meist ins Schwarze traf und den Adressaten bis auf die Knochen blamierte. Kaja zögerte deshalb einen Moment – doch dann gewann die Sorge um die Freundin die Oberhand über die Furcht vor der Blamage. »Laura sieht aus, als würde sie unsere Hilfe brauchen«, fuhr sie tapfer fort.

Kevin schüttelte missbilligend den Kopf. »Also davon kann ich wirklich nichts erkennen, Kaja. Das bildest du dir bloß ein.«

»Mach ich nicht!« Das Pummelchen war mehr als besorgt. »Guckt sie euch doch nur mal an, dann werdet ihr es auch merken!«

Endlich erhob Lukas sich doch, trat neben das Bett der Schwester und betrachtete sie eingehend. »Ich weiß wirklich nicht, was du hast.«

»Mann, Lukas!« Wachsende Verzweiflung lag in Kajas Blick. »Sieh doch mal genau hin! Außerdem hat Laura uns doch bestimmt nicht ohne Grund gebeten, auf sie aufzupassen!«



»Stimmt.« Der junge nickte und stupste die Brille von der Nasenspitze zurück. »Aber damit hat sie lediglich gemeint, dass wir darauf achten sollen, dass ihr *hier* nichts geschieht! Weil sie in der Trance nämlich völlig hilflos ist. Davon allerdings, dass wir sie vorzeitig zurückholen, war mit keinem Wort die Rede. Und so, wie ich meine Schwester kenne, würde sie sich auch schön bedanken, wenn wir ihr die Traumreise vermasseln!«

»Aber wenn sie tatsächlich in Gefahr ist?« Kajas Stimme klang weinerlich.

»Nur weil sie sich bewegt hat?« Lukas zog die Augenbrauen hoch und setzte sein Oberlehrergesicht auf. »Überleg doch mal: Könnte es nicht auch sein, dass Laura deswegen zusammengezuckt ist, weil sie gerade rausgefunden hat, wie sie Papa befreien kann? Willst du wirklich, dass wir das verhindern? Das würde sie uns nie im Leben verzeihen!«

Kaja blieb stumm.

»Ich versteh ja, dass du dir Sorgen machst«, sagte Lukas ungewohnt sanft, während er Kaja zur Beruhigung die Hand auf die Schulter legte. »Aber Laura geht mit Sicherheit kein unnötiges Risiko ein – glaub mir!« Mit einem Blick auf die Uhr fügte er hinzu: »In zwanzig Minuten wollen wir sie sowieso wecken. Und die kurze Zeit sollten wir ihr schon noch geben, findest du nicht?«

Noch immer sagte Kaja keinen Ton. Nicht dass die Argumente von Lukas ihr nicht eingeleuchtet hätten. Im Gegenteil – sie klangen ganz überzeugend. Aber – sie hatte einfach ein blödes Gefühl, und daran konnte auch Lukas nichts ändern.

»Ich finde, er hat Recht!«, sagte Kevin. Mit einladendem Lächeln hielt er Kaja und Lukas ein Glas Cola hin. »Jetzt trinkt erst mal einen Schluck, damit ihr endlich auf andere Gedanken kommt!«

Laura schloss die Augen. Die unheimliche Frau würde sie jeden Moment entdecken. Schon konnte sie die Kälte spüren, die von der Magierin ausging. Nur ein paar Schritte noch – und ihr Schicksal war besiegelt.

Syrin hatte die Ecke des Ganges erreicht, als eine laute Mädchen-



stimme durch den Kerker tönte. »Kommt schnell, Herrin! Der Adler des Lichts! Ich hab Pfeilschwinge über der Festung gesehen!«

Wie von einer Viper gebissen, fuhr Syrin herum und sah dem Mädchen entgegen, das auf sie zugestürmt kam. Auch Borboron, der der Gestaltwandlerin gefolgt war, hatte einen Moment die Fassung verloren und wartete ungeduldig, bis die Blonde bei ihnen angelangt war. Der schnelle Lauf musste sie angestrengt haben, denn sie keuchte. Der Schwarze Fürst musterte sie kühl. »Bist du dir auch sicher, Alienor?«

»Ja, Herr!« Das Mädchen schaute den Herrscher treuherzig an. »Die Aufseher haben uns doch eingeschärft, es sofort zu melden, wenn sich irgendwo ein Geschöpf des Lichts blicken lässt. Und deshalb –« Es brach ab und senkte den Kopf, weil es den bohrenden Blick der feuerroten Augen einfach nicht mehr ertragen konnte.

Ein böses Lächeln huschte über Borborons Gesicht, als er sich zu Syrin umdrehte. »Deine Sklavin ist überaus eifrig, Syrin«, sagte er. »Komm, lass uns nachsehen, was Elysions elende Kreaturen wieder im Schilde führen mögen!« Rüde schob er das Mädchen zur Seite und eilte mit weit ausladenden Schritten davon.

»Sorgt dafür, dass diese neue Sklavin sich nachher umgehend bei mir meldet, verstanden?«, zischte die Gestaltwandlerin den Kerkerknechten noch zu, bevor sie dem Schwarzen Fürsten folgte.

Die Anspannung fiel wie eine zentnerschwere Last von Laura ab. Erleichtert ließ sie die angehaltene Luft aus den Lungen strömen. Puh – das war gerade noch einmal gut gegangen! Sie zitterte noch immer am ganzen Leibe, und kalter Schweiß rann über ihren Rücken.

Da bog Alienor um die Ecke. Laura wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen. »Danke«, hauchte sie stattdessen nur. »Du hast mir das Leben gerettet. Wenn du nicht zufällig gekommen wärst...«

Die Blonde mit den strahlend blauen Augen lächelte. »Es war kein Zufall.«

»Nein?«

»Nein.« Alienor schüttelte den Kopf. »Ich habe die Unglückliche, die hier Dienst tut, nach Silvan gefragt, und –«



»Dann bist du also Alienor?«, unterbrach Laura hastig und deutete auf die letzte Zelle. »Er hat von dir gesprochen und mich gebeten, dir Bescheid zu geben. Er ist verletzt.«

»Hätte mich auch gewundert, wenn es anders wäre«, antwortete Alienor traurig. »Die Kleine hat mir erzählt, dass du den Krug von ihr erben hast.«

Laura nickte.

»Dann kannst du keine Sklavin sein. Niemand, der bei Sinnen ist, würde sich freiwillig für den Dienst im Kerker melden.«

»Du bist klug«, antwortete Laura ohne jede Ironie, »und verstehst schnell.«

»Ich habe gesehen, wie der Schwarze Fürst und seine Begleiter das Verlies betreten haben, und da war mir klar, dass du in Gefahr schwebst.«

»Wie wahr!« Laura ließ ein gequältes Lachen hören. »Einen Augenblick später, und es wäre um mich geschehen gewesen! Warum misstrauen sie dir eigentlich nicht?«

»Weil ich Syrins persönliche Sklavin bin, deshalb!«

»Du Ärmste!« Laura seufzte mitleidig. »Dann bist du also auch hierher verschleppt worden?«

Die Blonde schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe mich freiwillig in ihre Gewalt begeben.«

»Freiwillig?« Laura konnte ihre Überraschung nicht verbergen. »Aber wieso –«

Alienor schnitt ihr das Wort ab. »Das ist eine zu lange Geschichte, als dass ich sie dir jetzt erzählen könnte. Sag mir lieber, woher du die Kleider hast, die du trägst?«

»Ähm«, antwortete Laura und wollte gerade zu einer Erklärung anheben, als der wuschelhaarige Trioktid um die Ecke bog. Ohne Vorwarnung schlug er ihr ins Gesicht und deutete auf die Scherben, die auf dem Boden verstreut lagen. »Das ist für den Krug! Beim nächsten Mal wirst du die Peitsche zu spüren kriegen, ist das klar?«

Laura antwortete nicht, sondern rieb sich nur die brennende Wange.



»Ist das klar?«, brüllte der Kerkerknecht erneut.

Alienor versetzte Laura einen Stoß in die Rippen, und die verstand sofort. »Ja, Herr«, sagte sie eilig.

Ein zufriedenes Grinsen erhellte das finstere Gesicht des Wärters. »Und jetzt mach, dass du zu Syrin kommst! Wie es scheint, hat sie große Sehnsucht nach dir.«

Laura zögerte – und spürte ein zweites Mal Alienors Ellenbogen. »Natürlich, Herr«, wiederholte sie deshalb rasch und eilte davon. Sie hörte noch, wie der Trioktid Alienor anherrschte, sie solle die Scherben auf sammeln.

In diesem Moment trat der Fhurhur aus dem Verlies von Marius Leander. Mit trippelnden Schritten entfernte er sich, während der dünne Aufseher die Gittertür verriegelte.

Laura konnte nicht umhin, einen Blick in die Zelle zu werfen.

Gleich einer steinernen Statue ruhte ihr Vater auf dem Strohlager, dazu verdammt, zumindest weitere achtundzwanzig Tage in der Todesstare vor sich hinzuvegetieren. Es war ja ausgeschlossen, dass sich in der Dunklen Festung jemand fand, der ihm das Gegenmittel verabreicht -

Laura zuckte wie vom Donner gerührt zusammen.

Natürlich!

Das war es! Sie selbst konnte ihm das Gegenmittel verabreichen, sie musste es nur finden!

Ihr Kopf flog herum, und ihre Augen suchten den Fhurhur. Das Männchen im scharlachroten Kapuzenumhang war bereits am Ende des schummrigen Ganges angelangt und trat gerade durch einen Mauerbogen ins Treppenhaus. Wenn sie sich an seine Fersen heftete, würde es sie vielleicht an den Ort führen, an dem es seine Zaubersäfte und magischen Elixiere aufbewahrte.

Das Ganze war viel leichter, als Laura sich vorgestellt hatte. Niemand schöpfte Verdacht, während sie dem Fhurhur über den Burghof und ins Innere der Schwarzen Festung folgte. Dabei wimmelte es überall nur so von Schwarzen Rittern, Bediensteten und Kindersklaven. Und auch die Hunde, Katzen und diese widerwärtigen Giftschleicher schienen allge-



genwärtig zu sein. Doch wie im Kerker hielt man Laura offenbar auch hier für eine der Sklavinnen; selbst die Wachen ließen sie anstandslos passieren.

Der Schwarzmagier drehte sich nicht einmal nach ihr um. Sein roter Umhang flatterte, während er durch die verwinkelten Flure seinem Gemach zustrebte. Es war in einem der hohen Türme gelegen. Die Wendeltreppe führte fast endlos in die Höhe, aber den alten Mann schien das Treppensteigen zu Lauras Verwunderung überhaupt nicht anzustrengen. Er bewegte sich stetig und mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, Stockwerk um Stockwerk hinter sich lassend.

Endlich ging er auf eine Tür neben der Treppe zu. Sie war nicht verriegelt.

Laura suchte Deckung hinter einem Pfeiler, während der Fhurhur in die Kammer trat. Er musste es sehr eilig haben, denn er ließ die Tür offen stehen und machte sich an einem großen Schrank an der gegenüberliegenden Wand zu schaffen. Dutzende von Behältern der verschiedensten Art – Tiegel, Flaschen, Becher, Schalen, Töpfe, Phiolen und Glaskolben – waren darin aufgereiht. Der Fhurhur holte die Phiole unter seinem Umhang hervor und stellte sie dazu.

Hoffentlich ist auch das Gegenmittel in dem Schrank verwahrt!, schoss es Laura durch den Kopf. Eine freudige Erregung erfasste sie, und ihr Herz klopfte unwillkürlich schneller.

Eilends verließ der Magier sein Gemach, zog die Türe hinter sich zu und entfernte sich. In Gedanken versunken, passierte er den Pfeiler, hinter dem Laura sich verborgen hielt. Das Mädchen wagte nicht zu atmen – doch auch diesmal bemerkte der Fhurhur es nicht. Nur wenig später verhallten seine Tritte in der Tiefe des Treppenhauses.

Laura spähte in den Gang: Es war niemand zu sehen! Rasch huschte sie auf die Kammer zu. Die Klinke machte nicht den geringsten Lärm, als sie sie nach unten drückte. Die Tür ließ sich geräuschlos öffnen. Laura trat ein – und erblickte durch ein schmales Fenster ein ungewöhnliches Sternzeichen am nächtlichen Firmament.

Wie magisch angezogen, ging sie darauf zu und starrte mit offenem



Mund auf die hell leuchtende Sternenformation. Die sieben Sterne, von denen einer kräftiger funkelte als der andere, formten das gleiche rätselhafte Zeichen, das ihr bereits vom Deckengewölbe des geheimen Klosterarchivs zugeblinkt hatte. Das gleiche Sternbild, das auch den Einband des alten Folianten zierte, eines, das von der Erde aus nicht zu sehen war.

Seltsam, dachte Laura. Dann zeigt das Deckengewölbe im Kloster also den Himmel von Aventerra.

Aber warum?

In tiefes Nachdenken versunken, drehte sie sich langsam um – und erschrak zu Tode: Vor ihr standen zwei Schwarze Ritter und grinsten sie böse an.

»Ich hoffe, du verzeihst uns die Störung«, höhnte der Ritter, an dessen Kinn ein Ziegenbart spross, »aber wir haben lange genug auf dich gewartet!«

Gewartet?

Wieso denn gewartet? Wie hatten sie denn wissen können, dass sie in die Kammer des Fhurhurs -?

»Los, mitkommen!« Der Bärtige unterband Lauras Überlegungen mit harscher Stimme. Das Grinsen war aus seinem Gesicht gewichen und hatte einer ernsten Miene Platz gemacht. »Borboron und Syrin können es gar nicht mehr erwarten, dich zu sehen!«

Widerstand war zwecklos. Sie würde nichts gegen die beiden Recken ausrichten können. Selbst mit Hilfe ihrer besonderen Fähigkeiten nicht. Deshalb ließ Laura sich ohne Gegenwehr von den Schergen des Schwarzen Fürsten abführen. Sie empfand nicht die geringste Furcht, während sie von den Bewaffneten durch die Gänge geleitet wurde. Im Gegenteil: Eine Unbeschwertheit hatte sie erfasst, sodass sie sich förmlich zwingen musste, nicht fröhlich vor sich hinzulächeln. Der Anführer der Dunklen Mächte und die unheimliche Gestaltwandlerin konnten ihr nicht das Geringste anhaben. Schließlich würde es nur noch wenige Augenblicke dauern, bis Lukas sie aufweckte – und noch im selben Moment würde sich ihre Traumgestalt vor den Augen der Dunklen in Nichts auflösen, und sie würde völlig unbeschadet zur Erde zurückkehren. Borboron und



Syrin werden ganz schön blöd gucken, dachte Laura, und unterdrückte ein Grinsen.

Auf Burg Ravenstein hatte sich eine schläfrige Stille über Lauras Zimmer gesenkt. Das Ticken des Weckers auf Kajas Nachttisch war zu hören, während die Zeiger unaufhaltsam auf sieben Uhr zuwanderten. Der Computer summte leise vor sich hin, und aus den Lautsprechern drang immer wieder die gleiche monotone Tonfolge. Auf dem Monitor war der Bildschirmschoner zu sehen – Buckelwale, die träge blubbernd durch einen Seetang-Dschungel auf dem Grund eines grünlichen Meeres schwammen.

Von draußen im Park wehten die gedämpften Stimmen einiger Ravensteiner herein, die sich trotz der einsetzenden Dunkelheit noch auf dem Skateboard-Parcours vergnügten. Kaja und Lukas jedoch hörten das nicht. Die Rothaarige lag ausgestreckt auf ihrem Bett und schnarchte sanft vor sich hin, während der Junge kraftlos auf dem Drehstuhl vor Lauras Schreibtisch hing. Sein Oberkörper war im Schlaf auf die bunte Schreibauflage gesunken. Direkt neben dem leeren Colaglas hatte er den Kopf auf die verschränkten Arme gebettet.

Die Uhrzeiger ruckten eben über die volle Stunde hinweg, als draußen ein laut schepperndes Geräusch ertönte. Doch Kaja und Lukas nahmen auch das nicht wahr. Und sie bemerkten ebenfalls nicht, dass Laura, die immer noch in Trance versunken war, auf ihrem Bett zusammensackte und ängstlich das Gesicht verzog.

Kevin aber war verschwunden.





Kapitel 23 ✦ Ein unheimliches Angebot

Der Thronsaal der Dunklen Festung war riesig. Die Flammen im steinernen Kamin loderten so heftig, dass Laura unwillkürlich an ein Höllenfeuer denken musste. Wild stoben die Funken auf, wenn die Scheite zischend und knallend platzten und sich ein Regen aus glühenden Holzstückchen auf den Steinboden vor dem Kamin ergoss. Doch das schien niemanden zu stören. Weder den Schwarzen Fürsten auf dem Thron noch die Gestaltwandlerin, die daneben stand, und die beiden Wachen vor dem Eingangsportaal schon gar nicht. Nur einer der schwarzen Hunde, die vor dem Feuer lagerten, jaulte auf, als er von einem der sengenden Teile getroffen wurde.

Die Schergen führten Laura vor den gewaltigen Lehnstuhl an der Stirnseite des Raumes. Der Thron war fast vollständig aus schwarzem Holz gefertigt. Laura fragte sich, ob es wohl Ebenholz war, wusste allerdings nicht, ob die Vegetation auf Aventerra der auf der Erde glich. Vielleicht wuchsen in der Welt der Mythen ja ganz andere Bäume und Pflanzen als in ihrer Heimat. Sitz und Rückenlehne des imposanten Stuhls waren mit langhaarigem braunem Fell überzogen, und auf der Lehne, direkt über dem Kopf des Schwarzen Fürsten, war ein bleicher Tierschädel angebracht. Er erinnerte Laura an einen Pferdekopf, auch wenn er die geschwungenen Hörner eines Widders besaß und die Zähne eher wie die gefährlichen Reißer eines Raubtieres aussahen. Die Armlehnen waren aus einem beigefarbenen Material geschaffen. Im ersten Moment fürchtete Laura, dass es sich um menschliche Knochen handele, Oberschenkelkochen wahrscheinlich. Dann aber erkannte sie zu ihrer Erleichterung, dass es wohl doch Elfenbein war.



Borboron lehnte entspannt in seinem Thron. Mit einer herrischen Geste entließ er die Schwarzen Ritter und musterte das Mädchen durchdringend. »Hast du im Ernst geglaubt, dass du uns übertölpeln kannst und wir dich nicht entdecken würden?«, herrschte er sie an.

Obwohl Laura die kehlige Stimme nicht zum ersten Mal hörte, war ihr, als wandere eine Legion eisiger Nadeln über ihren Rücken. Aber vielleicht waren es ja auch die bohrenden, kalten Schlangenaugen von Syrin, die sie frösteln machten? Das Gesicht der Magierin verriet keinerlei Gefühlsregung. Erst als der Anhänger an ihrer Halskette unvermittelt aufglühte, verzog sich ihr Mund zu einem spöttischen Grinsen.

»Damit hast du wohl nicht gerechnet, dass das Rad der Zeit dich ver-raten würde?«, höhnte sie. »Es verspürt große Sehnsucht nach dir, nach seiner rechtmäßigen Herrin. Das bist du doch, Laura, nicht wahr? Oder soll ich dich lieber Laurenz nennen?«

Syrin erinnerte sich also ganz genau an ihre Begegnung auf der Burg des Grausamen Ritters, auch wenn diese nach menschlicher Zeitrechnung nun schon viele hundert Jahre zurücklag.

»Wenn mir die Mütze nicht vom Kopf gefallen wäre, hätte niemand bemerkt, dass ich ein Mädchen bin«, entgegnete Laura trotzig. »Selbst Ihr nicht mit Euren ›magischen‹ Kräften.«

»Pass auf, was du sagst, du dummes Balg!« Syrin fauchte wie ein Drache, ihr Gesicht war wutverzerrt. »Du weißt ganz genau, dass meine Künste auf dem Menschenstern nicht richtig wirken und sich nur auf Aventerra vollständig entfalten! Was dir damals zum Vorteil gereicht hat, denn sonst wärest du mir niemals entkommen. Und dieser lächerliche Spielmann auch nicht.« Sie trat ganz dicht an Laura heran und bedachte sie mit spöttischen Blicken. »Aber ich habe damals schon gewusst, dass wir uns wieder begegnen würden – und der Sehende Kristall hat mir jeden deiner Schritte ge –« Syrin brach ab, als sie die verärgerte Miene des Schwarzen Fürsten wahrte.

Der Sehende Kristall?

Was in aller Welt war ein Sehender Kristall?

Ein magisches Utensil wahrscheinlich, überlegte Laura. Schließlich



würde das erklären, weshalb die Schwarzen Ritter mich in der Kammer des Fhurhurs aufgegriffen haben. Und warum mir auf dem Weg dorthin niemand gefolgt ist... Das war gar kein glücklicher Zufall!

Als habe die Gestaltwandlerin Lauras Gedanken lesen können, ließ sie erneut ein Fauchen hören. Das Amulett an ihrem Hals glühte immer noch.

Furchtlos erwiderte das Mädchen den stechenden Blick der Reptilienaugen. »Ich werde mir das Rad der Zeit wieder zurückholen«, sagte Laura mit fester Stimme. »Und meinen Vater auch. Ich werde ihn befreien, das garantiere ich Euch!«

Syrin wirkte den Bruchteil einer Sekunde überrascht. Dann legte sie den Kopf in den Nacken und stieß das gleiche schaurige Gelächter aus wie in jener Nacht, als sie den Lemuren in der Halle von Burg Ravenstein zum Leben erweckt hatte.

Laura ließ sich davon nicht beeindrucken. Schließlich konnte es sich nur noch um Augenblicke handeln, bis Lukas sie aus ihrer Traumreise holte und aus den Fängen ihrer Feinde befreite. Obwohl: Worauf wartete der Bruder eigentlich noch?

Die vereinbarte Zeit musste doch längst vorbei sein!

Die unheimliche Frau hatte sich wieder beruhigt. Mit echsenhaften Bewegungen umkreiste sie Laura und musterte sie von allen Seiten. »Mut hast du ja«, zischte sie, »das muss man dir lassen. Aber du wirst doch nicht glauben, dass du mir ein zweites Mal entwischen kannst?«

Laura hörte ihr gar nicht richtig zu. Lukas!, dachte sie mit zunehmender Beklemmung. Warum weckst du mich denn nicht?

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?« Syrins Krallenhand fuhr vor und packte Lauras Kinn.

Weck mich, Lukas – bitte!

»Antworte mir gefälligst!«, fauchte die Schwarzmagierin.

Bitte, Lukas, nun mach schon!

»Du sollst antworten!«, schrie Syrin. Ihr Gesicht war zu einer bösen Fratze geworden. Sie spitzte die blutleeren Lippen und blies – ein eisiger Hauch wehte aus ihrem Mund, und Laura wurde von einem kräftigen



Windstoß gepackt, der sie von den Beinen riss, quer durch den Thronsaal fegte und mit voller Wucht gegen die Wand schleuderte. Der Schmerz, der Laura durchzuckte, war so groß, dass sie schon glaubte, sie habe sich sämtliche Knochen gebrochen. Wie ein Häufchen Elend lag sie da, betäubt vor Angst und Schmerz, als Syrin auch schon auf sie zuschoss, sie am Hals packte und zu sich emporzog.

»Antworte endlich, du Handlanger des Lichts!«, brüllte die Frau.
»Antworte! Antworte!«

Es war der Schwarze Fürst, der Laura aus den Krallen der tobenden Gestaltwandlerin rettete. »Beruhige dich, Weib!«, herrschte er Syrin mit Donnerstimme an.

Die Magierin ließ augenblicklich von ihrem Opfer ab. Sie stieß das Mädchen von sich, und nur weil die Wand Halt bot, fiel Laura nicht wieder zu Boden.

Sie rang nach Luft und sackte in sich zusammen. Ihr schwante, dass Lukas sie nicht retten würde. Was immer auch geschehen sein mochte – nur sie selbst würde die Traumreise beenden können, aber dazu würden die Dunklen ihr bestimmt keine Gelegenheit bieten. Sie war ihnen hilflos ausgeliefert.

»Komm her!« Der Schwarze Fürst hatte sich von seinem Thron erhoben und winkte Laura mit einer Geste, die keinen Widerspruch duldete, zu sich heran.

Benommen taumelte sie durch den Saal, bis sie erneut vor Borboron stand. Der Tyrann musterte sie mit unergründlichem Blick.

Ob er überhaupt Gefühle besitzt?, fragte Laura sich.

Sein fahles Gesicht ließ keinerlei Regung erkennen. Die Gedanken des Dunklen Herrschers lesen zu wollen erschien Laura so vermessen, dass sie erst gar nicht den Versuch unternahm. Sie zwang sich zur Ruhe und schaute Borboron herausfordernd an.

»Was habt Ihr mit mir vor? Wollt Ihr mich auch mit der Todesstarre belegen wie meinen Vater?«

Der Schwarze Fürst zeigte nun doch eine Regung: Er wirkte belustigt.
»Und was hätten wir damit gewonnen?«



Borboron beantwortete die Frage selbst. »Nichts – aber auch gar nichts! Du könntest uns zwar nicht mehr gefährlich werden, aber unser eigentliches Ziel hätten wir damit noch längst nicht erreicht.«

Laura verstand nicht, was er damit sagen wollte, und auch Syrin schien die Worte ihres Gebieters nicht richtig deuten zu können. Sie musterte ihn überrascht und setzte zu einer Frage an, als Borboron verärgert das Gesicht verzog und ihr mit einem raschen Wink zu schweigen gebot.

Aber Laura ließ sich nicht einschüchtern. »Was habt Ihr dann mit mir vor?«

»Nun –« Ein hintergründiges Lächeln spielte um die freudlosen Lippen des Herrschers. »Ich... werde dich freilassen.«

Laura meinte, nicht richtig gehört zu haben. »Freilassen?«, wiederholte sie ungläubig.

»Ja. Du kannst auf den Menschenstern zurückkehren –«

Das ist nicht wahr!, durchfuhr es das Mädchen. Er lügt mich an, warum auch immer.

»Vorausgesetzt, du gibst mir ein Versprechen«, fügte Borboron da auch schon hinzu.

»Ein Versprechen? Welches Versprechen denn?«

Der Tyrann machte einen Schritt auf sie zu. Seine Glutaugen schienen sich tief in Lauras Seele bohren zu wollen. »Wir alle wissen längst, welche Aufgabe die Wächter dir übertragen haben: Am Ostarafest wirst du die magische Pforte durchschreiten, um den Kelch der Erleuchtung nach Hellunyat zurückzubringen. Wenn du gelobst, den Kelch mir und nicht ElySION zu übergeben, werde ich deinen Vater freilassen, und ihr beide könnt unbeschadet in eure Welt zurückkehren.«

Im ersten Moment konnte Laura die Bedeutung dieser Worte nicht erfassen. »Und wenn nicht?«, fragte sie mit angehaltenem Atem.

Der Glutschimmer seines Blickes verdichtete sich, pure Lava schien in seinen Augenhöhlen zu kreisen. »Dann werde ich euch beide töten!«, erklärte Borboron ganz ruhig, und das Mädchen hatte nicht die geringsten Zweifel, dass er seine Drohung wahr machen würde.



Die Verzweiflung schnürte Laura die Kehle zu. Was sollte sie nur tun? Sie konnte das Wasser des Lebens doch nicht in die Hände der Finsternis geben.

Das war unmöglich!

Die Dunklen Mächte würden dadurch so sehr gestärkt, dass ihr Sieg nicht mehr zu verhindern wäre. Aber andererseits – sie konnte ebenso wenig zulassen, dass ihr Vater starb.

Das war vollkommen undenkbar!

Der Schwarze Fürst unterbrach Lauras fieberhafte Überlegungen. »Antworte mir!«, herrschte er sie an.

»Ähm.« Vor lauter Verwirrung konnte Laura nur stammeln.

»Natürlich... Ähm... Natürlich könnte ich Euch das versprechen. Aber – woher wollt Ihr wissen, dass ich mein Versprechen auch halte?«

Borboron ließ sich Zeit mit der Antwort. Er musterte das Mädchen, und Laura meinte einen Anflug von Wehmut in seinen Augen zu erkennen. Dann huschte ein trauriges Lächeln über sein Gesicht. »Du wirst dein Versprechen nicht brechen«, sagte er, und ein unergründlicher Schmerz schwang in seiner Stimme mit. »Ganz bestimmt nicht. Die Kraft des Siegels wird dafür sorgen.«

Laura war nun vollends verwirrt. Sie verstand überhaupt nichts mehr. Die Kraft des Siegels? Welches Siegel meinte er denn? Doch nicht das Siegel der Sieben Monde?

Oder doch?

Das gleiche Siegel, das ihr helfen sollte, ihre Aufgabe zu erfüllen, würde auch dafür sorgen, dass sie die Sache des Lichts verriet?

Wie war das möglich?

Laura fand keine Antwort auf die drängenden Fragen, die wie Flipperkugeln wild durch ihr Gehirn rasten, Überlegungen anstießen und eine sofortige Lösung erforderten, aber letztlich nur gegen Hindernisse prallten, sodass sie das rettende Ziel nicht erreichten. Sie fand nur einen einzigen Ausweg aus dem Labyrinth in ihrem Kopf – sie musste Zeit gewinnen!

»Gut«, sagte sie deshalb und nickte mehrmals, als wolle sie ihre Zusa-



ge bekräftigen. »Ich verspreche es.«

Ein zufriedenes Lächeln tanzte über das Antlitz des Schwarzen Fürsten. »Ich wusste es!« Dann wurde er wieder ernst. »Aber du darfst niemandem von unserer Abmachung erzählen. Ein Wort nur, Laura – und dein Vater wird sterben!«

Erneut nickte das Mädchen. »Ich werde schweigen, das verspreche ich Euch. Niemand wird von unserer Vereinbarung erfahren.«

»Das will ich auch hoffen.« Borborons Blick wanderte immer noch über das hübsche Mädchengesicht, als sei er auf der Suche nach dem geringsten Anzeichen von Falsch. »Glaube bloß nicht, dass uns auch nur ein Jota von dem entgeht, was auf dem Menschenstern geschieht. Unsere Verbündeten sind überall, und wir haben weit mehr Anhänger, als du dir vorzustellen magst.«

Laura lächelte grimmig. »Da irrt Ihr Euch gewaltig. Ich weiß sehr wohl, wie groß die Macht der Finsternis auf der Erde ist und wie viele Menschen unter dem Einfluss des Bösen stehen. Heute wahrscheinlich mehr denn je, denn sonst wäre alles viel besser auf unserer Welt. Es gäbe weder Streit noch Gewalt, noch Krieg, und wir Menschen würden friedlich miteinander leben. Aber trotzdem: Die dunklen Kräfte werden nicht siegen – niemals!«

Syrin ließ ein wütendes Fauchen hören, doch Borboron lächelte nachsichtig. Lauras feierlicher Ernst schien ihn zu amüsieren. »Ich will dich nicht in deinem Glauben irremachen, auch wenn nur ein Narr solchem Wahn unterliegen kann. Du wirst erleben, dass all deine Mühen am Ende vergeblich sein werden. Und jetzt geh!« Mit einem Seitenblick auf die grimmige Miene der Gestaltwandlerin fügte er hinzu. »Bevor unsere Freundin sich zu unüberlegten Taten hinreißen lässt.«

Ohne die Dunklen eines weiteren Blickes zu würdigen, schritt Laura auf den Ausgang zu. An der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Glaubt bloß nicht, dass Ihr mich hereinlegen könnt: Ich werde Euch den Kelch erst geben, nachdem Ihr Papa freigelassen habt.«

Ein belustigtes Grinsen spielte um Borborons Lippen. »Keine Sorge, Laura! Ich werde dich an der Pforte persönlich in Empfang nehmen –



zusammen mit deinem Vater. Leb wohl! Ich freue mich schon auf unser Wiedersehen am Ostarafest.«

Der Schwarze Fürst erteilte den Wachen am Portal einen Wink, die darauf unverzüglich die Tür öffneten und zur Seite traten, sodass Laura den Thronsaal unbehelligt verlassen konnte.

Im Flur verharrte das Mädchen. Erst jetzt merkte Laura, welch große Anspannung auf ihr gelastet hatte. Ein leichter Schwindel erfasste sie, sodass sie an der Wand Halt suchen musste und sich mit dem Rücken dagegen lehnte. Nachdenklich starrte sie vor sich hin. War der Schwarze Fürst wirklich so sicher, dass sie ihr Versprechen halten würde – oder bluffte er nur? Natürlich wusste er, dass sie ihren Vater über alles liebte – aber andererseits hatte sie auch geschworen, mit all ihren Kräften der Sache des Lichts zu dienen. Und was nutzte es, wenn ihr Vater am Leben blieb und in die Freiheit entlassen wurde, aber die Erde und Aventerra zum Untergang verdammt waren?

Nichts. Absolut nichts!

Was immer sie, Laura, tun und wofür sie sich auch entscheiden würde – es wäre in jedem Fall falsch! Blieb sie eine unbeugsame Kriegerin des Lichts und brachte den Kelch der Erleuchtung in die Gralsburg zurück, dann würde ihr Vater sterben. Erfüllte sie die Forderung des Schwarzen Fürsten jedoch und überließ den Kelch den finsternen Mächten, würde Marius zwar leben – vorausgesetzt, Borboron hielt sein Versprechen. Gleichzeitig aber verdammt sie damit die Erde und Aventerra zum Untergang. Es gab wohl nur einen Ausweg aus dieser vertrackten Situation: Sie musste ihren Vater aus der Todesstarre erwecken und aus der Dunklen Festung befreien, bevor sie den Kelch der Erleuchtung nach Aventerra zurückbrachte.

Nur – wie sollte das möglich sein?

Laura blickte sich um. Der Flur war leer. Niemand war zu sehen. Ob wohl jemand bemerken würde, wenn sie zum Gemach des Fhurlhurs zurückschlich, anstatt die Traumreise umgehend abzubrechen? Wurde man sie nicht noch einmal für eine völlig harmlose Sklavin halten und sie deshalb ungehindert passieren lassen? Oder beobachtete die Gestaltwand-



lerin sie auch weiterhin in ihrem Sehenden Kristall? Eigentlich wenig wahrscheinlich. Und für den Fall, dass sie es dennoch tat, wusste Laura den Schwarzen Fürsten auf ihrer Seite. Der würde schon nicht zulassen, dass ihr Schlimmes widerfuhr, bevor er den Kelch der Erleuchtung in den Händen hielt. Sie musste es einfach wagen!

Laura gelangte ohne Probleme in die Kammer des Fhurhurs. Sie verriegelte die Tür hinter sich und schüttelte ungläubig den Kopf: Nicht zu fassen, wie einfach das war!

Das seltsame Sternbild stand immer noch am Himmel. Es war ein kleines Stück weitergewandert am Firmament. Strahlend hell blinkte es ihr durch das Fenster entgegen, als wolle es sie dazu einladen, es näher in Augenschein zu nehmen. Aber dazu hatte sie keine Zeit. Sie hatte Wichtigeres zu tun, als Sterne zu gucken – und seien sie noch so eindrucksvoll!

Rasch öffnete Laura den Schrank mit den Zaubertänken. Schon nach kurzer Zeit hatte sie die Phiole mit der giftgrünen Flüssigkeit entdeckt. Sie stand auf dem obersten Brett. Das Fläschchen rechts daneben enthielt eine milchig trübe Substanz. Die krakelige Aufschrift auf dem vergilbten Etikett konnte Laura nicht lesen – sie war in einer fremden Sprache gehalten. Aber es musste sich um das gesuchte Gegenmittel handeln, denn es stand dicht neben dem Todesstarre-Trank. Die beiden Elixiere gehörten zusammen, das war ganz deutlich zu sehen.

Laura stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte sich und streckte die Hand nach dem Fläschchen aus – als alles um sie herum verblasste und sich in Nichts auflöste. Der Schrank, das Gemach des Fhurhurs, die Mauern der Dunklen Festung, alles wurde in einen Wirbel aus gleißender Helligkeit hineingesogen.

Verdammt! Ausgerechnet jetzt! Das durfte nicht wahr sein!

Als Laura wieder zu sich kam, meinte sie, sterben zu müssen. Alles in ihr drehte sich, und aus der Tiefe des wirbelnden Lichtermeeres, das ihren Kopf fast bis zum Bersten füllte, stieg eine Botschaft an die Oberfläche ihres Bewusstseins. Das ist das Endel, verkündete sie mit dumpfem Hall, bevor sie von dem Hurrikan in ihrem Kopf wieder verschluckt wurde.



Dann erschien es Laura, als lege sich eine enge Decke um sie, die mit tonnenschwerem Blei gefüllt war. Alle Glieder, alle Muskeln, alle Fasern ihres Körpers ächzten unter dem unerträglichen Gewicht. Wie ein riesiger Krake schnürte es sie fester und fester ein, als wolle es alles Leben aus ihr herauspressen.

Laura konnte kaum noch atmen. Mühsam rang sie nach Luft, während das Licht in ihrem Kopf verblasste und einem trüben Nebel Platz machte.

Durch die dichte graue Wand drangen Laute. »Laura?« Die Stimme des Sportlehrers glich eher einem Blubbern – als sei er ein Wal, der irgendwo weit weg in einem endlosen Meer träge dahindümpelte. »Was ist denn los, Laura?«

Das Mädchen brachte die Lippen nicht auseinander. Ein unlösbarer Klebstoff schien sie zusammenzuhalten, sodass sie nur ein Stöhnen und Seufzen hören ließ. Auch die Augen konnte Laura nicht öffnen. Wie zentnerschwere Deckel lasteten die Lider darauf und bewegten sich nicht einen Millimeter.

Percys Stimme verhallte wie ein fernes Echo, das vom Wind an ihr Ohr getragen wurde, bis Laura einen verzweifelten Ausruf vernahm: »Laura! Wach endliisch auf, *mon Dieu!*«

Percy Valiant mühte sich vergeblich. Immer weiter entglitt Laura, während die Furcht erregende Fratze von Borboron, gleich einem grässlichen Tiefseefisch, in dem dunklen See ihrer Erinnerung aufleuchtete und ihr hämische Befehle zuflüsterte: »Den Kelch mir geben! Musst du versprechen! Ich werde deinen Vater töten – und dich auch! Kelch mir geben! Vater töten! Töten!«

Laura verstand seine Worte – aber dennoch ergaben sie für sie nicht den geringsten Sinn. Sie konnte einfach keinen Zusammenhang zwischen ihnen herstellen. Vielmehr jagten sie wild hin und her und spielten Fangen in ihrem Kopf. Und je mehr sie ihnen nachhetzte, um sie einzuholen und in eine sinnvolle Ordnung zu bringen, umso größer wurde ihre Verwirrung – aber da war Laura endlich auf dem Boden des Erinnerungsmeeres angelangt. Eine schwarze Wolke wurde aufgewirbelt vom



Grund, nahm ihr jede Sicht – bis sie schließlich eins wurde mit einer endlosen Schwärze.

Der Rote Tod bog die Zweige zur Seite, die seinen Blick behinderten. Endlich hatte er freie Sicht auf die Burg. Fast reglos verharrte er in der Deckung einer ausladenden Tanne und musterte das altvertraute Gebäude mit starrer Miene. Es war schon lange her, dass er der Burg den letzten Besuch abgestattet hatte. Früher, vor langer Zeit, hatte er jeden Winkel des weitläufigen Geländes gekannt. Er war in der Lage gewesen, sich dort selbst bei größter Finsternis mühelos zu bewegen. Wie es dem Tod gebührt, hatte er meistens im Dunkel der Nacht zugeschlagen. Am Morgen dann, wenn die Folgen seines heimlichen Tuns bemerkt wurden, war es für die Unglücklichen längst zu spät – und er selbst spurlos verschwunden. Niemand war ihm je auf die Schliche gekommen.

Der Rote Tod nickte. Gewiss – es hatte sich viel verändert seit seinem letzten Besuch. Aber dennoch würde er sich ohne Probleme zurechtfinden. Schließlich war es nicht das erste Mal, dass er sein dunkles Werk verrichtete. In der bevorstehenden Nacht würde er seinen Auftrag ausführen – und auch diesmal würde ihn niemand aufhalten.

Er ließ die Zweige los, die sofort in die alte Stellung zurückschwangen. Als er sich lautlos in den Henkerswald zurückzog, lag ein grimmiges Lächeln auf seinem bleichen Gesicht.

Laura schlug die Augen auf und erblickte nichts als Weiß – offensichtlich das Weiß einer Bettdecke. Der Geruch von Desinfektionsmitteln und Medizin kribbelte ihr in der Nase. Verwirrt richtete sie sich auf, blinzelte und sah sich um. Es dauerte einige Sekunden, bis ihr klar wurde, dass sie sich in einem Krankenhaus befand. Sie trug ein weißes Nachthemd und lag in einem Stahlrohrbett, an dessen Kopfende ein massiver Galgen befestigt war. An einer grauen Schlaufe hing ein triangelförmiger Haltegriff davon herunter und baumelte direkt vor ihrer Nase. Eine Kanüle steckte in Lauras linker Armbeuge. Sie war durch einen langen Plastikschlauch mit einer Infusionsflasche verbunden, aus der eine durchsichtige Flüssigkeit in ihren Körper tropfte.



Verwundert ließ Laura sich zurück auf das Kissen sinken: Was war geschehen? Warum war sie in einer Klinik?

Da ging auch schon die Tür auf, und eine wohlbekannte Gestalt trat in das Krankenzimmer: Percy Valiant. Sogleich erschien ein freudiges Lächeln auf seinem jugenhaften Gesicht. »Wie iisch se'e, 'ast du diisch erfreuliischerweise dazu entschlossen, diisch endliisch aus Morpheus' Armen zu lösen!«

Laura schaute ihn entgeistert an. »Hä?« war alles, was sie über die Lippen brachte.

Percys guter Laune konnte das nichts anhaben. Er lächelte unvermindert weiter. »Der lange Schlaf 'at dir offensiischtlisch die Sinne verwirrt, und dein Verstand arbeitet noch niischt normal. Sonst würdest du diisch daran erinnern, dass es siisch bei Morpheus um den griechiischen Traumgott 'andelt, wes'alb man siisch während des Schlafes auch in den Armen desselben befindet – sinnbildliisch geschprochen natürlisch.«

»Ah, ja«, antwortete Laura bedächtig, und allmählich kehrten ihre Lebensgeister wieder zurück. Fragen über Fragen türmten sich plötzlich auf in ihrem Kopf. »Warum bin ich hier, Percy?«, wollte sie wissen. »Und wie lange schon? Was *ist* eigentlich passiert?«

Der Eifer, mit dem die Worte aus Laura hervorsprudelten, schien den Blondem zu belustigen. »*Doucement, Mademoiselle*, eines nach dem anderen. Am besten, wir fangen ganz vorne an: Du warst gänzliisch am Ende deiner Kräfte angelangt, als du von deiner Traumreise zurückgeke'rt bist. Des'alb fü'lten wir uns bemüßiischt, diisch in das 'ospital zu bringen.«

Eine blasse Ahnung stieg in Laura auf: Stimmt – sie hatte eine Reise nach Aventerra unternommen, weil sie nach ihrem Vater sehen wollte. »War es wirklich so schlimm?«, fragte sie beklommen.

»Ja.« Der Lehrer wirkte ungewohnt ernst. »Wir 'aben uns fast verze'rt vor Sorgen um diisch!«

»Aber – wie ist das möglich? Ich war doch nur kurze Zeit auf Aventerra. Höchstens zweieinhalb Stunden!«

»Das mag durschau seine Riischtiischkeit 'aben. Eines darfst du je-



doch niischt vergessen: Du 'ast die Grenzen unserer Welt 'inter dir gelassen, und das kostet ganz gewaltiisch an Kraft. Insbesondere, wenn man über so weniisch Erfä' rung verfügt wie du.«

Das Mädchen schwieg und versuchte sich genauer zu erinnern. Doch die Ereignisse der Traumreise liefen nur wie ein verschwommener Film vor seinem inneren Auge ab. Ein sinnloser Streifen, auf dem nichts als Schemen und Unscharfen zu erkennen waren.

»Eine solsche Leichtfertischkeit, wie du sie an den Tag gelegt 'ast, Laura, schreit einfach zum 'immel!« Der Sportlehrer sah sie tadelnd an. »Dabei 'atte iisch ge'offt, dass du von größerer Vernunft beseelt wärst.«

Laura merkte, wie sie rot wurde im Gesicht. Heißes Blut schoss in ihre Wangen. »Ich musste doch wissen, wie es Papa geht«, sagte sie kleinlaut. »Die Ungewissheit hat mich richtig fertig gemacht. Außerdem haben Lukas und Kaja doch auf mich aufgepasst, während ich in Aventura war.«

»In der Tat. Das 'abe iisch mit eigenen Augen gese'en«, antwortete Percy mit einem so seltsamen Unterton, dass Laura misstrauisch wurde.

»Das haben sie doch, oder?«

Der Blonde schüttelte traurig den Kopf. »Bedauerliischerweise sind sie i'rer Aufgabe nur weniisch gerescht geworden und 'aben siisch vom Schlaf übermannen lassen.«

Laura konnte nicht fassen, was sie da hörte. »Sie sind eingeschlafen?«, fragte sie entsetzt. »Aber... das kann doch nicht wahr sein!«

»Auch mir erscheint das völliisch unverständliisch. Schließliisch war es noch frü' am Abend, und dass sie gleich beide ein Opfer ihrer Müdiischkeit geworden sind, kommt einem merkwürdiischen Zufall gleich. Aber wie auch immer: Glückliischerweise 'abe iisch miisch in dein Zimmer bemü't, weil iisch diisch mit einer Frage be'elligen wollte. Bei der Gelegen'eit bin iisch auf die beiden gestoßen, die munter vor siisch 'inschlummerten. Natürliisch 'abe iisch diisch umge'end geweckt. Weiß der 'immel, was dir sonst noch an Unbill widerfa'ren wäre auf unserem Schwesterplaneten!«

Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, kehrte Lauras Erinnerung



zurück, und ihr fiel alles wieder ein.

»Oh, nein, Percy!«, stöhnte Laura. »Warum hast du das bloß getan? Warum hast du mich zurückgeholt?«

Der Lehrer musterte sie überrascht. »Iisch verste'e niischt, was du meinst«, sagte er. »Wie dein Bruder mir erklärt 'at, warst du o'ne'in länger unterwegs als eigentliisch geplant.«

Da Percy nicht wissen konnte, was sich auf Aventerra ereignet hatte, erklärte Laura ihm, was geschehen war: dass sie gerade hatte zugreifen wollen, um das Mittel, das ihren Vater aus der Todesstarre erlösen konnte, aus dem Schrank zu nehmen, als er die Traumreise abrupt unterbrochen und sie damit um diese einmalige Chance gebracht hatte.

»*Pardonne-moi.*« Sichtlich betroffen senkte der Lehrer den Kopf. »Aber das entzog siisch leider meiner Kenntnis, und iisch glaubte, nur zu deinem Besten zu 'andeln. Immer'in konntest du in Erf'a' rung bringen, dass Marius noch am Leben ist und wo genau er siisch befindet.«

»Das hilft uns auch nicht viel weiter.« Düster starrte das Mädchen vor sich hin. »Und Papa erst recht nicht. Mit jedem Tag, der vergeht, rückt der Zeitpunkt näher, an dem die Todesstarre nicht wieder gelöst werden kann.« Plötzlich fiel Laura etwas ein. »Du hast mir immer noch nicht gesagt, wie lange ich schon hier bin, Percy.«

»Es 'andelt siisch nunme'r um exakt vierze'n Tage.«

»Was?« Mit einem Ruck fuhr Laura im Bett hoch. »Vierzehn Tage? Aber... aber... Dann... dann hab ich ja zwei Wochen Unterricht versäumt.«

Percy nickte bekümmert. »Genauso ver'ält es siisch. Und das ist in der Tat ein Problem.«

Ein Problem? Percy hatte gut reden: Das war mehr als ein Problem!

Das war eine Katastrophe!

Laura fühlte sich der Verzweiflung nahe. »Erst versäum ich nach unserem Ausflug in die Vergangenheit eine Woche«, klagte sie, »und jetzt sogar zwei. Das kann ich doch nie wieder aufholen! Und das bedeutet –«

Sie brach ab. Nein – im Moment wollte sie sich lieber nicht ausmalen, was das für Folgen haben würde.



Der Lehrer zog bedrückt die Augenbrauen hoch, mühte sich dann aber umgehend um ein aufmunterndes Lächeln. »Nun beru'ige diisch wieder, Laura. Es wird uns schon eine Lösung einfallen, da bin iisch ganz siischer. Am wiischtiischsten ist jetzt, dass du wieder zu Kräften kommst und schnellstens ins Internat zurückkehren kannst. Schließliisch rückt das Ostarafest nä'er, und es ist langsam an der Zeit, dass wir die notwen-diischen Vorbereitungen treffen für diesen großen Tag.«

Als das Telefon klingelte, wusste der Rote Tod sofort, wer an der Leitung war. Er hob ab, und ein hämisches Grinsen verzerrte sein Gesicht. »Ja?«

Fast gelangweilt lauschte er dem Anrufer, bis er die Augen ungeduldig zur Decke schlug. »Selbstverständlich, Herr. Ich habe alles erledigt. Genau so, wie er es mir aufgetragen hat.«

Der Anrufer war damit offensichtlich nicht zufrieden, sondern redete weiter, was den Roten Tod zu ärgern schien. Sein Antlitz verfinsterte sich zusehends. »Aber das weiß er doch, Herr«, knurrte er und verfolgte mit den Augen eine einsame Fliege, die über die Wand neben ihm krabbelte. »Wen der Rote Tod einmal in seinen Fängen hat, den lässt er nicht mehr los. Nie wieder!«

Damit schlug er blitzschnell zu – und hinterließ nur einen Blutfleck auf der hellen Tapete.





Kapitel 24 Die Suche nach dem Professor

Am Morgen nach dem Besuch ihres Lehrers durfte Laura das Krankenhaus verlassen. Percy Valiant holte sie mit seinem klapprigen Peugeot ab und kutschierte sie nach Ravenstein.

Als Laura auf dem Lehrerparkplatz aus dem Wagen stieg, hörte sie das fröhliche Gezwitscher der Vögel. Die Sonne stand am Himmel, eine milde Brise wehte über das Land, und an den Forsythien konnte sie erste vorwitzige gelbe Knospen entdecken – der Frühling nahte, das war unübersehbar.

Ihr Blick wanderte zum Burggebäude. Das Efeu an den Mauern glänzte fast silbrig im Licht. Im zweiten Stock standen einige Fenster offen, aus denen die gedämpften Stimmen von Lehrern und Schülern drangen – der Unterricht war im vollen Gange. Als Laura im Geschoss darüber das Fenster ihres Zimmers entdeckte, stieg ein warmes Gefühl in ihr auf – endlich war sie wieder zu Hause.

»Vielen Dank, Percy, dass du mich abgeholt hast«, sagte sie und wollte zu ihrer Tasche greifen.

»Das 'at Zeit bis später, Laura. Professor Morgenstern erwartet uns. Er 'at mir bereits gestern Abend aufgetragen, diisch nach unserer Rückcke'r unverzügliisch zu i'm zu bringen, weil er Wiischtiges mit uns zu bereden 'at.«

Laura ließ das Gepäck im Wagen und folgte dem Sportlehrer in den Park. Als der schmale Kiesweg einen Knick machte, vermeinte sie aus den Augenwinkeln plötzlich einen Schatten zu sehen. Rasch drehte sie sich um und spähte hinüber zum Bergfried. Doch da war niemand. Weder Albin Ellerking, den sie dort vermutet hatte, noch sonst jemand. Wahrscheinlich hatte sie sich geräuscht – oder der heimliche Beobachter



war bereits verschwunden.

Laura zuckte beiläufig mit den Schultern und schritt schweigend neben Percy durch den Park dahin. Kohlmeisen, Spatzen und Amseln hüpfen auf den kahlen Ästen der Büsche und Bäume umher. Im verrotten Laub, das die Rasenflächen bedeckte, war hin und wieder ein Rascheln zu hören: Offensichtlich hatten die ersten Feldmäuse den Winterschlaf bereits beendet.

Wenig später waren sie am Häuschen von Professor Morgenstern angelangt. Die Haustür stand weit offen – als könne Aurelius es gar nicht mehr abwarten, sie endlich zu begrüßen. Der Sessel im Wohnzimmer war jedoch verwaist, und es brannte auch kein Feuer im Kamin.

Komisch, dachte Laura. Sonst hat er uns doch immer hier erwartet, wenn er was von uns wollte.

Percy zog ebenfalls ein erstauntes Gesicht, »‘err Direktor?«, rief er laut. »Professor Morgenstern?«

Aber Aurelius antwortete nicht.

»Merkwürdiisch«, murmelte der Sportlehrer. »Das dünkt miisch ‘öchst merkwürdiisch!«

»Vielleicht wartet er im Büro auf uns?«

Der Lehrer zog die Brauen hoch. »Warum sollte er in seinem Büro auf uns warten, wenn er mir aufgetragen ‘at, diisch zu i’m nach ‘ause zu bringen? Nein, Laura – iisch fürschte, i’m ist etwas zugestoßen!«

Unverzüglich begannen die beiden nach dem Professor zu suchen. Obwohl sie das ganze Häuschen auf den Kopf stellten, konnten sie nirgends eine Spur von ihm finden. Dafür machten sie eine rätselhafte Entdeckung: Im Bad fehlten die wichtigsten Toilettenartikel – Zahnpasta, Zahnbürste und Seife. Auch ein Kamm oder eine Bürste, mit dem der Direktor seine wilde Haarmähne bändigen konnte, war nicht vorhanden.

»Sieht ganz danach aus, als wäre der Professor verreist«, wunderte Laura sich.

»Es ‘at in der Tat den Anschein.« Percy nickte zustimmend. »Und dennoch ist das völliisch ausgeschlossen. Sonst ‘ätte er uns doch niischt



zu süß bestellt.«

Laura verzog nachdenklich das Gesicht. »Vielleicht ist ihm plötzlich was dazwischen gekommen? Lass uns einfach die Pieselstein fragen.«

»Versuchen wir unser Glück«, brummte Percy, auch wenn ihm anzusehen war, dass er Lauras Vermutung für abwegig hielt.

Vor Morgensterns Haustür stießen die beiden mit Kommissar Bellheim zusammen.

»Was fü'rt Sie denn 'ier'er?«, erkundigte sich Percy überrascht.

»Das wollte ich Sie gerade fragen«, gab der bärtige Kripobeamte mürrisch zurück.

»Wir 'atten eine Verabredung mit dem Direktor.«

Wie ein Adler auf Beutesuche fixierte Bellheim den Lehrer. »Und?«

Percy zog die Achseln hoch. »Er ist niischt 'ier.«

»Dachte ich es mir doch!«

Laura glaubte ein sarkastisches Lächeln im Gesicht des Kripobeamten zu sehen, als es auch schon dem Ausdruck einer scharfen Bulldogge Platz machte. »Warum sagen Sie so was?«, fragte sie vorwurfsvoll.

»Weil euer verehrter Herr Direktor allen Grund hat, sich aus dem Staub zu machen«, knurrte Bellheim so grimmig, als wolle er jeden Augenblick zubeißen.

»Blödsinn! Warum sollte er so etwas tun?« Laura klang aufgebracht.

»Ganz einfach, mein Fräulein: Weil inzwischen feststeht, dass er der Mörder von Pater Dominikus sein muss!«

»Was?! Aber das stimmt doch nicht – niemals!«

Der Kommissar ließ sich durch den lautstarken Protest nicht beirren. »Doch! Ich hab das schon die ganze Zeit vermutet – aber jetzt kann ich es endlich beweisen!«

Laura war, als habe ein Faustschlag sie mitten ins Gesicht getroffen. Ihr schwindelte, und sie begann am ganzen Körper zu zittern.

Professor Morgenstern ein Mörder – das war völlig unmöglich!

Wie durch Watte hörte sie den Kommissar, der vom Ergebnis der kriminaltechnischen Untersuchung berichtete. Die Daktyloskopie-Experten hatten den bruchstückhaften Fingerabdruck auf der Mordwaffe



vergeblich mit den im Zentralcomputer gespeicherten Prints verglichen. Die Abdrücke von Morgenstern jedoch – sie waren ihm bei seinem Besuch im Kommissariat abgenommen worden – hatten eine hundertprozentige Übereinstimmung ergeben. »Damit steht zweifelsfrei fest, dass ihr Direktor dieses Messer in der Hand hatte! Und da sich keine Spuren einer anderen Person darauf befinden, muss er zwangsläufig der Mörder sein!«

Percy war leichenblass geworden. »Aber... Iisch... Iisch vermag das einfach nisch zu fassen«, stammelte er. »Aurelius ist zu einer solsch 'orriblen Freveltat doch über'aupt niisch fa iisch!«

»Es ist gar nicht so selten, dass man sich in einem Menschen täuscht!« Das bullige Gesicht des Kommissars nahm beinahe einen mitleidigen Ausdruck an. »Und Habgier ist nun mal ein starkes Motiv, seit Urzeiten schon. Ihr Professor hatte es auf die alte Schwarte abgesehen, und deshalb –«

»Unsinn!« Percy zog die Stirn kraus und schüttelte heftig den Kopf. »Dann müsste das Buch doch auch 'ier zu finden sein!«

»Genau das werden wir, mein Lieber.« Bellheims Stimme klang beinahe fröhlich, und ein triumphierender Ton schwang in ihr mit. »Meine Kollegen sind schon dabei, das Büro des Direktors zu durchsuchen. Danach ist die Hütte hier an der Reihe. Und ich müsste mich schon schwer täuschen, wenn wir das Corpus Delicti nicht finden würden!«

Der Kommissar sollte Recht behalten. Laura und Percy begleiteten ihn zur Burg, als ihnen Anton, Bellheims hagerer Assistent, entgegeneilte.

»Chef! Herr Kommissar!«, rief er schon von weitem und schwenkte aufgeregt ein Buch in der rechten Hand. Laura ahnte, welchen Titel der Foliant trug: »Die Bruderschaft der Sieben«.

Oh, nein!

»Habe ich es nicht gesagt?« Der Kommissar wandte sich dem Assistenten zu, der schwer atmend vor ihm stand und ihm das Beweismittel – es steckte in einer durchsichtigen Plastiktüte – entgegenhielt. »Wo habt ihr es gefunden?«

»In seinem Schreibtisch, Chef«, erklärte der Hagere keuchend. »Dabei



konnten wir zunächst überhaupt nichts entdecken. Im ganzen Büro nicht. Und im Sekretariat auch nicht. Obwohl wir alles gründlich durchwühlt hatten.«

Verwundert runzelte Bellheim die Stirn. »Aber wie?«

Antons Backpfeifengesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Ganz einfach, Chef. Wir wollten schon aufgeben, als mir plötzlich auffiel, dass die Größe der Schubladen nicht mit den Außenmaßen des Schreibtisches übereinstimmt. Sie sind viel kürzer. Ich hab sie rausgenommen – und so das Geheimfach entdeckt, das in der Rückwand versteckt war.«

»Bravo, Anton!« Gönnerhaft klopfte der Kommissar dem jungen Mann auf die Schulter. »Gute Arbeit! War sonst noch was drin in dem Versteck?«

Der Assistent schüttelte den Kopf. »Nein, nur das Buch!«

»Bring es ins Labor, und lass es auf Fingerabdrücke und Blutspuren untersuchen.«

Während Anton davoneilte, wandte sein Chef sich an Laura und Percy. Seine Miene drückte tiefste Zufriedenheit aus. »Verstehen Sie jetzt, warum der Herr Direktor verschwunden ist? Er ist doch ein intelligenter Mann, und deshalb muss ihm *längst* klar geworden sein, dass ihm alles Leugnen nicht mehr helfen wird, sobald wir den Fingerabdruck identifiziert und den Folianten entdeckt haben. Also hat er beschlossen, sich der drohenden Verhaftung durch Flucht zu entziehen. Aber das wird ihm nichts nutzen. Über kurz oder lang werden wir ihn schon schnappen – da bin ich ganz sicher!«

Laura war blass geworden und starrte den bärbeißigen Kommissar ungläubig an.

Bellheim bedachte sie mit einem missbilligenden Blick. »Ich finde nicht, dass der Kerl dein Mitleid verdient. Mord ist schließlich kein Kavaliersdelikt, und dafür muss er zur Rechenschaft gezogen werden.«

Laura ging gar nicht auf den Einwand ein. Sie machte einen Schritt auf den Kriminalbeamten zu und schaute ihn eindringlich an. »Finden Sie den Professor«, flehte sie. »Finden Sie ihn so schnell wie möglich –



bitte!«

Percy warf ihr einen verwunderten Blick zu. Bist du verrückt geworden?, stand als unausgesprochene Frage in sein Gesicht geschrieben.

Nein – Laura war alles andere als verrückt geworden. Ganz im Gegenteil: Ihr Verstand arbeitete schärfer als jemals zuvor. Und deshalb wusste sie, dass ihr Vater sterben musste, wenn Aurelius Morgenstern nicht bald wieder auftauchte.

Nach einer Woche war der Anführer der Wächter immer noch verschwunden. Selbst vierzehn Tage später hatte die Polizei nicht die geringste Spur von ihm entdeckt. Dabei war er landesweit zur Fahndung ausgeschrieben und sogar eine Belohnung auf seine Ergreifung ausgesetzt worden. Obwohl die Bevölkerung zur Mithilfe aufgerufen wurde, gab es nicht einen brauchbaren Hinweis auf seinen Aufenthaltsort.

Auf Ravenstein sank die Stimmung immer tiefer in den Keller. Schließlich erfreute sich Aurelius Morgenstern bei fast allen Internatszöglingen äußerster Beliebtheit. Dass er ein Mörder und auf der Flucht sein sollte, glaubte wohl niemand im Internat, auch wenn die Indizien noch so sehr gegen den Direktor zu sprechen schienen. Die Schülerinnen und Schüler sorgten sich zunehmend um sein Wohlbefinden.

Hinzu kam, dass Dr. Quintus Schwartz erneut die kommissarische Leitung des Internats übernommen hatte – und unverzüglich dort anknüpfte, wo er vor Weihnachten aufgehört hatte. Schon in seiner ersten Ansprache pochte er vehement auf die strikte Einhaltung der Schul- und Hausordnung. Unmissverständlich wies er daraufhin, dass jeder Verstoß nun wieder auf die »bewährte Weise« geahndet werde. Zumindest solange er für die Leitung von Ravenstein verantwortlich zeichne. Und sein überlegenes Grinsen machte jedem deutlich, dass er fest davon überzeugt war, die Geschicke des Internats diesmal für längere Zeit zu lenken.

Eine beängstigende Aussicht! Was aber noch viel beängstigender war: Das Ostarafest rückte unaufhaltsam näher, aber weder Laura noch einer der anderen Wächter wusste, wo der Kelch der Erleuchtung versteckt war. Der Einzige, der das Versteck kannte, war Professor Morgenstern.

Ausgerechnet!



Damals, nach den aufregenden Ereignissen zur letzten Wintersonnenwende, hatten sich die Wächter natürlich fieberhaft Gedanken über ein sicheres Versteck für den Kelch gemacht. Das kostbare Gefäß mit dem Wasser des Lebens sei umso sicherer, je weniger Menschen den Ort der Aufbewahrung kannten, hatte Aurelius Morgenstern ihnen dargelegt. Denn zweifelsohne würden die Dunklen auch weiterhin mit allen Mitteln versuchen, ihn wieder in ihren Besitz zu bringen. Möglicherweise würden sie sogar versuchen, das Versteck gewaltsam aus einem von ihnen herauszupressen. Gerade für diesen Fall sei es von Vorteil, nicht die geringste Ahnung zu haben. Denn was man nicht wusste, konnte man auch nicht verraten.

Das Argument hatte Percy, Mary und Laura schließlich überzeugt. Zumal Aurelius noch erklärt hatte, einen Ort zu wissen, an dem der Kelch vollkommen sicher sei. Selbst wenn die Dunklen diesen herausfinden sollten, würden sie unmöglich in den Besitz des Artefakts gelangen können, weil es dort von der stärksten Macht unter der Sonne geschützt werde. Deshalb hatten sie den Kelch der Erleuchtung dem Professor anvertraut und ihn nicht ein einziges Mal nach dem Versteck gefragt. Wozu auch? Er hätte es ihnen ohnehin nicht verraten.

Lukas war völlig konsterniert. Ungläubig sah er seine Schwester an. »Aber – dann kannst du den Kelch ja gar nicht nach Aventerra zurückbringen, wenn Morgenstern nicht rechtzeitig wieder auftaucht.«

Laura biss sich auf die Lippen und schaute betreten in die erwartungsvollen Gesichter der Freunde, die sich in ihrem Zimmer versammelt hatten. »Stimmt«, erklärte sie kleinlaut. »Es sei denn, wir finden das Versteck ohne ihn. Allerdings hat der Professor behauptet, der Kelch sei dort vollkommen sicher, weil niemand es entdecken könne.«

»Oh, nö!«, stöhnte Kaja auf, während Lukas in stummer Verzweiflung auf Lauras Schreibtischstuhl zusammensank.

Kevin, der mit dem Rücken gegen den Schrank lehnte, schnaubte gefrustet. Fast mitleidig musterte er Laura, die sichtlich geknickt auf ihrem Bett saß. »Vielleicht hat die Fahndung der Polizei ja Erfolg, und Morgenstern wird schon bald geschnappt.« Dabei bemühte er sich um ein



aufmunterndes Lächeln.

Wütend sah Laura ihn an, und in ihrem Blick lag mehr Gift als im Biss einer Klapperschlange. »Geschnappt? Wie sich das anhört! Der Professor ist doch kein Verbrecher!«

»*Sorry!*« Betroffen zog Kevin die Brauen hoch. »Das wollte ich damit auch nicht sagen. Ich hoffe nur wie du, dass die Polizei ihn schnell entdeckt.«

»Wozu sie allerdings intensiv nach ihm fahnden müsste!«, warf Lukas ein. »Aber genau das wird sie nicht tun, weil Morgenstern keine Gefahr darstellt. Sie werden vermutlich in aller Ruhe abwarten, bis er ihnen rein zufällig irgendwann ins Netz geht. Die haben doch alle Zeit der Welt.«

»Ich aber nicht!« Mit plötzlicher Entschlossenheit sprang Laura auf und blickte die Freunde der Reihe nach an. »Deshalb müssen wir die Sache jetzt selbst angehen.«

Kaja, die mit angezogenen Knien auf ihrem Bett saß, hob überrascht den Kopf. »Selbst angehen? Was meinst du damit, Laura?«

»Ganz einfach – wir müssen den Professor auf eigene Faust suchen!«

Zweifel bewölkten Kevins Miene. »Das ist doch sinnlos. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass wir mehr herausfinden als die Polizei?«

Laura verzog keine Miene. »Doch, das glaube ich«, antwortete sie kühl. »Weil die nämlich von einer völlig falschen Voraussetzung ausgeht.«

»Ich verstehe nicht –«, hob Kevin gerade an, als Laura ihm ins Wort fiel: »Die Kripo ist doch überzeugt, dass Morgenstern geflüchtet ist, um seiner Verhaftung zu entgehen. Aber wir wissen, dass er niemals ein Mörder sein kann – und deshalb hatte er auch nicht den geringsten Grund zu verschwinden.«

»Aber genau das ist doch geschehen!« Kaja war sichtlich verwirrt. »Und ich versteh einfach nicht, warum?«

Über so viel Begriffsstutzigkeit konnte Laura nur die Augen verdrehen.

»Weil man ihn dazu gezwungen hat, du Spar-Kiu – darum!«, antwortete Lukas da auch schon.



»Gezwungen? Wie denn das?«

Laura konnte diesmal nicht umhin, genervt aufzustöhnen. »Mann, Kaja – jetzt stell dich doch nicht dümmer, als du bist! Die Sache ist doch klarer als Klarspüler: Professor Morgenstern ist entführt worden!«

»Entführt?« Endlich fiel der Groschen, und Kajas Pausbacken röteten sich. »Ja, natürlich – sag ich doch auch die ganze Zeit!«

Laura und Lukas sahen sich nur fassungslos an und schüttelten stumm die Köpfe – so viel Unverfrorenheit konnte nur sprachlos machen.

Kevin dagegen schien immer noch nicht überzeugt zu sein. »Tut mir Leid, Laura, aber ich kann dir nicht ganz folgen. Du lässt nämlich was Wichtiges außer Acht.«

»Und das wäre?«

»Du hast doch selbst erzählt, dass Aurelius seine Toilettenartikel mitgenommen hat. So was macht man doch nicht, wenn man entführt wird!«

»Natürlich nicht!« Laura warf ihm einen ungeduldigen Jetzt-kapier-doch-endlich-Blick zu. »Die Dunklen haben das nur so arrangiert, um seine Flucht vorzutäuschen.«

»Aber warum?« Kevin war nicht anzusehen, ob er sich über Laura ärgerte oder nicht. »Was haben die denn davon?«

Lukas kam der Schwester wieder einmal zuvor. »Da müsstest du eigentlich von selbst drauf kommen, du Spar-Kiu«, erklärte er herablassend. »Die angebliche Flucht erhärtet doch den Mordverdacht gegen den Professor und verschlechtert gleichzeitig seine Chancen bei einem möglichen Prozess. Außerdem gibt es niemanden, der ein größeres Interesse am Verschwinden von Morgenstern haben könnte als die Dunklen. Quintus kann nun wieder schalten und walten, wie es ihm beliebt, und uns allen das Leben so schwer wie möglich machen...«

»... und außerdem kann ich ohne Aurelius wahrscheinlich nicht rechtzeitig an den Kelch kommen!«, ergänzte Laura. »Sie müssen irgendwie herausgefunden haben, dass nur der Direktor das Versteck kennt.«

Nachdenklich starrten die Freunde vor sich hin. Für einen Moment



sagte keiner ein Wort, sodass das fröhliche Gezwitzchen der Vögel im Park zu hören war.

»Oh, nö! So ein Mist aber auch«, brach Kaja nach einer Weile die Stille. »Was machen wir denn jetzt?«

»Hab ich doch vorhin schon gesagt!«, sagte Laura unwirsch. »Wir müssen herausfinden, was sich in der Nacht, in der der Professor verschwunden ist, zugetragen hat. Wenn meine Vermutung stimmt, dann dürfte Aurelius nicht freiwillig mitgegangen sein. Vermutlich hat er sich gewehrt und um Hilfe gerufen. Wäre doch möglich, dass irgendjemand was gehört oder sonst was Verdächtiges mitbekommen hat.«

Lauras Hoffnung, dass Percy und Miss Mary sie bei ihren Nachforschungen unterstützen könnten, erfüllte sich leider nicht. Dr. Schwartz hatte die beiden derart mit zusätzlicher Arbeit eingedeckt, dass ihnen kaum mehr eine freie Minute blieb, und so gingen die Freunde notgedrungen allein ans Werk. Sie teilten sich auf, um in kürzester Zeit so viele Ravensteiner wie möglich zu befragen. Aber niemand hatte in der betreffenden Nacht etwas Außergewöhnliches beobachtet. Obwohl sie mit fast allen Lehrern, Schülern und Angestellten sprachen, wusste keiner etwas Auffälliges zu berichten. Die Freunde wollten schon aufgeben, als Attila Morduk ihnen doch noch einen Erfolg versprechenden Hinweis lieferte.

Laura und Lukas hatten den Hausmeister in seiner Hütte aufgesucht. Laura konnte sich nicht helfen: Wenn der Glatzkopf nicht seine übliche grimmige Miene zur Schau trug, musste sie immer an Shrek, das Kuschelmonster, denken. Weil er dann nämlich dem gutmütigen Oger aus dem gleichnamigen Film zum Verwechseln ähnlich sah. Besonders wenn er so kindlich grinste wie in diesem Moment, als Cleopatra, Attilas Lieblingsboa, sich um seine Schultern ringelte und zischend an seiner Nase züngelte.

Mit einem Mal patschte Morduk sich mit der behaarten Pranke auf den Schädel. »Ach, du Schreck«, sagte er verblüfft. »Jetzt, wo ihr fragt, erinnere ich mich plötzlich wieder, dass mir damals in der Tat etwas merkwürdig vorgekommen ist.«



»Ah, ja?« Voller Spannung blickte Laura den Mann an. »Was denn?«

»Ich musste nämlich noch mal raus in der Nacht damals. Es muss so zwischen drei und vier Uhr morgens gewesen sein.«

»Wieso das denn?«

Der Glatzkopf grinste verlegen. »Wegen Sir Bourbon. Er war so unruhig in der Nacht.«

Laura wunderte sich. »Sir Bourbon?«

Attilas Grinsen wurde noch breiter, und selbst seine polierte Glatze schien zu strahlen. »Mein Alligator. Er hat früher einem Schwarzbrenner in Florida gehört, und der hat ihm immer seinen Fusel zu saufen gegeben. Deshalb spielt Sir Bourbon manchmal verrückt. Besonders in Vollmondnächten. Aber wenn ich dann ein bisschen mit ihm spazieren gehe, beruhigt er sich meistens wieder.«

»Und bei diesem Spaziergang ist dir was aufgefallen?«

Morduk nickte. »Es war eine klare Nacht, und ich konnte alles deutlich sehen. Nur das Häuschen des Professors nicht. Weil es nämlich von einem dichten Nebelschleier eingehüllt war.«

»Und das ist dir merkwürdig vorgekommen?«

»Ja... Das heißt natürlich, nein... Also, damals noch nicht. Aber je länger ich darüber nachdenke, umso komischer finde ich das.« Der Hausmeister legte die hohe Stirn in Falten und hob den Zeigefinger. »Ihr müsst nämlich wissen: Immer wenn es hier Nebel gibt, zieht er aus der Talsenke herauf und erst an meiner Hütte vorbei, bevor er sich im Park breit macht und das Haus von Aurelius erreicht. Das ist schon seit mehr als hundert Jahren so – nur in der fraglichen Nacht, da hat es sich völlig anders verhalten.«

»Und wieso?«

»Genau das ist ja die Frage.«

Laura wunderte sich. »War das alles?«

»Ich denke schon«, antwortete Attila Morduk und drückte Cleopatra einen feuchten Schmatz auf die platte Schlängennase.

Die Geschwister wollten sich schon erheben, als dem Hausmeister noch etwas einfiel. »Einen Moment noch«, rief er und schaute sinnierend



in die Ferne. »Da war noch was, wenn ich mich recht entsinne.«

Lauras Neugier war geweckt. »Etwas Ungewöhnliches?«

»Ich glaub schon. Kurz bevor ich ins Haus zurückgegangen bin, habe ich beobachtet, wie ein Auto auf der Landstraße vorbeigefahren ist. Das passiert äußerst selten um diese Zeit. Eigentlich so gut wie nie.«

»Ein Auto?« Laura wechselte einen schnellen Blick mit ihrem Bruder.
»Konntest du es denn erkennen?«

»Ja, klar. Es war zwar mitten in der Nacht, aber der Mond stand hell am Himmel. Es war eindeutig ein Lieferwagen. Sogar die Farbe hab ich deutlich gesehen: Er war schwarz. Pechschwarz!«

Als Marius Leander Schritte im Kerkergang hallen hörte, zuckte er zusammen. Es war der Schwarze Fürst.

Nein! Nicht schon wieder!

Sollte die grausame Tortur denn von neuem beginnen? Qualvolle zwei Monde lang hatte der Fhurhur ihn mit der Todesstarre belegt, um dann völlig überraschend auf eine Verlängerung zu verzichten. Warum nur dieser plötzliche Gesinnungswandel? Doch der Fhurhur war jede Erklärung schuldig geblieben, hatte nur abfällig mit den Schultern gezuckt und sich aus dem Verlies verzogen.

Seitdem stand Marius Leander unter ständiger Beobachtung. Die Trioktiden ließen ihn keine Sekunde aus den Augen. An eine neuerliche Traumreise war nicht zu denken.

Die Schritte kamen näher.

Der hoch gewachsene Kerkerwärter spritzte von seinem Schemel auf und nahm Haltung an. Als Borboron vor dem Verlies anlangte, bemerkte Marius zu seiner Erleichterung, dass der Tyrann allein war. Weder die echsenhafte Frau noch der Fhurhur befanden sich in seiner Begleitung.

Mit zittrigen Händen sperrte der Trioktid die Gittertür auf, und der Anführer der Dunklen Mächte betrat den Kerker von Marius Leander.

Marius blickte Borboron erwartungsvoll an, während der an sein Lager trat. Täuschte er sich – oder spielte tatsächlich ein Lächeln um den schmallippigen Mund des Schwarzen Fürsten? »Was... Was wollt Ihr?«,



fragte er misstrauisch.

Der Dunkle lächelte tatsächlich. »Nichts weiter. Ich wollte nur sehen, ob es dir auch gut geht.«

Marius traute seinen Ohren nicht. Hatte er tatsächlich »ob es dir auch gut geht« gesagt?

»Welch eine zynische Frage!«, entgegnete er missmutig. »Wie kann es mir gut gehen, wenn Ihr mich in diesem Loch gefangen haltet!«

Wieder lächelte der Schwarze Fürst. »Nur Geduld!«, sagte er. »Ich habe deiner Tochter versprochen, dich freizulassen.«

Was?

Fassungslos starrte Marius Leander vor sich hin. War Laura in die Fänge seines Peinigers geraten? Seit sie ihn in der Todesstarre besucht hatte, brachte ihn diese Befürchtung beinahe um den Verstand.

Und nun behauptete diese Ausgeburt des Bösen, dass er ihn freilassen wolle?

Furchtlos sah er Borboron an. Er hatte ohnehin nichts mehr zu verlieren. »Ihr lügt«, sagte er. »Warum solltet Ihr mich freilassen?«

»Weil deine Tochter versprochen hat, den Kelch der Erleuchtung gegen dich einzutauschen!«

»Niemals!« Marius Leander sprang auf. Er bebte vor Erregung. »So etwas würde Laura niemals tun. Sie ist eine Kriegerin des Lichts und würde die große Aufgabe, die ihr übertragen worden ist, unter keinen Umständen verraten! Sie weiß doch, dass unsere Welt dem Untergang geweiht wäre!«

»Das mag wohl sein.« Immer noch lächelte der Schwarze Fürst. »Dennoch hat sie mir ihr Versprechen gegeben. Und du weißt, was das bedeutet?«

»Natürlich!« Marius' Lippen zitterten. »Wir Krieger des Lichts sind verpflichtet, stets unser Wort zu halten. Ganz im Gegensatz zu Euch, denen alle Mittel erlaubt sind!«

Borboron grinste. »Das entspricht nun einmal unserer Natur – und deshalb ist es ja auch so verlockend, sich uns anzuschließen. Es ist so einfach, Böses zu tun. Für euch dagegen...« Er grinste erneut, bevor er in



bedeutungsvolles Schweigen verfiel.

»Macht Euch nur lustig über uns«, sagte Marius Leander. »Wir werden am Ende doch triumphieren. Und dass Laura Euch ihr Wort gegeben hat, glaube ich Euch niemals!«

»Was sollen wir uns streiten?« Beinahe liebevoll sah der Schwarze Fürst den Gefangenen an. »Der Tag des Ostarafestes naht – dann werden wir ja sehen, wer von uns Recht behält. Und bis dahin soll es dir an nichts mangeln. Deine Tochter soll dich doch erkennen, wenn sie ihrem Vater endlich wieder gegenübersteht!«

Attilas Beschreibung ließ keinerlei Zweifel aufkommen: Das pechschwarze Fahrzeug musste derselbe LKW sein, der Laura schon mehrmals begegnet war. Der Lieferwagen, mit dem Pater Dominikus überfahren werden sollte und der Percys Auto auf dem Weg zum Kloster gerammt hatte. In Lauras Kopf schrillten die Alarmsignale gleich im Dutzend. »Endlich ein brauchbarer Hinweis!«, sagte sie erleichtert.

Lukas verzog zweifelnd das Gesicht. »Ich weiß nicht, ob uns das so viel weiterhilft. Dass die Dunklen in der Geschichte mit drinhängen, war uns ja ohnehin klar – oder?«

»Ja, schon.« Laura sah den Bruder eindringlich an. »Aber jetzt wissen wir, dass der Professor vermutlich mit diesem Auto weggebracht wurde. Der schwarze Lieferwagen könnte die Polizei also möglicherweise auf seine Spur führen.«

»Glaubst du denn, dass die dir die Geschichte abnehmen werden?« Attila Morduk blickte Laura skeptisch an, während Cleopatra sich zärtlich um seinen Hals ringelte. Das freundliche Grinsen war aus seinem Gesicht verschwunden, sodass er wieder ähnlich mürrisch dreinschaute wie der Anführer einer Hells-Angels-Gang.

»Wahrscheinlich nicht!« Laura wirkte plötzlich ziemlich bedrückt. »Aber ich werde Bellheim trotzdem über unseren Verdacht informieren, auch wenn er ihm wohl kaum nachgehen wird.«

»Na, bravo!«, sagte Attila voller Sarkasmus, bevor er sich mit der rechten Pranke am Kopf kratzte. »Wisst ihr, was ich noch nicht so ganz ver-



stehe: Was hat es mit diesem komischen Nebel auf sich, den ich damals beobachtet habe?»

»Dem Nebel?« Laura fasste rasch in die Tasche und holte ein Glasfläschchen daraus hervor. Als sie den Stöpsel aus dem Flaschenhals zog, war nur ein monotones Schnarchen zu hören. Ein belustigtes Lächeln huschte über ihr Gesicht, während sie mit dem Finger gegen das Glas schnippte. »Rauenhauch! Aufwachen, du Faulpelz!«

Ein herzhaftes Gähnen ertönte. Dann quoll weißer Rauch aus der Flasche, mehr und mehr, bis eine mächtige Nebelwolke über dem gläsernen Gefäß stand. Eine raue Flüsterstimme kam daraus hervor: »Was von mir Ihr wollt, Herrin, von mir Ihr wollt?«

»Sag, Rauenhauch, gibt es eigentlich viele deiner Art?«

»Die Zahl meiner Brüder Legion ist, Herrin, Legion ist, und seit Anbeginn der Zeiten es uns gibt, Zeiten es uns gibt.«

Attila Morduk schien von dem wundersamen Nebel nicht im Geringsten überrascht zu sein. Als handele es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt, verfolgte er die Unterhaltung zwischen Rauenhauch und Laura.

»Und ihr müsst euren Herrn stets zu Diensten sein«, fuhr das Mädchen fort, »ganz egal, was diese von euch verlangen?«

»So es ist, Herrin, so es ist!«

»Dann dient ihr also nicht nur dem Licht, sondern helft auch den Dunklen Mächten?«

»Wer immer uns besitzt, Herrin, uns besitzt, dem zu Diensten wir sein müssen, Diensten wir sein müssen. Ein Urteil über sein Werk uns steht nicht zu, uns steht nicht zu.«

»Dachte ich's mir doch!« Laura wandte sich ab und starrte grimmig vor sich hin.

Die Flüsterstimme meldete sich erneut zu Wort: »Sonst noch was für Euch tun ich kann, Herrin, tun ich kann?«

»Ähm.« Verwirrt schreckte das Mädchen aus seinen düsteren Gedanken auf. »Nein, danke, Rauenhauch. Du kannst dich wieder zurückziehen.«



Lautes Gähnen war zu hören, während der Flüsternde Nebel in seine Wohnflasche kroch. Laura stöpselte sie wieder zu, ließ sie in der Tasche verschwinden und wandte sich an die Freunde. »Offensichtlich haben sich die Dunklen diesmal der Flüsternden Nebel bedient...«

»Hätte ich ja auch von alleine draufkommen können«, brummte Attila dazwischen. »Schließlich hat Aurelius mir schon vor über hundert Jahren von diesen Nebeln erzählt.«

»... und in ihrem Schutz konnten sie Morgenstern ungesehen ins Auto schleppen. Deshalb hat niemand etwas Verdächtiges bemerkt!« Mit einem Mal weiteten sich Lauras Augen, und sie wurde blass wie Hüttenkäse. »Nein«, stöhnte sie, »um Himmels willen!«

Lukas blickte die Schwester verwundert an. »Was ist denn los? Was hast du denn plötzlich?«

»Mir ist gerade was Schreckliches eingefallen: Was ist, wenn die Dunklen versuchen, den Professor mit Gewalt zum Reden zu bringen? Mit Kaja und mir haben sie das in der Folterkammer damals doch auch versucht!«

»Das werden sie nicht wagen, Laura.« Attila Morduk schüttelte bedächtig den Kopf. »Außerdem wäre es völlig aussichtslos. Aurelius hütet das uralte Wissen der Wächter und kennt alle Tricks und Kniffe, sodass sein Wille selbst von der schlimmsten Folter nicht zu brechen ist!«

»Das mag ja alles stimmen!« Lauras Sorge schlug zusehends in Wut um. »Aber was ist, wenn Dr. Schwartz und Pinky diesmal Unterstützung aus Aventerra bekommen haben? Wäre das nicht möglich?«

Darauf hatte selbst Attila Morduk keine Antwort. Dabei stand er schon mehr als einhundertsechunddreißig Jahre im Dienst des Lichts. Dennoch konnte er nicht ahnen, dass Laura richtig vermutet hatte: Die Dunklen hatten in der Tat Hilfe aus Aventerra erhalten. In welcher Gestalt allerdings, das hätte Attila niemals erraten. Und Laura schon gar nicht. Deshalb konnte auch keiner von ihnen ahnen, dass Laura schon bald in Lebensgefahr geraten würde.





Kapitel 25 ✿ Der Bote des Lichts

Der Schwarze Fürst saß auf seinem Thron und lächelte zufrieden.

Syrin hielt ihm einen Becher mit Wein entgegen. »Wollt Ihr nicht doch –«, hob sie an, als ihr Borboron auch schon ins Wort fiel.

»Du weißt, dass ich mir daraus nichts mache. Der wahre Genuss liegt nicht in solch vergänglichen Dingen, sondern im Triumph, der über die Zeiten hinweg anhält. Und mein Triumph steht unmittelbar bevor, Syrin!«

»Dann seid Ihr also immer noch fest davon überzeugt, dass dieses Mädchen Euch den Kelch aushändigen wird?«

»Natürlich! Laura Leander bleibt doch gar keine andere Wahl!«

»Und Ihr werdet ihren Vater tatsächlich freilassen?«

»Natürlich nicht!« Borborons schauriges Lachen hallte durch den Thronsaal, und seine Augen glimmten wie das Höllenfeuer. »Ich bin doch kein Narr! Sobald der Kelch in meinen Händen ist, werde ich Laura und ihren Vater töten!«

Verwirrt starrte die Gestaltwandlerin den Schwarzen Fürsten an. »Aber sie wird den Kelch doch nicht eher aus der Hand geben, bis ihr Vater frei ist. Und dann könnt Ihr nicht mehr verhindern, dass sie entkommen. Solange die Pforte zwischen den Welten offen steht, ist jede Gewalt im Tal der Zeiten unmöglich.«

»Als ob ich das nicht wüsste!« Borborons Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze des Bösen. »Ich habe alles genau überlegt. Du wirst sehen, Syrin: Mein Plan wird aufgehen – und du wirst mir dabei helfen!«

Erneut brach der Schwarze Fürst in Gelächter aus. Es war so schauer-



lich, dass es selbst die Gestaltwandlerin gruselte.

Der Besuch bei der Polizei wurde zu einem kompletten Reinfall. Laura konnte von Glück reden, dass Kommissar Bellheim sich überhaupt Zeit für sie nahm und sich in dem schmalen Kabuff, das er als sein Büro bezeichnete, anhörte, was sie ihm zu sagen hatte.

Als Laura fertig war, winkte der Kripomann nur gelangweilt ab. »Tut mir Leid, aber nichts von dem, was du erzählt hast, kann an der Situation auch nur das Geringste ändern.«

»Aber –«

Bellheim schnitt Laura kurzerhand das Wort ab. »Du scheinst eines zu vergessen: Wir *verdächtigen* den Professor nicht einfach nur des Mordes – nein, wir besitzen sogar sichere *Beweise!*«, sagte er herablassend.

Laura hatte keine Mühe, seine Gedanken zu lesen: Was bildet diese Göre sich eigentlich ein?, ging ihm durch den Kopf. Die hat doch keine Ahnung! Die soll erst mal erwachsen werden, bevor sie mitreden will!

Laura fühlte Wut in sich aufsteigen, und sie musste sich richtig zusammenreißen, um ihn nicht laut anzuschreien.

Dieser arrogante Kerl!

Für wen hielt der sich eigentlich?

Bellheim tat so, als bemerke er Lauras Verärgerung gar nicht. Scheinbar unbekümmert fuhr er fort: »Selbst wenn wir annehmen, dass es sich bei diesem LKW, den der Hausmeister gesehen haben will, tatsächlich um jenen ominösen Lieferwagen aus Hinterthur gehandelt haben sollte – was nebenbei bemerkt nicht im Geringsten bewiesen ist! –, bringt uns das wohl kaum einen Schritt weiter. Im Gegenteil!« Ein süffisantes Lächeln spielte plötzlich um den Mund des schnaubbärtigen Mannes. Er erhob sich, ging um den Schreibtisch herum und setzte sich direkt vor Laura mit halbem Hintern auf die Tischkante. »Ich hab mir von den dortigen Kollegen die Aussagen schicken lassen, die du nach dem Unfall des Paters zu Protokoll gegeben hast.«

Das Mädchen machte ein trotziges Gesicht. »Ja, und?«

Bellheim gab sich nicht die geringste Mühe, seine Belustigung zu ver-



bergen. »Ich bitte dich, Laura: Ein Auto, das sich ohne Fahrer in Bewegung setzt, das ist doch einfach nur – lächerlich!«

Empört sprang Laura auf. Eine solche unverschämte Unterstellung musste sie sich doch nicht gefallen lassen!

»Denken Sie doch, was Sie wollen!«, giftete sie, zügelte sich aber umgehend im Ton. »Ich werde Ihnen schon noch beweisen, dass ich mir das nicht eingebildet habe. Genauso wie ich beweisen werde, dass Professor Morgenstern unschuldig ist!«

Der Kommissar grinste überheblich. »Viel Spaß!«, sagte er. »Und viel Erfolg!«

»Verlassen Sie sich drauf!«, entgegnete Laura entschlossen und war auch schon zur Bürotür hinaus.

Als die Vertretung für Dr. Schwartz ins Klassenzimmer trat, ging ein Raunen durch die 7b.

»Oh, nö!«, klagte Kaja, und in ihrem Rücken konnte Laura den Stoßseufzer von Magda Schneider vernehmen: »Womit, zum Geier, haben wir das bloß verdient!« Laura selbst sagte nichts. Der Anblick der Lehrerin hatte ihr nämlich die Sprache verschlagen: Es war Rebekka Taxus.

Ausgerechnet Pinky!

Die Frau mit dem karminroten Rasta-Schopf tat natürlich so, als bekomme sie das Entsetzen der Schüler überhaupt nicht mit. Mit erhobener Haupt stolzierte sie zum Lehrerpult und stellte ihre Aktentasche darauf ab, bevor sie sich an die Klasse wandte. »Wie ihr bestimmt wisst, isst Dr. Schwartz im Augenblick mit anderen Dingen beschäftigt. Deshalb hat er mich gebeten, ihn im Unterricht zu vertreten.« Mit aufgesetztem Lächeln blickte die Taxus in die Runde. »Ihr habt somit das große Vergnügen, biss auf weiteres auch die Chemiesstunde mit mir verbringen zu dürfen. Und wie ich sehe, scheint eure Freude darüber keine Grenzen zu kennen.«

Von Freude konnte natürlich keine Rede sein. Überall in der 7b gab es nur lange Gesichter, und niemandem war auch nur zum Anflug eines Lächelns zumute. Mit Ausnahme von Pickel-Paule natürlich. Der trug ein so dämliches Grinsen zur Schau, als habe er soeben die Deutsche



Meisterschaft im Wetschleimen gewonnen.

Die Beklemmung, die fast greifbar über der Klasse lastete, störte Pinky nicht im Geringsten. Ihrem höhnischen Gesichtsausdruck nach zu urteilen, schien sie sich darüber sogar zu amüsieren.

»Wass ich dich fragen wollte, Laura Leander – hasst du dich mittlerweile von den Folgen deiner Krankheit erholt?« Dabei stiefelte die Lehrerin auf Lauras Platz zu, blieb direkt daneben stehen und musterte das Mädchen mit stechenden Augen.

Der Geruch ihres Gruftie-Parfüms war beinahe unerträglich. Entweder hat sie die übliche Dosis verdoppelt oder gar in dem Zeug gebadet, dachte Laura. Wie auch immer: Der modrige Gestank reizte ihre Nase und kratzte derart in ihrem Hals, dass ihr beinahe übel wurde. Allerdings ließ sie sich nichts anmerken und warf der Dunklen einen herausfordernden Blick zu. Glaub nur nicht, dass ich Angst vor dir habe!, signalisierte sie ihr in Gedanken.

Pinky gab nicht zu erkennen, ob sie die Botschaft verstanden hatte. »Schließlich hasst du dadurch doch einigess an Lehrsstoff verssäumt, ststimmt'ss?«, fragte sie mit scheinbarem Interesse.

»Stimmt«, antwortete Laura kühl.

»Das tut mir aber Leid für dich. Ssehr, ssehr Leid!« Rebekkas Heuchelei war beinahe perfekt. Ihre Stimme vermittelte den Anschein echten Mitgeföhls. Das hämische Funkeln in den Augen jedoch sprach ihren Worten Hohn. »Ich hoffe, du konntesst dass inzwischen aufholen?«

Laura hätte am liebsten mit einem obszönen Ausdruck geantwortet, wie er in jedem Rapsong mindestens hundert Mal vorkam. Aber Pinky war nun mal ihre Lehrerin, und deshalb riss sie sich zusammen. »Danke«, sagte sie trocken. »Sie brauchen sich keine Sorgen um mich zu machen.«

»Da bin ich ja beruhigt.« Rebekka grinste wie ein Krokodil beim Anblick eines wehrlosen Opfers. »Sso Leid ess mir nämlich auch tut...« – ihr theatralischer Augenaufschlag hätte ihr mit Sicherheit die Hauptrolle auf jeder Provinzbühne eingetragen – »... aber ich muss schon für nächste Woche einen Tesst anssetzen. Quintuss... äh... Dr. Schwartz hatte dass in sseiner Planung sso vorgesehen. Das genaue Datum ist...



äh...« Scheinbar ratlos, griff sie sich an die Stirn. »Einen Moment bitte, ich muss rasch in den Unterlagen nachsehen.«

Bevor sie zum Lehrerpult zurückging, warf sie Laura noch einen spöttischen Blick zu – und in diesem Moment wurde dem Mädchen klar, dass die Dunkle den Testtermin natürlich in- und auswendig wusste. Pinky Taxus zog diese miese Show nur ab, um sich über sie, Laura, lustig zu machen. Was gleichzeitig bedeutete, dass der Chemietest nur an einem ganz bestimmten Tag stattfinden konnte. Natürlich! Laura wurde schwindelig, als ihr das aufging, und Sternchen kreisten vor ihren Augen.

Wie gemein und hinterhältig die Handlanger der Dunklen Mächte doch waren!

Pinky ratschte die Aktentasche auf, zog den Terminkalender hervor und schlug ihn auf. »Ah, ja, da ssteht es ja: Der Tesst findet sstatt am... äh... einundzwanzigsten!« Sie ließ den Kalender sinken und blickte scheinbar grübelnd in die Ferne. »Am einundzwanzigsten, am einundzwanzigsten?«, murmelte sie vor sich hin. »War an diessem Tag nicht wass Besonderess?«

Der Arm von Pickel-Paule schoss in die Höhe, und er schnalzte so laut mit den Fingern, dass es Laura in den Ohren schmerzte.

Pinky schenkte ihm ein dankbares Lächeln. »Bitte, Paul?«

»Am einundzwanzigsten März ist Frühlingsanfang, Frau Taxus!«, krähte Paul mit solcher Inbrunst, als verkünde er eine nobelpreiswürdige Erkenntnis.

»Was du nicht sagst, du Schlaumeier!«, zischte Kaja ihm denn auch höhnisch zu. »Vielleicht ist das aber auch der Tag, an dem du deine verdiente Abreibung bekommst!«

»Ssehr richtig, Paul, ssehr gut!«, lobte die Pinky, verfiel aber gleich darauf erneut ins Grübeln. »Aber da war noch wass an diessem Tag, wenn ich mich recht entsinne? Wass war dass bloßs?«

Jetzt spuck's endlich aus, du blöde Kuh! Laura konnte ihre Wut nicht länger bezähmen. *Sag's endlich!*

Unvermittelt verengte die Taxus die Augen und schaute das Mädchen lauernd an – natürlich hatte sie seine Gedanken genau gelesen. Zufrieden



lächelte sie vor sich hin. »Ach, richtig!«, rief sie wie nach einem scheinbar plötzlichen Einfall. »Am einundzwanzigssten März, da wurde früher, bei den Kelten und Germanen, das Osstarafest begangen. Kann mir vielleicht jemand erklären, was es damit auf sich hat?«

Gleich einer Hyäne ließ sie den Blick über die Klasse schweifen. Doch keiner der Schüler meldete sich. Selbst Pickel-Paule nicht. Schließlich hefteten Pinkys Augen sich auf Laura. »Kannst du mir vielleicht weiterhelfen?« Sie klang wie die Freundlichkeit in Person. »Weißt du vielleicht, weshalb diessess Osstarafest so ein ganz besonderer Tag sein soll?«

Laura merkte, wie sich ohnmächtiger Zorn in ihr regte. Ihr Pulsschlag beschleunigte sich, und das Blut rauschte fast hörbar durch ihre Adern.

Das war einfach zu viel!

Wütend raffte sie ihre Schulsachen zusammen und sprang auf.

»Mach bloß keinen Quatsch!«, beschwor Kaja die Freundin, aber Laura stürmte bereits zur Tür.

»Hier geblieben, sonst ssetzt es einen Verweis!«, zischte Pinky. Dass ein hämisches Grinsen um den Mund der Lehrerin spielte, bekam Laura allerdings nicht mehr mit. Sie war bereits auf dem Flur und warf die Klassentür hinter sich zu.

Der Rote Tod schüttelte den Kopf und grinste spöttisch. Wie dumm die Menschen doch waren und wie leicht verführbar! Und wie wenig sie sich geändert hatten in den Hunderten von Jahren, die er bereits existierte. Noch immer kannten die meisten von ihnen nur ein Ziel in ihrem schäbigen Leben: den Mammon. Dem jagten sie hinterher mit all ihren Kräften, und die Aussicht darauf machte sie zu leichten Opfern. Es genügte, mit ein paar Scheinen zu winken – und sie waren zu allem bereit. Sogar zum Verrat an denen, die ihnen Vertrauen schenkten. Und das war das Schlimmste, was es auf Erden gab.

Selbst für den Roten Tod.

Als ob Geld und Besitz zählen würden, wenn die Zeit für den letzten Gang gekommen war! Wenn abgerechnet und die Bilanz des Lebens



gezogen wurde. Dann war es doch zu spät zur Reue! Nichts war mehr rückgängig zu machen, und nicht einmal alles Geld der Welt vermochte die Schuld noch zu tilgen. Aber daran dachte der Kerl wohl nicht in seiner Gier.

Daran dachte keiner von ihnen!

Ein böses Lachen entstieg seiner Kehle. Eigentlich konnte er die Menschen ja verstehen. Schließlich war es ihm selbst nicht anders ergangen – damals, vor endlos langer Zeit. Er war genauso dumm gewesen und genauso habgierig. Er hatte es einfach nicht besser gewusst – und nie darüber nachgedacht. Aber wie oft hatte er sich seitdem gewünscht, alles noch einmal ändern zu dürfen. Alles ganz anders machen zu können, damit er endlich Ruhe fand. Aber was einmal geschrieben steht im Buch des Lebens, war nicht mehr zu löschen, und jeder war dazu verdammt, die Folgen seiner Taten zu tragen. Auf immer und ewig – niemand wusste das besser als der Rote Tod.

In diesem Augenblick sah er das Mädchen, das aus der Burg gerannt kam. Rasch trat er einen Schritt zurück, verbarg sich im Schutze eines dichten Kirschlorbeerbusches und spähte hinter der Blonden her.

Sie lief in Richtung See.

Eigenartig, dachte er. Eigentlich hat sie doch Unterricht. Er kannte Lauras Stundenplan ganz genau. Wie er auch sonst fast alles über sie wusste. Was also will sie um diese Zeit am See?

Der Rote Tod beschloss, ihr nachzugehen. Schließlich geschah alles, was sie taten, nur ihretwegen, und so konnte es bestimmt nicht schaden, sie im Auge zu behalten. Oder notfalls sogar -

Und bei diesem Gedanken verzerrte wieder ein grimmiges Lächeln sein totenbleiches Gesicht.

Das ist alles so ungerecht! So verdammt ungerecht! Wütend schleuderte Laura den Kieselstein von sich. Das flache Wurfgeschoss sprang von der Wasseroberfläche ab und tanzte zwei... drei... vier... fünf... sechs Mal über die sonnenbeschienenen Fluten des Drudensees, bevor es in den Tiefen versank. Das war ein neuer Rekord für Laura – auch wenn sie das



nicht besänftigen konnte.

Das Mädchen setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm am Ufer, stützte das Gesicht auf die Hände und starrte hinaus auf den See. Die Märzsonne sprenkelte das bleigraue Wasser mit silbrigem Tupfern. Enten quakten im verdorrten Schilf, und ein bunter Eisvogel stürzte sich auf der Suche nach Futter in die Fluten.

Der Anblick der dicht bewachsenen Insel inmitten des Sees steigerte Lauras Wut nur noch. In einer Woche würde sich in ihrem Zentrum die magische Pforte öffnen, durch die sie nach Aventerra gelangen konnte. Seit der Wintersonnenwende fieberte sie diesem Tag entgegen, an dem sie den Kelch der Erleuchtung zurück in die Welt der Mythen bringen konnte. Aber nun war alles wieder in Frage gestellt. Das rätselhafte Verschwinden des Professors hatte die Lage dramatisch verändert.

Verärgert bohrte Laura eine Stiefelspitze in den feuchten Ufersand. Das hatten die Dunklen wirklich geschickt eingefädelt – das musste man ihnen schon lassen!

Laura fühlte Verzweiflung in sich aufsteigen, ihr war plötzlich zum Weinen zu Mute. Schon legte sich ein feuchter Schleier über ihre Augen, als ein heiserer Schrei sie überrascht aufblicken ließ. Der herrische Ruf schien aus weiter Höhe zu kommen. Und tatsächlich: Hoch oben, im klaren Blau des Himmels, kreiste ein majestätischer Vogel über dem Drudensee. Laura konnte ihn nicht genau erkennen. Die Sonne blendete sie. Sie sah nicht mehr als einen lichtumflorten Schattenriss, der sich vor dem Firmament abhob. Er war riesig. Der Größe und Form nach zu urteilen, musste es sich um einen Adler handeln. Obwohl Laura noch niemals zuvor einen solchen Raubvogel in der Gegend von Ravenstein beobachtet hatte, war sie ganz sicher. Mit weit ausgebreiteten Schwingen kreiste das imposante Tier ruhig im Himmelslicht, erhaben wie ein Bote aus einer fremden Welt. Erneut trug der Wind seinen Ruf an Lauras Ohr – und da musste sie an ihren Vater denken.

Papa.

Papa, der daraufwartete, dass sie ihm zu Hilfe kam.

Der darauf vertraute, dass sie ihre Aufgabe erfüllte.



Dass sie den Mut nicht verlor!

Noch im gleichen Augenblick fiel ihr ein, dass sie beinahe wieder alles falsch gemacht hätte. Sie war schon drauf und dran gewesen, sich völlig kampfflos ihrer Verzweiflung zu ergeben – und damit hätten die Dunklen ihr vordringlichstes Ziel erreicht gehabt. Denn ein Gegner, der seinen Mut verliert, ist ein leichter Gegner und bietet keinen echten Widerstand mehr.

Laura wischte sich die Tränen aus den Augen. Wie hatte sie nur so kopfflos sein können! Wie hatte sie nur vergessen können, was ihr Vater ihr schon von Kindheit an beigebracht hatte: Nur wer aufgibt, hat schon verloren!

Laura straffte sich, und ihre blauen Augen blitzten vor Entschlossenheit. Nein, sie würde nicht klein begeben – nicht solange sich ihr noch die kleinste Chance bot. Immerhin blieben ihr noch sieben Tage – und die würde sie nutzen, um den Kelch zu finden. Auch wenn sie keine Ahnung hatte, wo sie mit der Suche beginnen sollte. Keiner der Dunklen würde sie davon abhalten können, sich mit aller Kraft ihrer Aufgabe anzunehmen – als ihr plötzlich ein Schreck wie ein heißer Speer ins Herz fuhr. Jemand war in ihrer Nähe!

Direkt hinter ihr.

Schon spürte sie einen heißen Atem im Nacken, und eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

Der Hüter des Lichts stand am Fenster des Thronsaals und blickte hinunter auf die Ebene von Calderan. Das zarte Wispergras glänzte silbrig im Licht. Der Raunewald im Westen und der kleine Auwald vor dem Modernmoor waren mit frischem Blattgrün geschmückt. Durch die geöffneten Fensterflügel drang das fröhliche Gezwitscher der Vögel. Elysion lächelte. Die Natur regte sich. Überall auf den Feldern und Fluren, in den Wäldern und Hainen wuchs neues Leben heran. Das Jahresrad bewegte sich immer schneller auf das Ostarafest zu.

Auf den Tag, an dem das Mädchen den Kelch der Erleuchtung nach Aventerra zurückbringen würde.



Das Portal zum Thronsaal wurde aufgerissen. Ritter Paravain trat ein und eilte mit kummervoller Miene auf seinen Herrn zu.

ElySION drehte sich um und blickte den Anführer seiner Leibgarde fragend an. »Was ist geschehen, Paravain?«

Der Weiße Ritter deutete eine Verbeugung an. »Unsere Späher sind zurück, Herr. Sie berichten, dass sich auf der Dunklen Festung sonderbare Dinge tun. Borboron ist in ungewöhnlich guter Stimmung und lässt gleichzeitig überall im Lande neue Männer anwerben. Man erzählt sich, dass er die Zahl seiner Schwarzen Krieger zu verdoppeln trachtet.«

Der Hüter des Lichts verzog bekümmert das Gesicht. Die Anzahl der Falten auf seiner Stirn vervielfachte sich. »Und – was schließt du daraus?«

»Ich fürchte, dass er eine neue Teufelei im Schilde führt. Es deutet alles darauf hin, dass er den Kelch der Erleuchtung in seinen Besitz zu bringen versucht, um uns dann mit einer Streitmacht anzugreifen, die uns zahlenmäßig weit überlegen ist.«

Bedächtig wiegte ElySION das ergraute Haupt. »Nun – das sind nicht gerade Neuigkeiten. Seit Anbeginn der Zeiten trachtet der Schwarze Fürst nach dem Kelch, und ebenso lange versucht er schon, uns zu vernichten –«

»Aber noch nie waren seine Aussichten besser als jetzt!«, fiel der Ritter ihm ins Wort.

Der Hüter des Lichts blickte ihn erstaunt an. »Wieso das?«

»Wie unsere Spione erfahren haben, hat das Mädchen, Laura, bereits vor einigen Wochen eine Traumreise in die Dunkle Festung unternommen.«

Der Hüter des Lichts nickte versonnen. »Hab ich's doch geahnt!«, sagte er.

»Offensichtlich wollte sie sich versichern, dass ihr Vater noch lebt, und –«

»Verzeih, dass ich dich unterbreche – aber hast du meinen Auftrag ausgeführt?«

Paravain nickte. »Natürlich, Herr. Schon bei Sonnenaufgang habe ich Pfeilschwinge losgeschickt, damit er sich über den Weg, der nur dem



Hüter der magischen Pforte bekannt ist, auf unseren Schwesterstern begibt!«

»Gut! Sehr gut!« Der alte Mann lächelte. »Auch wenn Pfeilschwinge nicht eingreifen kann in die Geschehnisse dort – sein Erscheinen wird dem Mädchen neuen Mut verleihen, glaube mir!«

Paravain antwortete nicht. Seinem Gesicht allerdings war anzusehen, dass er die Zuversicht seines Herren bei weitem nicht teilte.

»Ich hatte dich unterbrochen«, fuhr ElySION fort. »Was wolltest du noch sagen?«

»Ich vermute, dass Laura bei ihrem Besuch in der Dunklen Festung Borboron in die Hände gefallen ist und dieser das Leben ihres Vaters als Faustpfand für den Kelch eingesetzt hat.«

Der edle Herrscher wandte sich ab. Das Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, verlieh seinem Haar einen rötlichen Glanz. Als er den Ritter wieder anblickte, hatte sich tiefe Sorge in sein faltiges Gesicht eingenistet. »Und? Was schlägst du vor?«

»Wir sollten sie angreifen, Herr! Damit rechnen sie doch nicht. Das wird uns helfen, sie zu besiegen. Dann können wir Lauras Vater befreien. Und Alienor und Silvan auch.«

Maßloses Erstaunen zeichnete ElySIONs Antlitz. »Wir sollten sie angreifen?«

»Ja.«

»Aber – wenn wir Gewalt anwenden, sind wir nicht besser als sie!«

»Wir haben doch keine andere Wahl. Wir müssen ihnen zuvorkommen, bevor sie im Besitz des Kelches sind und uns einfach überrennen!«

»Du willst, dass wir uns der gleichen Mittel bedienen wie sie? Zum Schwert greifen und sie heimtückisch überfallen? Willst du das wirklich, Paravain? Was unterscheidet uns dann noch von ihnen? Vielleicht bleiben wir auf diese Weise sogar siegreich. Vielleicht aber auch nicht. Eines aber ist gewiss: Viel Blut wird fließen, und Unzählige werden ihr Leben lassen. Aber was ist ein Sieg wert, der einen so hohen Preis verlangt? Sag es mir, Paravain!«

Nur kurz hielt der Weiße Ritter dem Blick seines Herrn stand, dann



schlug er beschämt die Augen nieder.

Der Hüter des Lichts legte besänftigend die Hand auf Paravains Schulter. »Ich kann dich sogar verstehen, aber glaub mir, das ist bestimmt nicht der richtige Weg. Und selbst wenn deine Vermutung stimmen würde – wenn Laura auf die Kraft des Lichts vertraut, wird sie ihre Aufgabe meistern. Mag ihr diese auch noch so unlösbar erscheinen!«

Laura stieß einen Schrei aus, sprang auf, wirbelte herum – und blickte in ein erstauntes Jungengesicht.

»Aber, Laura?« Alarik war derart überrascht, dass sein Gesicht aus lauter Fragezeichen zu bestehen schien. »Was ist denn los?«

Das Mädchen rang verdattert nach Luft. Der Schreck hatte es völlig atemlos gemacht. »Was los ist?«, fragte Laura vorwurfsvoll, nachdem sie wieder zu Atem gekommen war und ihr Puls sich beruhigt hatte. »Du hast mich beinahe zu Tode erschreckt, das ist los!«

»Aber – du musst doch gehört haben, wie ich herangeritten bin. Mein Zosse hat laut gewiehert, als er dich hier hat sitzen sehen!« Mit einer schnellen Kopfbewegung deutete er zu dem gesattelten Pferd, das nur ein paar Meter neben einem Weidenbusch stand und unruhig mit den Hufen scharrte.

Laura erkannte es auf den ersten Blick: Es war Lotte, das brave Reitpferd von Nikodemus Dietrich. Die Stute äugte zu ihr herüber und ließ ein freudiges Schnauben hören.

»Komisch. Ich hab keinen Ton gehört. Weder von Lotte noch von dir.«

»Dann musst du wohl taub sein. Oder du warst derart in Gedanken versunken, dass du auf nichts anderes mehr geachtet hast.«

»Stimmt – ich hatte nur noch Augen für den Adler!«

»Den Adler? Welchen Adler denn?«

Ein sanftes Lächeln tanzte über Lauras Gesicht. »Jetzt frag ich mich aber wirklich, *wer* von uns beiden taub ist. Sonst hättest du seine Schreie doch auch hören müssen, Alarik. Schau doch mal!« Damit streckte sie den Arm aus und deutete hoch zum Himmel – aber da war kein Adler



mehr. Der mächtige Vogel war verschwunden. Verwundert ließ Laura den Blick schweifen, aber obwohl es völlig wolkenlos war, konnte sie nicht die geringste Spur eines Adlers entdecken.

Laura ließ den Arm sinken und starrte mit offenem Mund vor sich hin.

Seltsam.

Sie hatte den Adler doch genau gesehen! Zumindest seine Silhouette. Und auch seine Schreie gehört. Laut und deutlich! Es war doch nicht möglich, dass er sich einfach in nichts aufgelöst hatte!

Alariks Frage stoppte den Fluss ihrer Gedanken: »Was war denn da, Laura? Wessen Schreie soll ich denn gehört haben?«

»Du... Du hast also nichts gehört?«

»Nein, gar nichts. Wenn man von den Enten und von Lotte einmal absieht natürlich.«

»Hm«, brummte Laura versonnen. Habe ich mir das tatsächlich nur eingebildet? Sehe ich schon Gespenster? Irritiert legte sie die Stirn in Falten und blickte Alarik fragend an. »Was... Ähm... Was treibt dich eigentlich nach Ravenstein? Du kommst doch bestimmt nicht ohne Grund hierher?«

Der Junge lächelte. »Ich wollte dich was fragen. Mir ist da etwas eingefallen.«

»Echt? Und warum hast du nicht einfach angerufen?«

»Angerufen?« Alarik schaute Laura an, als habe sie sich einer fremden Sprache bedient.

Ich Idiot!, schoss es dem Mädchen durch den Kopf. Telefone sind auf Aventerra wahrscheinlich völlig unbekannt. »Schon gut«, sagte es deshalb hastig. »Also – was wolltest du denn fragen?«

»Was ist ein Tresor, Laura?«

Die banale Frage schien das Mädchen zu verwundern. Ungläubig starrte es den Blondenen an. »Was?«

»Was ist ein Tresor?«, wiederholte der Junge ruhig und ließ sich auf den Baumstamm nieder.

»Um mich das zu fragen, bist du den ganzen weiten Weg bis hierher



geritten?«

Alarik nickte. »Ja, klar. Und ich wäre dir sehr verbunden, wenn du mir antworten würdest.«

»Ich fass es nicht!« Laura schüttelte fast mitleidig den Kopf und setzte sich neben den Jungen. »Also, ein Tresor ist nichts weiter als ein Stahlschrank, in dem Geld oder Wertgegenstände aufbewahrt werden«, erklärte sie. »Damit die Sachen vor Dieben sicher sind und nicht gestohlen werden können.«

Ein wissendes Lächeln huschte über Alariks Antlitz. »Dachte ich es mir doch«, murmelte er versonnen.

»Was dachtest du dir?«, fragte Laura verständnislos. »Und weshalb wolltest du das eigentlich wissen?«

Der Junge schmunzelte. »Nur Geduld, Laura! Geduld zählt zu den Müttern des Erfolgs, wie meine Großmutter immer zu sagen pflegte!«

Das Mädchen verdrehte die Augen. Nun machte Alarik auch schon einen auf Oberlehrer wie Lukas.

Na, vielen Dank aber auch!

Endlich hatte der Junge ein Einsehen. »Ich habe mich an eine Bemerkung von Pater Dominikus erinnert«, erklärte er. »Von damals, als der Professor mich ins Kloster gebracht hat.«

»Was hat er denn gesagt?« Aufgeregt stieß das Mädchen den Jungen an. »Jetzt erzähl doch schon, und lass dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen!«

»Als der Professor den Pater gefragt hat, wo er mich unterbringen will, hat Dominikus ihn nur viel sagend angegrinst und erwidert: ›In den Tresor können wir den Kerl nicht auch noch stecken, deshalb muss ich mir was anderes einfallen lassen.««

»Und weiter?«

»Ich hab den Worten keine besondere Bedeutung beigemessen, damals. Der Begriff war mir ja völlig unbekannt – aber jetzt erscheint mir alles plötzlich in einem ganz anderen Licht.«

»Weil du jetzt weißt, was ein Tresor ist?«

»Ja – und weil ich weiß, dass es Morgenstern war, der den Kelch nach



der Wintersonnenwende versteckt hat.«

»Ja, und?«

Luras arglose Frage versetzte den Jungen in Erstaunen. »Was – und?«, gab er irritiert zurück.

»Was folgerst du daraus?«

»Verstehst du denn immer noch nicht, Laura? Muss ich dir wirklich erklären, was das bedeutet?«

Luras Blick verschleierte sich. Sie wandte sich ab und starrte sinnierend über die Wasser des Sees. »In den Tresor können wir ihn nicht auch noch stecken«, murmelte sie nachdenklich, »... ihn nicht auch noch stecken.« Mit einem Mal brach sie ab, und ein Leuchten ging über ihr Gesicht. Mit großen Augen wandte sie sich dem Jungen wieder zu. »Ja, klar, jetzt verstehe ich, was du meinst – du denkst, der Kelch befindet sich in einem Tresor im Kloster!«

»War doch möglich, oder?« Der Junge erhob sich und wanderte aufgeregt auf und ab. »Überleg doch mal: Morgenstern hat mich in die Abtei gebracht, weil er überzeugt war, dass ich dort vor den Dunklen in Sicherheit wäre. Und wenn *ich* dort sicher war – warum dann nicht auch der Kelch?«

»Hey! Das ist gar keine blöde Idee!«





Kapitel 26 ✿ Das Geheimnis des Freskos

Lautes Stimmengewirr und das Geklapper von Besteck und Geschirr hallten durch den Speisesaal. An Lauras Tisch saßen die vier Freunde dicht beieinander. Wie Verschwörer hatten sie die Köpfe zusammengesteckt, damit keiner der Mitschüler hörte, worum es in ihrer eifrigen Diskussion ging.

Lukas schaute sich noch einmal nach allen Seiten um, bevor er seiner Schwester antwortete. »Selbst wenn der Kelch tatsächlich irgendwo im Kloster sein sollte«, flüsterte er ihr zu, »dürfte er bestimmt nicht leicht zu finden sein. Das Gelände ist ziemlich weitläufig, und es gibt zahlreiche Gebäude. Außerdem wird der Abt auf keinen Fall gestatten, dass wir es einfach durchsuchen. Und Zugang zum Tresor wird er uns schon gar nicht gewähren.«

Mit spitzen Zähnen kaute Laura auf einem zähen Stück Schnitzel herum. »Ich glaube nicht, dass das notwendig sein wird«, brachte sie zwischen zwei Bissen hervor.

Erstaunt ließ Lukas die Gabel sinken. Blumenkohlröschen platschten zurück auf seinen Teller. »Hast du nicht eben behauptet, der Kelch wäre im Klostertresor? Was mir als durchaus logosibel erscheint. Schließlich ist das Gefäß mindestens genauso kostbar wie Messkelche, Monstranzen oder andere liturgische Gerätschaften.«

»Lukas hat Recht«, mischte Kevin sich ein. »Die Klosterkirche ›Zum Heiligen Stein‹ ist doch bekannt für ihre Sammlung wertvollster Messgeräte. Einige bestehen aus purem Gold und sind mit Edelsteinen besetzt – und werden deshalb in einem einbruchssicheren Panzerschrank verwahrt, wie man in der Informationsbroschüre nachlesen kann. Der Kelch der Erleuchtung wäre darin doch auch bestens aufgehoben, oder?«



Laura schüttelte den Kopf. »Kann ja sein. Aber trotzdem glaube ich nicht, dass der Professor ihn dort versteckt hat.«

»Oh, nö!«, meldete sich Kaja zu Wort, bevor sie sich eine riesige Portion Pommes in den Mund schaufelte und eine Ladung Blumenkohl gleich hinterher stopfte. »Wawum wenn nicht?«

»Ganz einfach – weil zu den Schätzen des Klosters normalerweise nur der Bursarius, der Schatzmeister, Zugang hat – und der Abt, natürlich. Aber auf gar keinen Fall der Bibliothekar. Was bedeutet, dass mit dem Tresor, den Pater Dominikus erwähnt hat, mit Sicherheit ein anderer gemeint sein muss als der, in dem die Kostbarkeiten des Klosters verwahrt werden.«

Lukas blickte die Schwester mit unergründlichem Blick an. Er war in tiefes Nachdenken versunken. Laura meinte ihm förmlich ansehen zu können, wie heftig sein Superhirn arbeitete. »Du meinst also...«, hob er bedächtig an.

Laura nickte, während sie energisch an ihrem Schnitzel herumsäbelte. »Genau.«

»... dass sich dieser Tresor an einer anderen Stelle im Kloster befinden muss?«

»Stimmt.«

»In der... geheimen Bibliothek wahrscheinlich?«

Ein fröhliches Grinsen erhellte das Gesicht des Mädchens. »Bravo, Lukas – und du hast nicht mal den Publikums-Joker gebraucht!« Dann wurde sie wieder ernst. »Ich bin überzeugt, dass dieser Tresor irgendwo in der verborgenen Bibliothek sein muss. Außer Pater Dominikus hat doch keiner der Mönche von ihr gewusst. Nicht mal der Abt.«

»Womit mir deine These als überaus logosibel erscheint«, pflichtete Lukas ihr mit professorenhaftem Ernst bei.

»Sag ich doch!« Kaja machte ein Gesicht, als verkünde sie die größte Selbstverständlichkeit der Welt. Dabei fuchtelte sie mit der Gabel so heftig vor ihrem Gesicht herum, dass sich das Fleischstück davon löste und zu Boden fiel. »Ups«, sagte das Pummelchen und tauchte unter den Tisch, um es aufzuheben.



Laura schmunzelte über die Tollpatschigkeit, wurde dann aber wieder ernst. »Dieses Archiv war außerdem der einzige Ort im ganzen Kloster, zu dem Dominikus – und damit auch sein Freund Aurelius – jederzeit Zugang hatte. Er musste niemanden um Erlaubnis fragen und schon gar nicht befürchten, dort von einem Fremden überrascht zu werden.«

Kevin, der fertig war mit Essen, legte das Besteck zur Seite und wuschte sich mit der Serviette den Mund ab. »Hört sich an, als hättest du Recht, Laura.«

»Nicht wahr?« Laura strahlte den Jungen an. Kevin war immer so nett und meistens auf ihrer Seite. Wieder verspürte sie das seltsame Kribbeln im Bauch, und ihr wurde heiß und kalt. Kevin erwiderte ihr Lächeln, und Laura merkte, dass ihr das Blut in die Wangen schoss. Oh, Mann – hoffentlich kriegt er nicht mit, dass ich rot werde! Schnell wandte sie sich ab. »Für mich jedenfalls ist das klar wie Klarspüler: Falls der Kelch tatsächlich im ›Heiligen Stein‹ versteckt ist, dann mit Sicherheit in der geheimen Bibliothek!«

»Also, gut«, sagte Lukas und spießte das letzte Stück Schnitzel auf. »Gehen wir einfach davon aus, dass deine Vermutung zutrifft. Dann müsstest du damals bei deinem Besuch doch irgendwo einen Tresor gesehen haben.«

Laura schüttelte den Kopf. »Hab ich nicht.«

»Nein?«

»Nein! Aber Percy und ich haben auch überhaupt nicht nach einem Tresor gesucht. Wir hatten doch ganz andere Sorgen! Deshalb müssen wir umgehend noch mal ins Kloster, und zwar so schnell wie möglich.«

Mit mürrischer Miene hatte Kaja erst Kevin, dann Laura gemustert. Irgendetwas schien ihr gegen den Strich zu gehen. »Gut und schön«, sagte sie schließlich. »Aber wie willst du hinkommen?«

»Mit Percy natürlich – wie beim letzten Mal.«

Als Laura drei Stunden später die Turnhalle betrat, sah sie schon auf den ersten Blick, dass etwas nicht stimmte: Der Sportlehrer hockte im Fechtanzug auf einem Stapel Matten und starrte niedergeschlagen vor sich hin.



»Hey, Percy – was machst du denn für ein Gesicht? Als ob dir eine Laus über die Leber gelaufen wäre.«

»Du ‘ast mitten ins Schwarze getroffen, *Mademoiselle!*« Ein Lächeln quälte sich in Percys Jungengesicht. »Diese Laus ‘ort auf den Namen Quintus und hat siisch diese Bezeichnung im ‘ochsten Maße verdient!«

Laura zog die Stirne kraus. »Echt? Was hat er denn angestellt?«

»Er ‘at siisch diesmal selbst übertroffen, dieser elende Schurke.« Der Blonde schnaubte verächtlich und drosch in nur mühsam unterdrücktem Zorn mit der Faust auf die unschuldigen Turnmatten. »Er ‘at einen überaus eleganten Dre’ gefunden, wie er Miss Mary und misch gleichermaßen bis nach dem Ostarafest aus dem Verke’r zu zie’en vermag, sodass wir dir bei deiner wiischtigen Aufgabe nascht die geringste ‘ilfe leisten können.«

»Was?« Laura fühlte Panik in sich aufsteigen. »Wie denn das?«

»Ganz einfach: Er ‘at uns dazu verdonnert, die 8c auf i’rer Klassenfa’rt an die Nordsee zu begleiten. Angebliisch sind die dafür vorgese’enen Kollegen kurzfristiisch erkrankt, und so ‘at er Kraft seines Amtes uns dazu auserse’en, als Vertretung zu fungieren.«

»Aber –« Blankes Entsetzen trat in Lauras Gesicht. Die Fechtmaske glitt ihr aus der Hand und landete polternd auf dem hölzernen Schwingboden der Halle. »Das kann er doch nicht machen!«

»Doch, Laura, das kann er se’r wo’l. Als amtierender Internatsleiter ist er nämliisch dazu befugt, die Le’rkräfte nach seinem Gutdünken einzuteilen. Sollten wir uns seinen Anordnungen o’ne wiischtigen Grund widersetzen, stellt das ein schweres Dienstverge’en dar, was wiederum ein ‘öchst willkommener Anlass für Schwartz wäre, unsere Suspendierung zu betreiben – woran natürlisch keinem von uns gelegen sein kann!«

»Und wenn ihr einfach krank werdet wie die anderen Lehrer auch?«

»Das würde niisch viel ändern, fürschte iisch. Du kannst siischer sein, dass Quintus in einem solschen Falle streng darüber wachen ließe, dass wir unser Quartier niisch für eine Sekunde verlassen – und damit wäre dir wo’l kaum ge’olfen!«

»Mist!« Wütend trat Laura gegen den Mattenstapel. Obwohl es sich



um dicke Schutzpolster handelte, zuckte ein heftiger Schmerz durch ihre Fußspitze.

»Tut mir Leid, Laura, aber in den nächsten beiden Wochen bleibt uns wo'l niichts anderes übrig, als über 'andy Kontakt zu 'alten. Me'r wird leider niischt möglich sein.«

»Mann!« Trotz der Schmerzen im Fuß verpasste Laura den Matten einen weiteren Tritt. Doch auch der vermochte ihre grenzenlose Enttäuschung kaum zu lindern.

Diese verdammten Dunklen!

Erst haben sie den Professor aus dem Verkehr gezogen – und nun setzen sie auch noch Percy und Miss Mary matt. Sie schrecken wohl vor nichts zurück, um mir das Leben so schwer wie möglich zu machen!, dachte Laura. Immerhin, eine Hoffnung bleibt mir ja noch. »Aber zum Kloster kannst du uns doch noch fahren heute Nacht – oder, Percy?«

Der Lehrer holte tief Luft – und schüttelte verneinend den Kopf. »Bedauere, Laura, aber selbst das wird niischt möglich sein!«

»Aber warum denn nicht? Der Bus fährt doch erst morgen Früh um sechs Uhr los, wenn ich recht informiert bin?«

»Das 'at durschau seine Riischiichkeit. Aber leider 'at Dr. Schwartz sowo'l Miss Mary wie auch miisch für 'eute Abend zu einer wiischtiischen Vorbesprechung eingeladen. Da wir die Reisebegleitung erst kurzfristiisch übernommen 'aben, müssen wir uns mit dem geplanten Verlauf und dem Programm der Fa'rt vertraut machen, wie er be'aupdet.«

Pure Verzweiflung trat in Lauras Blick – und dennoch wollte sie sich immer noch nicht in das Unvermeidliche fügen. »Und was ist, wenn wir danach losfahren? Nach eurer Besprechung?«

Percy ließ ein trauriges Lächeln sehen. »Wie iisch den sauberen 'erren kenne, wird er diese so lange 'inauszögern, dass uns danach mit Siischer'eit keine Zeit für einen Abschescher zum 'eiligen Stein« me'r bleibt! Die Mönsche pflegen siisch doch bereits gegen vier U'r in der Frü'e vom Schlaf zu er'eben, sodass unser Besuch dort spätestens zu diesem Zeitpunkt beendet sein müsste! Tut mir Leid, dass iisch dir keine 'öffnung machen kann – aber fast 'at es den Anschein, als 'ätte Quintus



Schwartz von deinen Plänen gewusst!«

»Das ist unmöglich!« Das hübsche Mädchen hob die Stimme. »Alarik hat mich erst heute Vormittag auf die Idee gebracht, dass der Kelch vielleicht im Kloster sein könnte. Und den Entschluss, noch einmal im Geheimarchiv nachzusehen, haben wir erst vorhin beim Mittagessen gefasst! Wie soll Dr. Schwartz denn davon erfahren haben?«

Wie zur Entschuldigung hob Percy die Hände. »Keine A'nung, das entzie't siisch meiner Kenntnis. Zudem 'andelt es siisch lediglich um einen Verdacht.«

Laura biss sich auf die Lippen und blickte den Lehrer aus schmalen Augen an. »Trotzdem – je mehr ich darüber nachdenke, umso mehr muss ich dir Recht geben, auch wenn es mir völlig unmöglich vorkommt.« Dann wandte sie den Blick ab und starrte wie abwesend auf den Hallenboden, als könne sie dort die Lösung ihrer Probleme finden.

Percy erhob sich und trat an seine Schülerin heran. »Du darfst den Mut niischt verlieren«, sagte er, um ein aufmunterndes Lächeln bemüht. »Auch wenn du über die dir verlie'enen Kräfte noch niischt vollständiisch verfügen kannst, sind sie in den vergangenen Wochen doch me'r und me'r gereift, sodass sie dir eine große 'ilfe darstellen werden bei der Bewältigung deiner Aufgabe. Vertraue auf sie und auf die Kraft des Liischts, dann wird dir alles gelingen, selbst wenn es dir im Augenblick noch völliisch unmögliich erscheinen mag!«

Fragen über Fragen schwirrten Laura durch den Kopf. Aber sie sagte kein Wort. Sie schaute den blonden Wächter nur stumm an. Ein Gefühl von Kraft und Wärme durchströmte sie, und obwohl es ihr immer noch schwer fiel, Percys Zuversicht zu teilen, lächelte sie zaghaft.

»So gefälltst du mir schon viel besser, Laura!«, lobte der Lehrer. »Auch wenn iisch dir keine große 'ilfe sein kann, so weiß iisch zumindest eine Lösung für dein dringendstes Problem – iisch kenne nämlich jemanden, der euch liebend gerne zum Kloster bringen wird!«

Attila Morduk drehte sich zu Laura um und grinste über das ganze Bowlingkugel-Gesicht. »Auf die Idee, mich zu fragen, hättest du ja auch von alleine kommen können.« Der vorwurfsvolle Ton in seiner Stimme



war nicht zu überhören.

Das Mädchen, das neben seinem Bruder im Fond von Morgensterns Limousine saß, verzog nur wortlos das Gesicht, während Lukas sich die Gelegenheit zu einem beißenden Kommentar natürlich nicht entgehen ließ. »Was kann man von einem Spar-Kiu schon anders erwarten«, sagte er und blinzelte dem Mann hinter dem Lenkrad verschwörerisch zu.

Laura schnitt ihm eine verärgerte Grimasse und starrte dann wieder hinaus in das Dunkel der Nacht, das wie ein unterbelichteter Film vor den Scheiben des Autos vorbeihuschte. Sie konnte kaum etwas erkennen. Kurz nach Hinterthur waren fette Wolken am Himmel aufgezogen und hatten den Mond verschluckt, sodass Laura die Landschaft draußen nur erahnen konnte. Wenn sie sich nicht täuschte, hatten sie soeben das Hochtal erreicht, an dessen Ende das Kloster »Zum Heiligen Stein« gelegen war.

Der Motor des museumsreifen Wagens – ein geräumiger Opel Kapitän, wie er schon seit Jahrzehnten nicht mehr gebaut wurde – schnurrte trotz seines hohen Alters sanft wie ein Kätzchen, während sie auf das Kloster zufuhren. Attila Morduk lehnte träge im Fahrersitz, hatte die Lippen gespitzt und piffte ein leises Lied vor sich hin. Laura erinnerte sich sofort: Es war die gleiche Melodie, die der Hausmeister in jener Nacht zum Besten gegeben hatte, in der sie auf der Suche nach dem Bibliotheksschlüssel zum ersten Mal in seine Hütte eingedrungen war. Ihre damalige Begegnung mit Cleopatra, seiner Riesenboa, würde sie im ganzen Leben nicht mehr vergessen. Der Schreck war ihr so tief in die Glieder gefahren, dass er sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingebrannt hatte.

Verwundert beobachtete das Mädchen, wie Attila mit einem Mal zum Armaturenbrett griff und einen Schalter umlegte. Augenblicklich erloschen die Scheinwerfer, und die Welt vor dem Auto versank im Meer der Dunkelheit. »Hey!«, rief Laura besorgt aus. »Was soll das?«

»Eine reine Vorsichtsmaßnahme«, erklärte Attila mit sanfter Stimme. »Auch wenn die frommen Brüder wahrscheinlich schon schlafen, sollten wir lieber auf Nummer sicher gehen und so unauffällig wie möglich



bleiben, findest du nicht?»

»Ja, schon.« Laura starrte ängstlich durch die Windschutzscheibe. »Aber – ohne Licht kannst du die Straße doch gar nicht sehen?«

»Keine Angst!« Der gutmütige Klotz grinste. »Weißt du denn nicht mehr, dass wir Zwergriesen uns im Dunklen fast ebenso gut zurechtfinden wie bei Tageslicht?«

So was Blödes aber auch! Wie hatte sie nur vergessen können, dass Attila Morduk der letzte noch lebende Zwergriese war? Dabei hatte er ihr erst kürzlich von seinen Vorfahren erzählt, die einstmals in großer Zahl die bewaldeten Regionen des Kontinents besiedelt hatten. Ein ebenso friedfertiges wie fleißiges Völkchen, das durch seine Schmiedekunst weithin berühmt war. Wie alle Schmiede in jenen längst vergangenen Zeiten verbrachten auch die Zwergriesen einen großen Teil ihres Lebens auf der Suche nach Erzen und Metallen in den Höhlen und weit verzweigten Ganglabyrinthen ihrer gebirgigen Heimat. Deshalb waren ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Natürlich verfügte auch Attila Morduk als der letzte seiner Gattung über diese außergewöhnliche Fähigkeit und konnte sich deshalb noch in der finstersten Nacht mühelos orientieren.

»*Sorry*«, sagte Laura hastig. »War blöd von mir.«

»Kein Problem.« Morduks Shrek-Gesicht grinste ihr aus dem Rückspiegel breit entgegen. »So ganz Unrecht hast du ja auch nicht: Seit meinem hundertzweiundvierzigsten Geburtstag kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass ich nachts in der Tat einen Tick schlechter sehe als früher.«

Anstelle einer Antwort ließ Laura nur ein belustigtes Kichern hören. Sein hundertzweiundvierzigster Geburtstag! Sie konnte immer noch nicht fassen, dass der Hausmeister tatsächlich schon so alt sein sollte. Dabei sah er aus wie vierzig. Allenfalls fünfundvierzig!

Das Mädchen verschränkte die Arme über der Lehne des Vordersitzes, stützte den Kopf darauf und spähte angestrengt hinaus in die Nacht. Zunächst sah es nur abgrundtiefe Finsternis, doch dann lösten sich in der Ferne allmählich die Schemen des Klosters aus dem Duster: die Mauer,



der Glockenturm und das spitze Dach der Kirche.

Etwa fünfhundert Meter vor den Gebäuden fuhr Morduk nach rechts von der Landstraße ab und bog auf einen schmalen, unbefestigten Feldweg ein, der sie auf die Rückseite der einsamen Abtei führte. Dicht an der Mauer hielt Morduk unter einem mächtigen Wacholderbusch an und schaltete den Motor aus. »Endstation, die Herrschaften«, sagte er grinsend. »Wir sind da.«

Laura warf einen Blick auf die rund zwei Meter hohe Klostermauer, die sich direkt vor ihren Augen erhob. »Ich dachte, hier gäbe es eine Pforte?«, fragte sie verwundert.

»Die gibt es ja auch – aber es wäre wohl kaum eine geheime Pforte, wenn man sie auf Anhieb sehen könnte!«

»Exaktenau!« Lukas ließ ein wissenden Nicken sehen. »Der Eingang ist wahrscheinlich hinter dem Machandelbaum verborgen.«

Laura schaute ihn verwundert an. »Machandelbaum?«

»Ja«, antwortete der Bruder grinsend. »Gemeinhin auch Wacholder genannt!«

Laura verdrehte die Augen. »Und du meinst tatsächlich, dahinter befindet sich die Pforte?«

»Klar.« Lukas grinte. »Ist doch nahe liegend!«

»Eben – und genau deshalb liegst du auch falsch.« Attilas Grinsen erinnerte an das eines überdrehten Breitmaulfrosches. »Wer etwas zu verbergen hat, sollte tunlichst das nahe Liegende meiden!«

Lukas zog ein enttäushtes Gesicht, während Laura sich insgeheim freute. Sie fand es mehr als tröstlich, dass auch Super-Kius gelegentlich daneben tippen konnten.

Nur – *wo war der geheime Eingang?*

Angestrengt ließ sie den Blick über die Klostermauer schweifen. Sie war aus groben Feldsteinen zusammengesetzt, die Fugen und Ritzen waren mit Lehm verschmiert. Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich vom Wind herangewehte Samenkörner darin eingenistet und gekeimt, sodass ein Großteil der Wand nun von blattlosem Gestrüpp, verdorrtem Gras und kahlen Knöterichzweigen überwuchert wurde. Von einer Pforte



allerdings konnte Laura nicht eine Spur entdecken – bis sie plötzlich den Efeu sah, der sich in der Nähe des Wacholderbusches an der Mauer hochwand. Auf den ersten Blick unterschied er sich nicht im Geringsten von gewöhnlichen Efeuranken. Laura wurde erst stutzig, als ihr in der Fülle der Zweige mit den fast herzförmigen Blättern zwei Ranken auffielen, die in einem Abstand von gut einem Meter fast schnurgerade die Wand emporwuchsen. Sie liefen nahezu parallel. Da kam ihr der Gedanke, dass diese beiden Ranken vermutlich die Ritzen des geheimen Einlasses verdeckten.

Sie blickte Attila Morduk an und deutete wortlos auf den Efeu. Sein lustiges Grinsen verriet, dass ihre Vermutung richtig war.

Dann wurde die Miene des Hausmeisters wieder ernst. »Soll ich euch begleiten?«, fragte er.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nicht nötig, Attila. Je weniger wir sind, umso geringer die Gefahr, entdeckt zu werden! Deswegen haben wir doch auch Kaja und Kevin nicht mitgenommen.«

»Das war eine gute Idee«, brummte Attila, bevor er ihnen viel Glück für ihr Unternehmen wünschte. »Und vergesst nicht: Die Holztür neben dem Komposthaufen führt direkt in den Kreuzgang. Von dort aus müsstet ihr ja weiterwissen, nicht wahr?«

»Ja, klar«, antwortete Laura. Sie öffnete bereits die Autotür, als der Zwergriese sie noch einmal ansprach.

»Hast du nicht was vergessen, Laura?«

»Was soll ich denn vergessen haben?«

»Das hier zum Beispiel«, antwortete der Hausmeister und hielt ihr einen metallenen Gegenstand entgegen. »Wie willst du sonst in die Bibliothek gelangen?« Das Teil sah aus wie ein großer Schlüssel. Anstelle eines gewellten oder gezackten Bartes besaß es allerdings nur einen kunstvoll gedrehten Stift. Es war ein Dietrich, wie Laura sofort klar wurde.

»Ein altes Erbstück meiner Familie«, erklärte Attila, während er den geheimnisvollen Türöffner mit leuchtenden Augen bewunderte. »Es gibt nur wenige geschmiedete Schlösser, die ihm widerstehen. Einem meiner Vorfahren ist mit seiner Hilfe sogar gelungen, bis in die privatesten Ge-



mächer des spanischen Hofes vorzudringen. Der Ärmste hatte sich unsterblich in eine wunderschöne Königstochter verliebt und wollte seine Angebetete nur ein einziges Mal und für wenige Augenblicke aus aller-nächster Nähe bewundern.«

»Wie romantisch«, hauchte Laura mit verklärtem Blick und musste plötzlich an Kevin denken. »Ich hoffe, er hatte Erfolg.«

Attila ließ einen tiefen Seufzer hören. »Ja, leider.«

»Leider?«, wiederholte das Mädchen stirnrunzelnd. »Wieso leider?«

»Weil ihm sonst bis ans Ende seiner Tage verborgen geblieben wäre, dass die Angebetete ihre Schönheit lediglich den Schminkkünsten ihrer Zofe verdankte und sie trotz ihrer Jugend keine makellosen Zähne, sondern ein Gebiss trug. Den armen Kerl traf fast der Schlag bei ihrem ungeschminkten Anblick, und es fuhr ihm ein derartiger Schreck in die Glieder, dass ihn die Palastwachen beinahe erwischt hätten!«

»Geschieht ihm recht, dem Schmachtbold«, muffelte Lukas und knuffte seine Schwester in die Seite. »Jetzt mach endlich!«

Als Laura aus dem Opel stieg, hallte ein schauriger Schrei durch die Dunkelheit. Sie zuckte zusammen, doch dann ging ihr auf, dass es sich lediglich um den Jagdruf eines harmlosen Käuzchens gehandelt hatte.

Die Nacht war feuchtkalt. Die Temperatur war bis nahe an den Gefrierpunkt gesunken. Die Kälte kroch Laura unter den Anorak und ließ sie bibbern. Mit klammen Fingern tastete sie längs der linken Efeuranke über die scharfkantigen Feldsteine der Klostermauer. Es dauerte nicht lange, bis sie den in einer 'Spalte verborgenen Riegel gefunden hatte. Ein metallisches Klicken war zu hören, als sie daran zog. Gemeinsam mit Lukas stemmte sie sich gegen die Steinwand. Fast ohne Widerstand gab sie dem Druck nach und ließ sich mit erstaunlicher Leichtigkeit bewegen, sodass sich eine Öffnung in der Mauer bildete, durch die die Geschwister in den Klostergarten schlüpfen konnten.

Attila Morduk hatte ihnen den Weg genau beschrieben. Der Kies auf den schmalen Pfaden knirschte unter ihren Schuhen, während sie tief geduckt zwischen den Beeten hindurch zum Komposthaufen schlichen. Die verwitterte Holztür, die in den Kreuzgang führte, war nicht ver-



schlossen, sodass Laura die Hilfe des Dietrichs nicht benötigte.

Das Mädchen und sein Bruder waren kaum darin verschwunden, als eine schattenhafte Gestalt hinter dem Stamm eines alten Walnussbaumes hervortrat, der in der östlichen Ecke des Klostergartens auftrug.

Ihre Augen glimmten, als sie zum Komposthaufen spähte, und ihr Atem kondensierte in der Kälte der Nacht zu Wölkchen. Aber der Rote Tod spürte den Frost nicht. Er war zufrieden mit sich und der Welt. Still lachte er in sich hinein. Alles lief genau nach Plan, und er hatte keinerlei Grund, am Gelingen seines Unternehmens zu zweifeln. Schließlich war das Balg völlig arglos und schien nicht im Geringsten zu ahnen, dass sich die Schlinge um seinen Hals immer enger zuzog. Bald schon würde es ein jähes Erwachen geben für das Gör – aber dann war es zu spät, und es gab keine Rettung mehr.

Die Vorfreude ließ einen wohligen Schauer über seinen Rücken laufen. Ein grausiges Lachen löste sich aus seiner Kehle und hallte durch den Klostergarten, bis es leise verklang und wieder Stille herrschte.

Die Stille des Todes.

Das Schloss in der Bibliothekstür stellte kein Hindernis für Morduks Zauberschlüssel dar. Auch in das geheime Klosterarchiv im Untergeschoss gelangten Laura und Lukas problemlos.

Als der Junge die Bibliothek betrat, klappte ihm die Kinnlade herunter, und seine Augen wurden tellergroß. Ein langgezogenes »Ooohhh« war alles, was ihm in seinem grenzenlosen Erstaunen einfiel.

Am Deckengewölbe prangte wieder der fantastische Nachthimmel mit all seinen funkelnden Sternen und glänzenden Monden. Im ersten Moment wunderte Laura sich noch, dass darauf nicht auch die gleichen dicken Wolken wie draußen über dem Kloster aufgezogen waren. Aber da fiel ihr ein, dass die Decke ja das Firmament von Aventerra zeigte. Auch das geheimnisvolle siebensternige Zeichen, das sie zuletzt über der Dunklen Festung erblickt hatte, stand wieder am Himmel, und sein Leuchten schien das der anderen Sterne zu überstrahlen.



»Hast du so was schon mal gesehen?«, fragte sie den Bruder, der wie angewurzelt auf der Stelle verharrte und mit andächtigem Blick das traumhafte Firmament bewunderte.

»Nein, noch nie«, hauchte Lukas fast tonlos, die Augen unverwandt auf die Decke gerichtet. »Hast du eine Ahnung, wie das funktioniert? Da muss doch ein Trick dahinter sein?«

»Wieso?« Laura sah den Bruder mit sanftem Lächeln an, und die Worte lösten sich fast ohne ihr Zutun aus ihrem Mund. »Nimm es einfach so, wie es ist, und erfreue dich an dem Anblick. Nicht alles, was man nicht auf Anhieb erklären kann, muss auf einem Trick oder einer Täuschung beruhen. Vieles wird einem erst dann klar, wenn man hinter die Oberfläche der Dinge zu sehen vermag.«

»Und was offenbart dir dein Blick hinter die Oberfläche?«

»Das Wesentliche!«, antwortete Laura trocken.

Ehrfürchtiges Staunen legte sich auf das Gesicht des Bruders. »Das Wesentliche?«

»Ja«, erklärte Laura mit großem Ernst, konnte sich das Grinsen dann aber nicht länger verkneifen. »Nämlich dass wir nicht hierher gekommen sind, um dieses Gewölbe zu bewundern, sondern um nach einem Tresor zu suchen. Schon vergessen, du Superhirn?«

Lukas zog ein muffeliges Gesicht – er konnte es einfach nicht verkneifen, wenn man sich über ihn lustig machte.

Die Geschwister durchstöberten die gesamte Bibliothek. Schauten hinter jedes Regal, durchforsteten jeden Winkel und jede Nische. Sie klopfen sogar die Wände sorgsam nach verborgenen Hohlräumen ab. Doch all ihre Mühe blieb vergebens. Nirgendwo in dem riesigen Bücher-saal war ein Tresor oder ein Panzerschrank zu finden. Im gesamten unterirdischen Archiv gab es nicht ein einziges Möbelstück, in dem man etwas hätte verstecken können. Sie wollten die Suche schließlich enttäuscht abbrechen, als sie doch noch einen Schrank entdeckten. Aber der war als Versteck völlig ungeeignet, denn er befand sich auf einem Fresko, das vom Boden bis zur Decke reichte.

Ein unbekannter Künstler hatte es in der hintersten Ecke des Saales,



ganz in der Nähe des geheimnisvollen Sternzeichens, zwischen zwei Regalreihen auf die Wand gemalt. Bei ihrem Besuch mit Percy war es Laura gar nicht aufgefallen. Was nicht weiter verwunderlich war, denn oberflächlich betrachtet hatte es den Anschein, als seien die beiden Bücherregale, die den Gang säumten, einfach nur etwas länger als die anderen Holzgestelle. Und der große Schrank an der Wand am Ende des Ganges sah täuschend echt aus. Laura musste mehrmals hinsehen, bis sie erkannte, dass er, ebenso wie die Regalenden, nur gemalt war.

Neugierig geworden, ging das Mädchen näher. Auch das Interesse von Lukas schien geweckt, und so musterten beide das nahezu lebensechte Möbelstück. Es mochte knapp zwei Meter hoch und gut einen Meter breit sein und wirkte wie aus Holz gefertigt. Seltsamerweise schien der Schrank keine Tür zu besitzen. Auf der gesamten Vorderseite fand sich weder ein Schloss noch ein Griff zum Öffnen. Dafür war sie mit kunstvollen Intarsien verziert. Große Quadrate aus hellem und dunklem Holz wechselten sich darauf ab und bildeten ein schachbrettartiges Muster, das jedoch nur vier senkrechte und vier waagrechte Reihen aufwies. Auf jedem dieser sechzehn Felder befand sich eine Tierfigur: Ein Löwe, ein Bär, ein Wolf oder ein Einhorn, sodass auf dem eigentümlichen Spielbrett – vorausgesetzt, es handelte sich um ein solches – je vier Exemplare einer jeden Tierart dargestellt waren. Die Tiere selbst wirkten überaus plastisch und – abgesehen von ihrer Größe – beinahe lebendig.

Laura deutete auf die schmuckvolle Schrankfront. »Was ist das?«, fragte sie. »Soll das eine Art Brettspiel darstellen?«

Zu ihrer Überraschung wusste auch Lukas keine Erklärung. »Ich hab nicht die geringste Ahnung – aber es scheint mir einiges darauf hinzuweisen. Allerdings ist mir so ein Spiel noch niemals untergekommen. Die Aufstellung der Figuren ist reichlich merkwürdig, findest du nicht?«

Stimmt, dachte Laura. In der untersten Reihe wechselten sich Löwen mit Wölfen ab, darüber standen abwechselnd Bären und Einhörner. Und in den beiden restlichen Reihen verhielt es sich genauso.

»Sollte das tatsächlich ein Spiel sein, ist mir völlig schleierhaft, wie die Figuren zu bewegen sind«, fuhr Lukas fort. »Ob und aufweiche Weise



man sie auf die anderen Felder zieht, um die gegnerischen Figuren zu schlagen – oder ob vielleicht Spielsteine darauf platziert werden, nach welchem System auch immer.« Ratlos hob der Junge die Hände. »Aber vielleicht hat das alles auch eine ganz andere Bedeutung, wer weiß?« Er zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Letztlich kann uns das ja auch egal sein, Laura. Der Schrank ist nur gemalt und kommt deshalb als Versteck nicht in Frage. Und das ist nun wirklich nahe liegend – selbst wenn Attila sich auf den Kopf stellt!«

Laura fuhr mit der Hand über die Wand. Sie fühlte sich vollkommen glatt an. Als ob das Gemälde mit einem Firnis, einer unsichtbaren Schutzschicht, überzogen worden sei. Irritiert verzog sie das Gesicht. »Komisch, dass man sich so viel Mühe gemacht hat mit diesem Fresko. Hier unten kriegt das Kunstwerk doch kaum jemand zu sehen.«

Erneut legte Lukas die Stirn in Falten. »Du hast Recht. Und selbst die wenigen, die das Geheimarchiv kannten, hatten so gut wie nichts davon!«

Laura blickte den Bruder verständnislos an. »Wie meinst du das?«

»Schau dich doch mal um: Das Fresko befindet sich in der abgelegensten Ecke des Raumes. Man sieht es weder von der Tür aus noch vom Ausleihtresen. Und selbst von den Lesetischen aus nicht. Wenn man es betrachten will, muss man sich eigens in den Gang hier begeben.«

»Jetzt, wo du es sagst, fällt mir das auch auf.«

»Aus welchem Grunde sollte man eine Wand verzieren, noch dazu mit einem derart realitätsgetreuen Gemälde, wenn es von niemandem gesehen wird?«

Laura musterte das Bild angestrengt. »Aber... Irgendetwas muss man sich dabei doch gedacht haben – oder?«

»Davon gehe ich aus!« Über den Rand seiner Brille schaute Lukas die Schwester nachdenklich an. »Die Frage ist nur – was?« Dann blickte er auf die Uhr. »Oh, Mann, schon gleich halb vier«, sagte er hastig. »Die Mönche stehen bald auf. Am besten wir verziehen uns. Wir können hier eh nichts mehr ausrichten!«

Laura seufzte enttäuscht und schloss sich unwillig dem Bruder an, der zum Ausgang strebte. Ein letztes Mal noch drehte sie sich um und be-



trachtete das seltsame Himmelszeichen an der Decke. Die sieben Sterne funkelten und strahlten so hell, als wollten sie ihr etwas mitteilen.

Als hätten sie eine geheime Botschaft.

Doch Laura vermochte sie nicht zu entschlüsseln. Es war ihr, als würde all das Leuchten ihr den Blick auf das Geheimnis verstellen, das dahinter verborgen lag. Niedergeschlagen ging sie weiter. Mit einem Mal jedoch blieb das Mädchen wie angewurzelt stehen. Einen Moment wirkte Laura wie versteinert, bis eine plötzliche Erkenntnis ihr Gesicht zum Strahlen brachte wie die aufgehende Sonne.

Natürlich! Wie hatte sie nur so blind sein können!

Und warum hatte sie sich nicht eher an Morduks Worte erinnert: »Wer etwas zu verbergen hat, sollte tunlichst das nahe Liegende meiden!« Wenn es für jeden nahe liegend war, dass der Kelch nicht in einem gemalten Schrank verborgen sein konnte, dann war genau dieser Schrank ein geradezu perfektes Versteck!

»Warte, Lukas!«, rief sie aufgeregt, machte kehrt und eilte auf das Gemälde zu. Noch im Laufen konzentrierte sie all ihre Gedanken und ihre gesamte Energie auf das Fresko, blendete alles um sich herum aus – und noch im selben Augenblick bemerkte sie, wie die bemalte Wand unmerklich zu flimmern begann und durchlässig zu werden schien.

Lukas blieb verwundert stehen, drehte den Kopf und blickte über die Schulter zurück – und sah gerade noch, wie Laura einen Schritt in das Fresko hinein machte. Im nächsten Augenblick war sie spurlos verschwunden, als habe die Mauer sie verschluckt.



Kapitel 27 ✂ Ein kniffliges Rätsel



er Goldmond und der Menschenstern standen hoch über Hellunyat und überfluteten die Gralsburg mit warmem Licht. Paravain wanderte unruhig auf dem großen Turm auf und ab. Die Sorge trieb ihn um. Die Sorge um Alienor. Um Silvan. Um den Kelch der Erleuchtung.

Und die Sorge um die Zukunft der Welten.

Natürlich hatte ElySION Recht. Sie durften nicht zur Gewalt greifen, denn damit würden sie die Sache des Lichts verraten. Aber was geschah, wenn Borborons Plan aufging? Wenn es ihm tatsächlich gelang, sich in den Besitz des Kelches zu bringen und bei der Gelegenheit Laura gefangen zu nehmen?

Dann war die Sache des Lichts doch verloren, und sie würden den Legionen seiner Schwarzen Krieger wohl kaum noch Widerstand leisten können. Die Dunklen Mächte würden triumphieren, und das Ewige Nichts unweigerlich die Herrschaft antreten.

Aber genau das durfte nicht sein.

Niemals!

Paravain wusste nur nicht, wie er das verhindern sollte, und so sehr er sich auch das Gehirn zermartete – es wollte ihm keine Lösung einfallen.

Als er Morwenas Schritte hörte, fühlte er Erleichterung, und Freude erfüllte sein Herz. Trotz des Kummers, der ihn bedrückte, lächelte er die Heilerin an.

Morwena erwiderte sein Lächeln, bevor sie ernst wurde.

»Ich weiß, was dich umtreibt«, sagte sie. »Deshalb bin ich gekommen.«



Paravain schenkte ihr einen erstaunten Blick.

»Es ist nicht gut, wenn man mit seinen Sorgen allein bleibt«, fuhr Morwena mit sanfter Stimme fort. »Sie sind leichter zu ertragen, wenn man sie mit jemandem teilen kann.« Sie trat ganz nah zu ihm und nahm seine Hand.

Paravain spürte die Wärme ihrer Haut, und ein prickelndes Gefühl strömte durch seinen Körper.

Die Heilerin sah ihn mit ihren großen Augen an. »Erinnerst du dich an die Wintersonnenwende? Als du ohne den Kelch aus dem Tal der Zeiten zurückgekehrt bist und fest davon überzeugt warst, dass alles verloren ist?«

Paravain nickte.

»Es schien keinerlei Hoffnung mehr zu geben – und dennoch wurden wir gerettet.«

Der Ritter lächelte.

»Warum sollte es diesmal anders sein?«, fragte die Heilerin in entschiedenem Ton.

»Weil sich Wunder nicht wiederholen«, antwortete der Weiße Ritter. »Und das war es damals – ein Wunder.«

Morwenas Augen schimmerten feucht. »Warum vertraust du so wenig auf die Kraft des Lichts?«, flüsterte sie mit belegter Stimme. »Warum hast du nur so wenig Zuversicht und Hoffnung?« Damit zog sie ihn dicht heran, und Paravain schmiegte sich in ihre Arme und drückte Morwena an sich. Er hielt sie so fest umschlungen, als wolle er sie nie wieder loslassen.

Es war genauso, wie Laura es erwartet hatte: Sie spürte nicht das Geringste, als sie in die Wand hineintrat. Keinen Widerstand, keine Reibung – nichts. Die Welt hinter den Dingen erschloss sich mit Leichtigkeit allen, die fest an sie glaubten, und so war es Laura, als wandere sie einfach nur weiter in dem Gang zwischen den Bücherregalen. Dann allerdings bemerkte sie, dass doch etwas anders als vorher war: Ein helles Sirren erklang in ihren Ohren, und alles ringsum war in ein strahlendes Leuchten



getaucht. Ansonsten aber wirkten die Regale links und rechts von ihr und auch der Schrank vor ihr völlig real. Und genauso fühlten sie sich auch an, wie echte Möbelstücke aus Holz.

Als Laura ihren Namen hörte, wandte sie sich um und sah den Bruder. Als befände er sich vor einer Schaufensterscheibe, stand Lukas mit ratlosem Gesicht vor der Wand und tastete hilflos mit den Händen darüber, während er immer wieder laut rief: »Laura! Wo bist du denn, Laura!«

Demnach konnte Lukas sie nicht sehen.

Natürlich nicht, schließlich war Lukas ja kein Wächter. Nur diesen erschloss sich die Welt hinter den Dingen.

Schon war Laura versucht, ihren Kopf durch die Wand zu stecken, um Lukas zu beruhigen, als sie fremde Stimmen hörte, die wild durcheinander redeten: »Wurde auch Zeit, oder?« – »Wir haben schon gedacht, sie kommt nie darauf!« ->»Die Wächter sind auch nicht mehr das, was sie früher mal waren. Wie kann man nur eine so lange Leitung haben?«

Verwundert blickte das Mädchen sich um.

Wer war das?

Wer hatte da gesprochen?

Laura schaute nach links und nach rechts, konnte jedoch niemanden entdecken.

Kamen diese Stimmen vielleicht – aus dem Schrank?

Das Mädchen machte einen Schritt auf das kunstvoll verzierte Möbelstück zu, als erneut eine verärgerte Stimme an sein Ohr drang: »Schaut sie euch nur an! Und so eine will eine Kriegerin des Lichts sein! Wenn sie so weitermacht, wird sie das Rätsel niemals lösen, nie im Leben!«

Wieder ließ Laura die Augen verwirrt durch den Gang wandern – bis ihr Blick auf die Tiere fiel.

Die Löwen, Bären, Wölfe und Einhörner auf der Schrankfront schienen lebendig geworden zu sein. Als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, hatten sie ihre Plätze auf den quadratischen Feldern verlassen und spazierten munter auf dem Spielbrett umher, während sie Laura



musterten und sich miteinander unterhielten.

Fassungslos starrte das Mädchen die seltsame Herde an. »Redet ihr etwa von mir?«

»Natürlich!« Die schnippische Antwort kam von den vier Einhörnern, die im Gleichklang sprachen und dann in ein wieherndes Gelächter ausbrachen. Da erst fiel Laura auf, dass die samtweißen Geschöpfe mit den gedrehten Elfenbeinhörnern sich ebenso wie die Löwen, Bären und Wölfe völlig synchron bewegten.

Die grauen Wölfe reckten die Schnauzen zur Decke und brachen in ein Geheul aus, das wie spöttisches Gelächter klang, während die Bären bedächtig nickten und ein zustimmendes Brummen hören ließen. Nur die vier Löwen blieben stumm und zogen pikierte Gesichter, als sei es unter ihrer Würde, sich an solchen Kindereien zu beteiligen.

Laura schluckte. »Was... Was wollt ihr von mir?«

»Schon diese Frage ist doch zum Mondanheulen, oder?«, jaulten die Wölfe und blickten die Bären kopfschüttelnd an. »Sie ist es doch, die etwas von uns will, oder?«

»Ganz recht, ganz recht!«, brumnten die Braunpelze. »Was beweist, dass sie unmöglich die Richtige sein kann. Eine Wächterin würde doch niemals eine derart alberne Frage stellen. Oh, oh – das kann nur böse enden! Kann nur böse enden!«

»Papperlapapp!« Die Löwen blickten die Petze tadelnd an. »Sie ist verwirrt, das seht ihr doch. Jedem anderen würde es ganz genauso ergehen.«

»Aber bestimmt nicht einer Kriegerin des Lichts, oder?«, heulten die Wölfe, während sie Laura aus stechend gelben Augen misstrauisch musterten.

»Das sagen wir doch die ganze Zeit«, plapperten die zierlichen Einhörner mit ihren Silberstimmchen. »Sie ist keine Wächterin, so, wie sie sich an –«

Da brüllten die Löwen plötzlich wütend auf. Obwohl sie kaum dreißig Zentimeter groß waren, rollten ihre Laute donnergleich durch den Gang, ließen die Wände erzittern und dröhnten mächtig in Lauras Oh-



ren. Die Einhörner duckten sich erschreckt, und die Wölfe zogen furchtsam die Schwänze ein. Nur die Bären blieben völlig ungerührt.

»Schluss jetzt mit dem dummen Geschwätz!«, grollten die Löwen. »Lasst uns endlich zur Sache kommen! Es wird sich schon zeigen, ob sie die Richtige ist – denn nur dieser wird sich das Geheimnis erschließen!«

Laura konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Der Kelch ist also tatsächlich in dem Schrank versteckt?«, fragte sie dann.

»Hört, hört!«, wieherten die Einhörner schnippisch. »Ist doch klar, oder?!«, heulten die Wölfe verächtlich, während die Bären nur zustimmend murmelten: »Ganz recht. Ganz recht!«

»Und wir wachen allesamt darüber, dass er auch in die richtigen Hände gerät!«, erklärten die Löwen mit stolz erhobenen Häuptern, und obwohl Laura kein Lüftchen spürte, wehten ihre Mähnen, als herrsche ein starker Wind. »Wer immer ihn an sich nehmen will, muss erst an uns vorbei – und das kann nur dem Richtigen gelingen!«

»Aber –« Laura blickte die Tiere verwundert an. »Der Professor hat doch gesagt, der Kelch würde von der Macht des Siegels bewacht.«

Das glockenhelle Lachen der Einhörner drang an ihr Ohr, und das hämische Geheul der Wolfe mischte sich mit dem belustigten Brummen der Braunpelze. Nur die Löwen bewahrten die Fassung, so wie es dem König der Tiere geziemt. »Genauso ist es«, bestätigten sie feierlich. »Nur das Geheimnis des Siegels wird uns verleiten, dir Zugang zum Kelch zu gewähren. Oder es gelingt dir, unser Rätsel zu lösen – denn das eine läuft auf das andere hinaus.«

Lauras Mundwinkel zogen sich nach unten. »Das eine läuft auf das andere hinaus?«, wiederholte sie nachdenklich. »Ich fürchte, ich verstehe nicht, was –«

»Das glauben wir dir aufs Wort!«, kicherten die Einhörner. »Was anderes hätte uns auch gewundert, oder?«, kommentierten die Wölfe. »O je, o je!«, brumnten die Bären verstört.

»Es ist gar nicht so schwer!«, erklärten die Löwen. »Immerhin hast du drei Versuche. Aber überlege gut, und wähle sorgsam, denn danach bleibt der Tresor für immer versiegelt.«



Laura schluckte. Da hatte sie sich fast schon am Ziel ihrer Wünsche gewöhnt, nur um feststellen zu müssen, dass sich noch mehr Hindernisse vor ihr auf türmten. Hoffentlich war dieses Rätsel wirklich nicht schwer. Schließlich rückte der Tag des Ostarafestes unaufhaltsam näher.

»Bist du bereit?« Die Frage der Löwen klang reichlich ungeduldig.

Das Mädchen nickte hastig. »Ähm... Ja, ja, natürlich«, antwortete es schnell.

»Dann spitz die Ohren, und hör gut zu, denn wir sagen es nur ein einziges Mal!« Die Löwen wandten sich von Laura ab und blickten die anderen Tiere fragend an. »Seid ihr so weit? Können wir endlich anfangen?«

»Natürlich!«, schnaubten die Einhörner. »Schon längst«, schnurrten die Wölfe, und die Bären brummelten nur ein dumpfes »Wohl, wohl!«.

»Dann mal los!«, kommandierten die Löwen.

Die vier Bären machten den Anfang. Sie stellten sich in einer Linie auf, fixierten das Mädchen und hoben zu sprechen an: »Obwohl zu viert, für fünf wir steh'n...« Die Einhörner lösten sie ab: »... weil einer von uns doppelt zählt.« Dann waren die Wölfe an der Reihe: »Nach Rösserart muss vorwärts geh'n...«

»... wer unsern Anfang richtig wählt«, setzten die Löwen hinzu, bevor alle Tiere den Rätselspruch im Chor abschlossen: »Des Siegels Kraft ihm zeigt den Weg, an dessen End der Kelch dann steht.«

Damit verstumten die Tiere, wandten sich von Laura ab und kehrten gemessenen Schrittes, wie es den stolzen Botschaftern einer fremden Welt geziemt, auf die Felder zurück, auf denen sie anfangs gestanden hatten. Als das letzte Tier auf seinem Platz angekommen war – natürlich war es eines der zickigen Einhörner! –, wick alles Leben aus ihnen und sie erstarrten.

Laura gab nicht einen Ton von sich. Voller Erstaunen, jedoch ohne den geringsten Laut, beobachtete sie das Geschehen. Einen Augenblick noch verharrte sie vor dem Schrank, als warte sie auf ein letztes Zeichen der Fabeltiere, auf ein Winken vielleicht oder einen anderen Abschiedsgruß. Doch diese regten sich nicht mehr. Da drehte das Mädchen sich



um und ging langsam davon, geradewegs auf seinen Bruder zu.

Als Laura aus der Wand trat, zuckte Lukas zusammen. »Was ist denn passiert?«, fragte er aufgeregt. »Was hast du da drin gemacht, Laura? Jetzt sag schon!«

»Lass uns gehen«, antwortete sie, sinnierend vor sich hinstarrend. »Sonst erwischen uns die Mönche am Ende doch noch.«

Kaja schüttelte den Kopf und sah Laura enttäuscht an. »Oh, nö!«, moserte sie. »Wenn ich's mir recht überlege, dann hat dieser Besuch im Kloster ja überhaupt nichts gebracht!«

»Na ja«, antwortete Laura gedehnt. »Immerhin weiß ich jetzt mit Sicherheit, wo sich der Kelch befindet –«

»- an den du aber trotzdem nicht rankommst!«, fiel Kevin ihr ins Wort. »Dieses komische Rätsel ergibt doch überhaupt keinen Sinn. Sonst hätten wir in der Zwischenzeit zumindest den Ansatz einer Lösung finden müssen, oder?«

Laura zog nur missgelaunt die Augenbrauen hoch und warf ihrem Bruder einen Hilfe suchenden Blick zu.

Auch Lukas machte nicht eben einen gut gelaunten Eindruck. »Ich bin leider auch nicht viel weitergekommen«, erklärte er. »Dabei hab ich in den letzten Tagen das Internet nach allen möglichen Rätselfseiten und Orakelsprüchen durchforstet. Ich hab auch alles Mögliche gefunden – nur keinen Hinweis auf diesen merkwürdigen Spruch. Und natürlich auch keine Lösung. Nur über Reimars Kaplan habe ich was Neues erfahren.«

»Und was?«

»Dass er trotz seiner kurzen Lebenszeit einige wunderschöne Bibelkopien angefertigt hat und an einer Chronik von Burg Ravenstein arbeitete, als Reimar ihn hinrichten ließ.« Lukas blickte die Schwester eindringlich an. »Papa hat für sein Forschungsprojekt über die Geschichte von Ravenstein übrigens öfter auf seinen Nachlass zurückgegriffen. Der wird nämlich hier im Archiv aufbewahrt.«

Die Erwähnung des Vaters ließ Laura ganz wehmütig werden. Sie



schluckte. »Das hört sich ja interessant an, Lukas, und vielleicht sollten wir da gelegentlich auch mal einen Blick drauf werfen. Bei unserem aktuellen Problem allerdings hilft uns das nicht viel weiter, fürchte ich.«

Der Junge zuckte bedauernd mit den Schultern. »Tut mir Leid, aber mehr hab ich nicht rausgefunden.«

»Und in der Bibliothek hast du auch nichts entdecken können?« Ein schwacher Hoffnungsschimmer zeigte sich auf Kajas Miene, verschwand aber schnell wieder, als Lukas verkniffen den Mund verzog.

»Nicht das Geringste. Dabei hat Fräulein Bröselsam mir nach besten Kräften geholfen. Seit ich ihr die Theorie von Stephen Hawking erklärt habe, ist sie die Freundlichkeit in Person, und ich kann alles von ihr haben!«

»Vielen Dank aber auch«, knurrte Laura grimmig.

»Wolltest du dich nicht auch an der Uni erkundigen?«, wandte Kevin ein.

»Habe ich doch – aber selbst dort konnte mir niemand weiterhelfen.« Lukas machte einen Schritt auf die Schwester zu und schaute sie zweifelnd an. »Bist du auch wirklich sicher, dass du den Spruch richtig verstanden hast?«

»Ja, klar!«, brauste das Mädchen auf. »Ganz sicher sogar! Ich hab ihn mir doch genau gemerkt: ›Obwohl zu viert, für fünf wir steh'n, weil einer von uns doppelt zählt. Nach Rösserart muss vorwärts gehen, wer unsern Anfang richtig wählt. Des Siegels Kraft ihm zeigt den Weg, an dessen End der Kelch dann steht.‹ Genauso lautet das Rätsel, das die Tiere mir aufgegeben haben!«

»Ist ja gut!«, meinte Lukas beschwichtigend. »Ich wollt ja nur auf Nummer sicher gehen. Schließlich hängt eine ganze Menge davon ab.«

Laura schnitt ihm eine verärgerte Grimasse. Und ob sie wusste, was alles davon abhing! Die Mächte des Lichts würden für mindestens drei weitere Monde auf die stärkende Kraft des Kelches verzichten müssen, wenn sie ihn nicht nach Aventerra zurückbrachte. Das würde ihren Kampf erschweren, und die Gefahr, dass das Böse die Oberhand gewann, wurde mit jedem Tag größer. Und was noch viel schlimmer war: Borbo-



ron würde ihren Vater töten, wenn sie den Kelch nicht in seine Hände gab.

Papa.

Sie durfte nicht zulassen, dass ihrem Vater dieses schlimme Schicksal widerfuhr! Das war einfach undenkbar, und deshalb musste sie dieses Rätsel unbedingt lösen.

Sie musste es schaffen!

»Wir dürfen nicht aufgeben, bis wir es rausfinden!«, sagte Laura trotzig und zog ihr Handy aus der Tasche. »Ich sag schon mal Sayelle Bescheid, dass wir übers Wochenende nicht nach Hohenstadt kommen.« Sie schaltete das Mobiltelefon ein und machte sich daran, die vierstellige PIN-Nummer einzutippen – als sie mit einem Mal verwundert innehielt. Eine plötzliche Erkenntnis erhellte ihre finstere Miene. »Hey – natürlich!«, rief sie aus. »Dass mir das nicht früher eingefallen ist!«

Als sie die Freunde anstrahlte, schaute sie allerdings nur in ratlose Gesichter.

»Ja, kapiert ihr denn nicht?«, sprudelte es aus Laura hervor. »Die Lösung dieses Rätsels muss so was Ähnliches sein wie eine PIN-Nummer. Eine Art Code, mit dem man den Schrank öffnen kann.«

Lukas schaute sie einen Moment entgeistert an, und dann strahlte er ebenfalls. »Ja, klar – und dieses Spielbrett ist gar kein Spielbrett, sondern so was wie eine Tastatur: Wenn man die richtigen Felder in der richtigen Reihenfolge drückt, öffnet sich der Schrank!«

Kaja machte ein verstörtes Gesicht. Kevin dagegen schien allmählich zu dümmern, worum es ging. »Die Lösung des Orakels ist dann also die geheime PIN für den Schrank, oder?«

»Genau, Kevin!« Laura lächelte ihn freundlich an. »Du hast es kapiert.«

»Sag ich doch die ganze Zeit«, war Kaja da zu vernehmen. Als sie die perplexen Mienen der Freunde gewahrte, fügte sie ungerührt hinzu: »Ist doch wohl offensichtlich, stimmt's?«

Lukas schlug genervt die Augen zur Decke, während Laura sich eines Schmunzeins nicht erwehren konnte: Ihre Freundin war einfach unver-



besserlich!

»Okay, dann lasst uns noch mal in Ruhe überlegen«, sagte Laura, inzwischen wieder ganz ernst. »Obwohl zu viert, für fünf wir steh'n, haben die Bären gesagt – was könnte das bedeuten?«

»Dass einer von ihnen gefehlt hat, vielleicht?«, überlegte Kaja.

»Quatsch, du Null-Kiu!« Lukas konnte nicht mehr an sich halten. »Es waren sechzehn Felder und sechzehn Tiere. Also kann niemand gefehlt haben, das ist doch logosibel!«

»Vielleicht wollten sie damit andeuten, dass die gesuchte Lösung fünfstellig ist und nicht vierstellig, wie es ihre Anzahl nahe legen würde?«, gab Kevin zu bedenken.

»Exaktenau!« Lukas war plötzlich ganz aufgereggt und fuchtelte mit dem rechten Zeigefinger wild durch die Luft. »Weil einer von uns doppelt zählt«, wie die Einhörner erwähnt haben. Wenn wir sie wörtlich nehmen, dann würde das bedeuten –«

»- dass sie selbst in der richtigen Lösung zweimal vorkommen«, unterbrach Laura ihn hastig, »und alle anderen Tiere nur einmal.«

»Ganz meine Meinung!«, mischte Kaja sich ein. Lukas' rüde Schelte schien sie völlig unbeeindruckt gelassen zu haben. »Fragt sich nur: Aufweiche Weise kommen die Einhörner zweimal, die anderen Tiere aber nur einmal vor? Und warum?«

»Gute Frage!« Lukas blickte sie über den Rand seiner Professorenbrille an. Der Ärger war aus seinem Gesicht gewichen. »Überlegen wir einfach mal, wie sich diese vier Tiere voneinander unterscheiden?«

»Auf Anhieb fallen mir nur Gemeinsamkeiten ein.« Abwägend schaute Laura in die Runde. »Alle haben vier Beine, einen Schwanz, sind Säugtiere und tauchen in irgendwelchen Fabeln auf.«

Kaja nickte. »Stimmt. Allerdings trägt das Einhorn als einziges ein Horn – und ist außerdem auch kein echtes Tier.« Als sie bemerkte, dass Laura die Augen zusammenkniff und sie vorwurfsvoll anblickte, setzte sie schnell hinzu: »Okay, okay. Zumindest existieren Einhörner nicht in der Welt, die wir sehen können.«

»Außerdem sind sie als Einzige Pflanzenfresser«, erklärte Kevin.



»Während es sich bei den Wölfen, Bären und Löwen überwiegend um Fleischfresser und Raubtiere handelt.«

Lukas wiegte bedächtig den Kopf. »Das ist zwar alles richtig – bringt uns aber trotzdem der Lösung nicht näher, wie ich fürchte.«

»Wieso denn nicht?« Lauras Gesicht nach zu urteilen, schien ihr eine Idee gekommen zu sein. »Immerhin könnte das doch bedeuten, dass man abwechselnd auf ein Feld mit einem Fleischfresser und dann auf eins mit dem Pflanzenfresser drücken muss. Zum Beispiel Löwe, Einhorn, Bär, Einhorn und dann Wolf?«

Lukas kniff kurz die Augen zusammen und überlegte angestrengt, schüttelte aber gleich darauf heftig den Kopf. »Kann ich mir nicht vorstellen. Es kann doch nur eine einzige richtige Lösung geben. Auf die von dir beschriebene Weise ergeben sich jedoch Hunderte von Möglichkeiten.«

»Aber nicht, wenn man sich an den Wortlaut des Rätsels hält«, warf Laura ein. »Denn der gibt vor, dass man nach Rösserart vorgehen muss.«

Kaja blies ratlos die Wangen auf. »Was ist denn damit wieder gemeint? Galopp, Trab oder Schritt?«

Lukas stöhnte laut auf, während Laura lachend antwortete: »Weder noch! Das soll wohl eher bedeuten, dass man wie beim Pferdsprung im Schach über die Felder zu ziehen hat.«

Kevin nickte. »Erscheint mir einleuchtend.«

»Genau!« Lukas schob die Brille von der Nasenspitze zurück. »Nur – auf welchem Feld fängt man an? Genau diese Frage stellt das Rätsel übrigens selbst: ›Wer unsern Anfang richtig wählt, heißt es schließlich.«

Laura runzelte die Stirn. »Ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich damit gemeint ist. Denn dass man auf dem richtigen Feld anfangen muss, ist zu selbstverständlich, als dass man eigens daraufhinweisen müsste! Vielleicht ist mit diesem ›Anfang‹ ja nicht das erste Feld gemeint –«

»Sondern?«, fragte Lukas ungeduldig.

»Sondern der Anfangsbuchstabe ihrer Namen!«, gab Laura das Ergebnis ihrer Überlegungen preis. »Was diese vier Tiere eindeutig unterschei-



det, sind doch ihre Namen – die außerdem alle mit einem anderen Buchstaben anfangen!«

Einen Moment schien Lukas völlig perplex zu sein. Mit offenem Mund starrte er seine Schwester an – und dann leuchtete seine Miene so hell auf wie die Jackpotanzeige auf einem Spielautomaten. »Hey, Laura – das ist genial! Einfach genial! Das ist die Lösung, ganz bestimmt! Zumal die Einhörner als Einzige mit einem Vokal beginnen – mit einem E. Dem Buchstaben, der in unserem Wortschatz am häufigsten vorkommt.« Lukas strahlte nur noch mehr. »Das ist phänastisch! Die Lösung müsste jetzt kinderleicht sein. Wir haben ein L wie Löwe, ein B wie Bär, ein W wie Wolf – und zwei E von den Einhörnern. Aus diesen fünf Buchstaben muss im Rösselsprung doch ein sinnvolles Wort zu bilden sein.«

Hastig stieß er Kaja an. »Gib mir mal einen Zettel. Ich will das Muster von der Schrankfront schnell aufzeichnen, damit es uns leichter fällt.«

Schon nach kurzer Zeit war die Skizze fertig. Laura bemerkte sofort, dass Lukas alles exakt im Gedächtnis behalten hatte.

Voller Enthusiasmus machten sich die Freunde ans Werk.

Doch ihr Eifer erlahmte schließlich, denn zu ihrer Enttäuschung fanden sie keine Lösung. Sosehr sie sich auch bemühten, es gelang ihnen einfach nicht, auch nur ein vernünftiges Wort aus den fünf Buchstaben zu formen. Und im Rösselsprung schon gar nicht. Auf welchem Feld sie auch anfangen, nicht eine Kombination ergab Sinn. Und dass »Weibe« ein richtiges Wort sei, wie Kaja steif und fest behauptete, konnten sie natürlich nicht gelten lassen. Nach einer Stunde gaben sie frustriert auf. Dabei war Laura sich fast sicher, dass sie auf dem richtigen Weg waren.

Resigniert ließ Lukas den Bleistift fallen. »Ich kapiert das einfach nicht. Das erscheint alles so logosibel – und trotzdem kommt nichts Vernünftiges dabei raus!«

»Wir müssen was übersehen haben«, überlegte Laura laut.

»Sieht ganz danach aus«, stimmte Kaja zu. »Fragt sich nur, was?«

»Wenn ich das nur wüsste!« Laura seufzte gequält. »Vielleicht sollten wir noch mal darüber nachdenken, was die fünfte Rätselzeile bedeuten



könnte: »Des Siegels Kraft ihm zeigt den Weg.« Fällt dir dazu was ein, Kevin?«

Kevin erblasste, seine Nasenspitze wurde ganz weiß.

»Was hast du denn?«, fragte Laura besorgt.

»Ach, nichts.« Der Junge winkte ab. »Mir ist nur plötzlich ganz flau im Magen. Vielleicht sollte ich was essen.«

»Super Idee!« Kaja, die die ganze Zeit eher teilnahmslos dagesessen hatte, war plötzlich wieder hellwach. Sie sprang auf und wollte zur Tür eilen. »Mein Magen hängt auch schon in den Kniekehlen!« Dabei hatte sie in der letzten halben Stunde ein ganze Tafel Schokolade verputzt. Allein! Weil die anderen großzügigerweise verzichtet hatten.

Laura hielt die Freundin jedoch zurück. »Einen Moment noch!«, sagte sie vorwurfsvoll. »Lass uns bitte noch einen Augenblick länger nachdenken. Das ist jetzt wirklich wichtiger.«

Kaja fügte sich, wenn auch murrend. Während sie sich wieder auf ihr Bett setzte, blickte Laura die Jungen sinnierend an. »Was mir die ganze Zeit nicht aus dem Kopf geht: Warum haben die Löwen behauptet, die Kraft des Siegels und die Lösung des Rätsels liefen auf das Gleiche hinaus? Was kann das bloß bedeuten?«

»Da kann ich nur raten, Laura«, sagte Lukas. »Wenn es sich bei der Lösung tatsächlich um ein Wort handelt, wie wir vermuten, dann könnte das heißen, dass –«

Er brach ab und starrte wie abwesend in die Ferne.

»Was, Lukas? Was könnte das heißen?«, drängte Laura.

»Dass das gleiche Wort auch für das Siegel der Sieben Monde steht – womit wir wieder genauso schlau sind wie zuvor. Schließlich haben wir immer noch nicht herausgefunden, was es mit diesem Siegel auf sich hat und wo es sich befindet. Und an das Einzige, was uns dabei vielleicht weiterhelfen könnte, kommen wir nicht ran.«

Kaja zog eine Schnute. »Was soll das denn sein, das Einzige?«

»Dieses alte Buch natürlich«, mischte Laura sich ein. »»Die Bruderschaft der Sieben«. Das hat die Kripo doch als Beweismittel beschlagnahmt.«



»Und wenn du Bellheim klar machst, worum es geht, und ihn einfach lieb darum bittest?«

Laura zog die Stirne kraus. »Vergiss es, Kaja! Darauf lässt der sich nie ein. Es ist sein wichtigster Beweis gegen den Professor, und den gibt der doch nicht aus der Hand.«

Resignation machte sich auf den Gesichtern der Freunde breit, und Kevin brachte zum Ausdruck, was wohl auch Lukas und Kaja dachten: »Das heißt, es gibt keinerlei Chancen mehr.«

»Nein, Kevin, das heißt es nicht«, widersprach Laura entschieden und zeigte ein ermunterndes Lächeln. »Immerhin sind es noch zwei Tage bis zum Ostarafest. Achtundvierzig Stunden, in denen noch eine Menge passieren kann. Schließlich hat Papa immer gesagt –«

» – nur wer aufgibt, hat schon verloren«, fuhr Lukas fort. Doch am Klang seiner Stimme war zu erkennen, dass er davon nicht im Geringsten überzeugt war. Deshalb verkniff sich Laura auch den Satz, den sie eigentlich noch hinzufügen wollte: »Und wer auf die Kraft des Lichts vertraut, dem wird alles gelingen.« Schließlich fühlte sie selbst, dass Zweifel an ihr zu nagen begannen, auch wenn sie das natürlich niemandem eingestanden hätte.

Nicht einmal ihrem Vater.

Der riesige Hof der Gralsburg konnte die Masse der Weißen Ritter nicht fassen. Viele von ihnen warteten deshalb draußen vor dem Tor.

Der Hüter des Lichts saß auf einem strahlend weißen Pferd, das auf einer kleinen Erhebung an der Nordseite des Hofes stand. Neben ihm hatten sich Ritter Paravain und Morwena, ebenfalls auf prächtigen Schimmeln, aufgereiht. Mit zufriedenen Lächeln ließ ElySION seinen Blick über die Legionen der Lichtkrieger schweifen, die sich in Hellunyat eingefunden hatten. Dann richtete er das Wort an sie.

»Meine Freunde«, rief er ihnen zu, und seine Stimme war laut und klar. »Wir haben uns versammelt, weil dieser Tag zu einem Freudentag für uns werden wird. Heute, am Ostarafest, wird der Kelch der Erleuchtung zu uns zurückgebracht werden. Wir werden deshalb gemeinsam



zum Tal der Zeiten reiten, um der Kelchträgerin einen würdigen Empfang zu bereiten – und das Mädchen wird jedem von uns ein Beispiel geben, dass es sich lohnt, für die Sache des Lichts zu streiten.«

Lächelnd wandte er sich Paravain zu. Der Weiße Ritter hob die Hand und gab seinen Männern das Zeichen zum Aufbruch.

Auf einen sanften Schenkeldruck hin setzte sich Elysions Schimmel in Bewegung. Gefolgt von Paravain und Morwena, ritt der Hüter des Lichts durch die Gasse, die seine Garde für ihn frei machte, aus der Burg heraus. Die weiße Heerschar schloss sich ihm an, und gemeinsam ritten sie dem Tal der Zeiten entgegen.



Kapitel 28 ✎ Ein Funken Hoffnung



Als die Sonne hinter den Hügeln im Westen unterging, fühlte Laura die letzte Hoffnung schwinden. Dabei schien es, als wolle selbst der Himmel ihr Mut machen. Das Abendrot überzog die Welt mit seinem zarten Glanz, und über dem weit entfernten Horizont gleißte und strahlte ein leuchtendes Band aus orangegoldenem Licht wie zur Feier eines erfolgreichen Tages. Doch Laura war alles andere als zum Feiern zumute. Im Gegenteil: Tiefe Mutlosigkeit hatte sie erfasst. Die Nacht des Ostarafestes brach an, und in wenigen Augenblicken würde sich die magische Pforte öffnen.

Laura hob den Kopf und starrte hinüber zu der kleinen Insel. Sie hatte sich an das Ufer des Drudensees zurückgezogen, weil sie allein sein wollte in der wachsenden Verzweiflung. Tatsächlich: Die Nebelschlieren, die über der Insel lagen, ballten sich mehr und mehr über der Mitte des Eilands zusammen und begannen bereits ganz sanft zu leuchten, als würden sie von innen heraus angestrahlt. Bald würde der geheimnisvolle Pfad, der nach Aventerra führte, von den Wissenden beschritten werden können, auch wenn alle anderen Menschen davon nicht das Geringste bemerkten. Wenn überhaupt, würden diese die Pforte lediglich als seltsames Lichtphänomen erleben, aber die Wahrheit nicht erkennen können, die hinter der Oberfläche verborgen lag. Doch Laura würde ihr Wissen um das große Geheimnis, das die Erde und Aventerra miteinander verband, nicht das Geringste nutzen. Sie war nicht einen Schritt weitergekommen in den letzten beiden Tagen. Weder hatte sie das Rätsel zu lösen vermocht noch das Geheimnis ergründet, das das Siegel der Sieben Monde umgab.



Sie hatte versagt.

Jämmerlich versagt.

Und deshalb war ihr Vater nun dem sicheren Tode geweiht.

Der Schrei eines Adlers riss Laura aus ihrem Grübeln. Überrascht sah sie auf und erblickte den Vogel mit den mächtigen Schwingen, der direkt über der Insel kreiste. Im Licht des Abendrots hatte es den Anschein, als bestehe sein Gefieder aus leuchtenden Flammen. Erneut ließ der Adler seinen herrischen Ruf erschallen, dann flog er davon. Direkt in Richtung des großen Turms, der sich an der Ostseite von Burg Ravenstein erhob. Augenblicke später hatte die Dunkelheit ihn verschluckt. Keine Spur war mehr von ihm zu entdecken – und doch war Laura sich ganz sicher, dass sie sich nicht getäuscht hatte. Sie hatte den Adler leibhaftig erblickt – den Boten des Lichts. Und plötzlich stieg neue Hoffnung in ihr auf.

Laura hastete an den Sandsteinlöwen vorbei und eilte die große Freitreppe empor. Portak, der Steinerne Riese, verzog das graue Gesicht und beobachtete das Mädchen besorgt. Nachdem es im Portal verschwunden war, warf er Latus und Lateris einen hastigen Blick zu, und jeder, der im Stande war, hinter die Oberfläche der Dinge zu sehen, hätte erkennen können, dass auch die geflügelten Löwen in größter Sorge waren.

Laura war bereits an dem Gemälde in der Eingangshalle vorbei, als ihr auffiel, dass die Weiße Frau aus dem Bild verschwunden war. Nur der schwarze Wolf lag noch auf der einsamen Waldwiese, während im Bildhintergrund die Silhouette von Burg Ravenstein durch die Bäume schimmerte.

Das Mädchen blieb stehen und starrte überrascht auf das Ölgemälde. Was war geschehen? Warum hatte Silva ihren Platz verlassen?

Wohin war sie nur gegangen?

Laura legte den Kopf schief und musterte das Bild aus der Zeit des Grausamen Ritters grübelnd, als sie aus den Augenwinkeln ein weißes Schimmern wahrnahm. Sie schaute auf und bemerkte gerade noch eine Gestalt im Treppenhaus über ihr, die um die Ecke wischte – das musste Silva gewesen sein, kein Zweifel.

Ohne langes Nachdenken hastete Laura die Treppen hoch. Sie hatte

fast schon das oberste Geschoss erreicht, als sie endlich erkannte, dass sie sich nicht getäuscht hatte: Es war tatsächlich Silva, die ohne sichtbare Bewegung dahinschwebte und soeben in den langen Flur des vierten Stocks einbog. Die Frau in Weiß glitt ohne besondere Hast dahin, sodass Laura sie bald eingeholt hatte.

»Was ist denn los, Silva?«, sprach das Mädchen sie an. »Wo willst du hin?« Als die junge Frau sich ihr zuwandte, sah Laura mit Schrecken, dass heiße Tränen über deren bleiche Wangen rannen. »Du weinst doch nicht schon wieder meinetwegen?«, fragte sie ängstlich.

Trotz des Kummers, der sie beseelen musste, huschte ein Lächeln über das Gesicht der Weißen Frau. »Nein, Laura. Ich vergieße meine Zähren nicht deinetwegen – diesmal nicht. An einem Tag wie diesem kann ich einfach nicht anders, als mein eigenes Schicksal zu beweinen.«

Laura schluckte, und der Gedanke an das traurige Geschick der armen Silva rührte einmal mehr ihr Herz. Da hatten Percy und sie auf ihrer Traumreise in die Zeit des Grausamen Ritters zwar verhindert, dass die junge Frau in ihrer Wolfsgestalt in die tödliche Falle ihres unwissenden Geliebten tappte – und sie dennoch nicht retten können. Nur Monate später nämlich stellte Reimar von Ravenstein sie erneut vor die Wahl, entweder seine Gemahlin zu werden oder zu sterben. Der Gedanke, durch eine Ehe mit dem Grausamen Ritter ihre wahre Liebe verraten zu müssen, war Silva so unerträglich, dass sie sich vor seinen Augen von den Zinnen des großen Turmes in den Tod stürzte... Plötzlich wusste Laura, was die Weiße Frau vorhatte. »Dieser schreckliche Tag jährt sich heute, nicht wahr?«, fragte sie voller Mitgefühl.

»Ja, Laura.« Ein wehmütiges Lächeln spielte um Silvas blutleere Lippen. »Die Menschen feierten damals das Ostarafest, und alle freuten sich auf den kommenden Frühling, als der böse Kerl mich auf den Turm schleppte und mich vor die Wahl stellte –« Die junge Frau brach ab und starrte wie abwesend vor sich hin. »Mögen seit dieser Zeit auch endlose Jahre vergangen sein, immer, wenn der Tag des Frühlingsanfangs anbricht, wird alles wieder lebendig in mir, und nichts hält mich mehr an meinem Platz. Mit unbändiger Macht drängt es mich an den Ort, an



dem ich dem Grausamen Ritter die Kraft meiner Liebe beweisen musste.«

»Dann willst du also auf den Bergfried?«

»Ja – wie jedes Jahr um diese Zeit.«

»Ich besuche das Internat schon seit ein paar Jahren«, wunderte Laura sich. »Aber ich hab dich noch niemals auf dem Turm gesehen.«

Erneut lächelte die traurige Frau. »Du zählst doch erst seit kurzem zum Kreis der Wächter und konntest vorher nicht erkennen, was sich hinter der Oberfläche der Dinge verbirgt«, antwortete sie, um dann mit einem merkwürdigen Ton in der Stimme hinzuzufügen: »Und selbst heute scheint dir das noch abzugehen, wenn ich mich nicht ganz täusche.«

Irritiert blickte Laura die Weiße Frau an. Sie hatte keine Ahnung, worauf Silva anspielte. Aber vielleicht würde sie ja einen Tipp von ihr erhalten. Schließlich hatte sie ihr bei der Suche nach dem Kelch auch geholfen.

»Ähm«, sagte Laura deshalb hastig, »darf ich dich begleiten?«

»Meinetwegen. Wenn du mir Gesellschaft in meiner Trauer leisten möchtest.«

Schon kurze Zeit später standen sie auf der Spitze des Turms. Für Silva war es natürlich viel einfacher gewesen, dorthin zu gelangen. Die Tür, die auf die Aussichtsplattform führte, war nämlich abgeschlossen. Während die Weiße Frau einfach durch sie hindurchgehen konnte, wollte Laura schon zum Hausmeister eilen, um den Schlüssel zu holen. Zum Glück erinnerte sie sich gerade noch rechtzeitig daran, dass sie noch immer Attilas Zauberdietrich besaß, mit dem sie die dicke Holztür dann auch mühelos zu öffnen vermochte.

Laura stellte sich neben Silva dicht an die Zinnen und ließ den Blick über das umliegende Land schweifen, das bereits in nächtliche Dunkelheit getaucht war. Nur der fast noch volle Mond spendete Licht. Es war still. Allein der Wind säuselte eine traurige Melodie und spielte mit Lauras langem Haar – genau wie damals, als sie auf dem Rücken von Lateris aus den Mauern der mittelalterlichen Burg entkommen war. Augenblick-



lich war die Erinnerung wieder da, und das damalige Geschehen wurde wieder lebendig vor Lauras geistigem Auge. Das Bild von Reimar von Ravenstein und der Horde seiner ungehobelten Kumpane stieg in ihr auf. Sie sah das Geisterheer der Ritterrüstungen und die unheimliche Frau im smaragdgrünen Kleid. Und sie sah den Kaplan, der in seiner wallenden Soutane auf sein Häuschen im Park zueilte, um das Buch unter seinem Arm in Sicherheit -

Laura zuckte zusammen, als sei sie aus heiterem Himmel vom Blitz getroffen worden.

Natürlich! Der Kaplan!

War es nicht möglich, dass er...?

Laura hatte den Gedanken noch gar nicht zu Ende gedacht, als sie sich auch schon umdrehte und losrannte. Obwohl das Mädchen nicht ein Wort von sich gegeben hatte, schien Silva zu ahnen, was es im Schilde führte. Denn während sie Laura einen Blick hinterher warf, huschte ein Lächeln über das Gesicht der Weißen Frau, und obgleich sie von tiefer Trauer erfüllt sein musste, sah sie plötzlich sehr zuversichtlich aus.

Lukas hatte nicht im Geringsten übertrieben: Fräulein Amalie Bröselsam war tatsächlich bereit, alles für ihn zu tun. Obwohl die Öffnungszeit längst verstrichen war, sperrte sie die Bibliothek, ohne zu murren, wieder auf und gewährte Laura und Lukas Zugang zu ihren geheiligten Hallen. Sie holte den Nachlass des Kaplans sogar höchstpersönlich aus dem Archiv, über das sie ebenso mit Argusaugen wachte wie über die Bücherei.

Die Hinterlassenschaft des frommen Mannes befand sich in einem unscheinbaren Pappkarton, den Amalie Bröselsam auf einem Tisch in der Lesecke des Büchersaals abstellte. »Das ist alles, was sich in unserem Archiv befindet«, flötete sie im zuckersüßen Ton. »Die Bibelabschriften werden nämlich im Landesmuseum aufbewahrt.«

»Aber alles andere ist hier in der Kiste?«, fragte Lukas.

»Natürlich!« Amalie zog ein Gesicht, als habe der Junge ihr Schlampelei unterstellt. »Jedes einzelne Blatt. Euer Vater hat allerdings meistens nur mit der Chronik gearbeitet.« Fräulein Bröselsams Miene entspannte



sich wieder. »Wenn ihr Hilfe braucht, dann lasst es mich wissen.«

»Wieso denn Hilfe?«, fragte Laura verwundert. »Wir können doch lesen.«

»Ja, schon. Aber...« Die Bibliothekarin spitzte den Schildkrötenmund. »... diese Schriften sind in der Sprache des 12. Jahrhunderts verfasst, in Mittelhochdeutsch.«

Lukas' Augen leuchteten. »Wie das Nibelungenlied, meinen Sie?«

»Genau. Das wurde nur wenige Jahrzehnte später niedergeschrieben.«

»Dann ist das kein Problem für mich. Das hab ich nämlich schon mit Papa im Original gelesen.«

»Das ist doch nicht normal«, murmelte die Bröselmami kopfschüttelnd, um dann wieder ein freundliches Lächeln aufzusetzen. »Lasst euch so viel Zeit, wie ihr braucht. Ich bin mit der Quartalsstatistik beschäftigt und hab deshalb noch eine ganze Weile zu tun.«

Laura konnte es kaum erwarten, bis die altjüngferliche Bibliothekarin zurück zum Ausleihresen gestapft und sie endlich mit Lukas allein war. Hastig öffnete sie den Karton und kippte den Inhalt auf den Tisch.

Auch der Bruder war überaus gespannt. »Jetzt wird sich hoffentlich zeigen, ob deine Vermutung richtig ist und der Kaplan tatsächlich eine Abschrift von der ›Bruderschaft der Sieben‹ angefertigt hat.«

»War doch möglich, oder? Er war ein gelehrter Mann und hat mit Sicherheit erkannt, dass der Inhalt des alten Buches sehr wertvoll sein muss.«

Doch schon der erste Blick, den Laura auf die Schriften warf, brachte eine herbe Enttäuschung: Der Nachlass des frommen Mannes bestand lediglich aus zwei dicken Stapeln zerfledderter Blätter, die mit breiten Leinenbändern zusammengehalten wurden, und aus einigen losen Papieren, die von einer fast verblichenen und deshalb kaum lesbaren Handschrift bedeckt waren. Von einer Kopie des geheimnisvollen Folianten war jedoch weit und breit nichts zu sehen.

Laura erblasste, und die Hoffnung, die sie eben noch erfüllt hatte, wich einer tiefen Niedergeschlagenheit. Ratlos ließ sie sich auf einen Stuhl sinken. »Das war's dann wohl«, murmelte sie vor sich hin.



Lukas sah sie voller Mitgefühl an. »Nimm's dir nicht allzu sehr zu Herzen. Die Idee war trotzdem gut – und vielleicht finden wir in der Chronik ja was Brauchbares.«

Der Junge nahm einen der Stapel an sich, löste die Verschnürung und begann zu blättern. Es zeigte sich, dass der Kaplan ein vielseitiger Mann gewesen sein musste. Er hatte die Geschehnisse auf der Burg nicht nur schriftlich festgehalten, sondern den Text auch mit zahlreichen Zeichnungen illustriert. Auf vielen davon waren der Grausame Ritter und seine üblen Kumpane zu erkennen, aber auch Mägde und Knechte hatte der Kaplan ins Bild gesetzt. Und die armen Bauern, die die kargen Felder rings um Ravenstein bestellten und von ihrem Lehnsherrn bis aufs Blut ausgepresst wurden. Kein Wunder also, dass Reimars Willkür in der Chronik zahlreich dokumentiert war: Menschen am Pranger, öffentliche Auspeitschungen und immer wieder Hinrichtungsszenen. Eines jedoch war merkwürdig: Auf keiner der Illustrationen war der Henker zu sehen. Dort, wo er eigentlich zu vermuten gewesen wäre, befand sich immer nur ein weißer Fleck!

»Vielleicht hat er den Scharfrichter erst gar nicht gezeichnet?«, überlegte Lukas laut. »Aus irgendeinem Aberglauben heraus oder was weiß ich denn?«

»Kann ich mir nicht vorstellen«, meinte Laura. »Man hat die Henker damals zwar nicht bei ihrem Namen genannt. Aber davon, dass man sie nicht zeichnen durfte, hab ich noch nie was gehört. Das sieht eher so aus, als hätte jemand ihn nachträglich ausradiert.«

»Ausradiert?« Lukas sah die Schwester skeptisch an. »Wieso das denn?«

»Keine Ahnung.« Doch Lauras Verdacht wurde durch eine Zeichnung bestärkt, die offensichtlich ein Porträt des Henkers sein sollte. Ihre Unterzeile lautete nämlich »Der Rote Tod«, wie der Spitzname, den die Menschen Reimars gnadenlosem Vollstrecker wegen seiner feuerroten Haarpracht verpasst hatten. Im Bildhintergrund war auch die Burg zu erkennen, nebst einem Galgen und einem Richtblock, an dem ein Henkersbeil lehnte. An der Stelle des Dargestellten prangte jedoch nur ein



weißer Fleck.

»Das verstehe, wer will«, murmelte Lukas, während er die Blätter der Chronik wieder zusammenschnürte. »Oder hast du vielleicht eine Erklärung dafür?«

»Nicht die geringste«, flüsterte Laura. »Aber ehrlich gesagt ist es mir auch egal. Wie immer sich das auch erklären lässt, es hilft mir keinen Schritt weiter.«

Lukas entgegnete nichts und sah die Schwester nur stumm an. Was hätte er auch sagen können? Kein noch so sorgsam gewähltes Wort hätte Laura in ihrer grenzenlosen Enttäuschung trösten können, das fühlte er ganz genau. Und deshalb machte er sich nur stumm daran, den Nachlass des Kaplans wieder zu verstauen.

»Ich geh schon auf mein Zimmer, wenn du nichts dagegen hast«, erklärte Laura. Ohne seine Antwort abzuwarten, erhob sie sich und stieß dabei an den Tisch, sodass eines der losen Blätter aufgewirbelt wurde und zu Boden fiel. »Oh, *sorry!*« Laura bückte sich eilends und hob es auf. Als sie es in den Karton legen wollte, erhaschte ihr flüchtiger Blick zwei Worte: »Sie... ben Mon... de«, konnte sie mühsam entziffern.

Die Erkenntnis durchfuhr sie wie ein elektrischer Schlag. »Schau mal, Lukas!«, rief sie aufgeregt und hielt dem Bruder das Blatt direkt unter die Nase.

Verwundert stupste der Junge die Brille zurück. »Was denn?«

»Lies doch!«

»Das Ge... heim... nis der Sieben Monde«, entzifferte Lukas mühsam, denn er musste die altertümliche Sprache in Hochdeutsch übertragen, »wie... es geschrie... ben steht... in der Bru... der... schaft der Sieben«. Hey! Sieht so aus, als hätte der Kaplan die Geschichte aus dem alten Buch übersetzt!«

Die Legende war nicht sehr lang. Sie umfasste nur drei Seiten. Dennoch brauchten Laura und Lukas eine ganze Weile, um sie zu lesen, denn die altertümliche Handschrift des Kaplans ließ sich nur mit allergrößter Mühe entziffern:

»Es war einmal in einer fernen Zeit, da lebten auf einem Stern jenseits



des menschlichen Wissens, der von den Eingeweihten Aventerra genannt wird, sieben Geschwister – vier Mädchen und drei Jungen. Sie waren unzertrennlich, und nichts vermochte sie auseinander zu bringen, denn ihre gegenseitige Liebe war grenzenlos. Sie sorgten füreinander, stets war der eine für den anderen da, und jeder von ihnen hätte das eigene Leben für die Schwester oder den Bruder gegeben, wäre es denn nötig gewesen. So verbrachten die sieben ihre Tage in vollkommener Eintracht und Harmonie. Jede Stunde waren sie zusammen, weil sie einander nicht missen mochten. Führten die Geschäfte des Alltags den einen auch nur für eine kleine Weile fort von zu Hause, wurden die anderen von großer Traurigkeit erfüllt, und sie konnten es kaum erwarten, bis der so schmerzlich Vermisste wieder zu ihnen zurückkehrte, um ihr Glück komplett zu machen. Sosehr hingen sie aneinander, dass der eine der Odem des anderen zu sein schien, während der Dritte wohl das Herz des Vierten am Schlagen hielt und so fort. Die anderen Menschen aber erfreuten sich am vollkommenen Glück der sieben, und ihre Liebe war ihnen Vorbild und Ansporn gleichermaßen, ihnen nachzueifern und gleichzukommen, auch wenn dies keinem auch nur im Entferntesten gelingen mochte.

Da geschah es, dass die Kunde von den sieben an das Ohr des Schwarzen Fürsten drang. Zunächst wollte er die Geschichte kaum glauben. Als er sich jedoch von ihrem Wahrheitsgehalt überzeugt hatte, garte und bohrte es in ihm, denn eine derart tiefe Liebe wollte ihn, dem der Hass als täglich Brot diene und der den Verrat so dringend zum Leben benötigte wie andere die Luft zum Atmen, schier in den Wahnsinn treiben. Er versuchte Zwietracht zu säen zwischen den Geschwistern und sie gegeneinander aufzuwiegeln. Doch was er auch unternahm und was er auch tat, es wollte ihm einfach nicht gelingen, sie zu entzweien. Kein Mittel, zu dem er griff, vermochte etwas auszurichten gegen ihre Liebe, selbst Tonnen von Gold und Silber nicht. So befahl den Schwarzen Fürsten der blinde Wahn. Er schickte seine Reiter aus, die sieben gefangen zu nehmen. Er ließ sie in Ketten legen und in ein finsternes Verlies werfen, wo er sie höchst selbst aufsuchte und vor eine grausame Wahl stellte:



Sie sollten einen aus ihrer Mitte erwählen, der sterben müsse, trug er ihnen auf. Dafür werde den anderen sechs dann das Leben geschenkt. Einen ganzen Tageslauf gab er ihnen, sich zu bedenken. Die sieben jedoch bedurften des Nachdenkens nicht. Entweder er lasse sie alle frei, so verkündete die Älteste im Namen der Geschwister, oder er müsse sie alle sieben töten. Die gegenseitige Liebe und Zuneigung sei so groß, dass es ihnen vollkommen unmöglich sei, einen von ihnen zum Sterben zu bestimmen. Zumal die überlebenden sechs innerhalb kürzester Zeit vor lauter Kummer ebenfalls den Tod erleiden würden.

Solch tapfere Worte hatte der Schwarze Fürst nicht erwartet, und er geriet darüber in rasende Wut. Er zog sein Schwert Pestilenz und tötete die sieben Geschwister mit eigener Hand. Die Mächte aber, die alles Leben spenden, empörten sich über diesen Frevel und waren von der Liebe der sieben so gerührt, dass sie sie in sieben Monde verwandelten und ihnen einen Platz am nächtlichen Himmel zuwiesen. Seither stehen sie als leuchtendes Siegel ihrer grenzenlosen Liebe über der Dunklen Festung, und jeder, der im Stande ist, sie zu sehen, wird durch sie daran erinnert, dass es keine Macht auf der ganzen Welt gibt, die der Liebe gleichkommt. Den Dunklen aber ist seit dieser Zeit nichts mehr verhasst als die Liebe, und keiner von ihnen hat das Wort seitdem mehr über die Lippen gebracht. Wenn sie jedoch einmal nicht umhin können, von der Liebe zu reden, dann sprechen sie anstelle des verhassten Begriffs nur vom ›Siegel der Sieben Monde‹.

Atemlos ließ Laura das Blatt sinken und blickte den Bruder mit leuchtenden Augen an. »Du hast tatsächlich Recht gehabt«, sagte sie. »Das Siegel der Sieben Monde ist gar kein Gegenstand, wie wir die ganze Zeit vermutet haben, und kann deshalb auch gar nicht gefunden werden. Es ist nur ein Wort, ein Begriff- und deshalb kommen die Lösung des Schrankrätsels und das Siegel der Sieben Monde am Ende tatsächlich auf das Gleiche raus, wie die Löwen behauptet haben.«

Zu Lauras Überraschung zeigte der Bruder eine betretene Miene. »Für einen Moment habe ich das auch gedacht, aber dann ist mir eingefallen, dass das nicht stimmen kann.«



»Warum denn nicht?«, fuhr Laura ihn unwirsch an. »Was soll denn da nicht stimmen können?«

»Ganz einfach: ›Liebe‹ besteht zwar ebenfalls aus fünf Buchstaben, genau wie das Wort, nach dem wir suchen.«

»Ja, und?«

»Und trotzdem kann es nicht das Lösungswort sein, denn uns fehlt ein I!«

Laura schien nicht zu verstehen, was der Bruder meinte. »Ein I?«, fragte sie verblüfft.

»Ja – ein I. Keines der vier Tiere, die auf dem Schrank abgebildet sind, beginnt mit einem I, und deshalb kann man aus ihren Anfangsbuchstaben auch nicht das Wort ›Liebe‹ bilden, wie immer man auch über die Felder ziehen mag.«

Mit offenem Mund starrte Laura den Bruder an. Verflixt – daran hatte sie gar nicht gedacht! Lukas hatte Recht: Es gab zwar ein L, ein E und auch ein B, aber das I fehlte. Stattdessen gab es nur ein W – W wie Wolf. Aber das konnte doch nicht sein? Alles passte so perfekt zusammen, dass ein Irrtum praktisch ausgeschlossen schien. Und dennoch –

In diesem Moment fiel ihr die Lösung ein. »Natürlich, Lukas!«, rief sie aus, und ihr Gesicht strahlte heller als der hellste Stern. »Natürlich geht das!«

Der Bruder glotzte, als habe er einen Alien vor sich. »Aber wie denn, Laura? Das ist doch unmöglich –«

»Nur Geduld«, fiel Laura ihm ins Wort, um dann verschmitzt grinsend hinzuzufügen: »Du wirst schon bald verstehen!« Dann wurde sie wieder ernst: »Pass auf: Wir warten bis Mitternacht, damit wir sicher sein können, dass alle schlafen. Dann schleichen wir uns zu Attila und fahren mit ihm zum Kloster, um den Kelch zu holen.«

»Und was ist mit Kaja und Kevin? Nehmen wir die auch mit?«

Laura schüttelte den Kopf. »Nein, das wäre viel zu auffällig. Außerdem ist es besser, wenn die im Internat die Augen offen halten und uns per Handy warnen, falls die Dunklen doch noch Verdacht schöpfen sollten.«



»Okay, du hast Recht.«

»Ich geh schon mal zu Morduk und warne ihn vor. Wir beide treffen uns dann Punkt Mitternacht vor seiner Hütte, verstanden?«

»Kein Problem. Ich bin doch kein Spar-Kiu.«

Laura grinste erneut. »Auch Super-Hirne können mal verschlafen, oder nicht?« Dann atmete sie voller Erleichterung durch. »Oh, Mann, ich fass es einfach nicht! Jetzt wird doch noch alles gut!« Aber da konnte sie auch nicht ahnen, welche Überraschungen die kommenden Stunden noch bereithalten würden.



Kapitel 29 ✻ Ein ruchloser Verrat



ichter Nebel war im Park aufgezogen. Obwohl Laura nur ein paar Schritte weit sehen konnte, ließ sie sich davon nicht beirren. Schließlich konnte sie den Weg zu Attila Morduks Häuschen mittlerweile so gut, dass sie ihn selbst mit verbundenen Augen gefunden hätte. Auch die gespenstischen Schemen und bizarren Gestalten, die immer wieder rechts und links aus dem grauen Dunst auftauchten, vermochten sie nicht zu erschrecken, wusste sie doch, dass es sich dabei um die Büsche und Sträucher handelte, die die Parkwege säumten. Nicht einmal die geflügelten Schatten, die wie aus dem Nichts kamen, um dann völlig geräuschlos dicht über ihren Kopf hinwegzustreichen, konnten Laura ängstigen: Es war nur das Steinkauzpaar, das in der alten Eiche hinter der Turnhalle nistete und ihre nächtlichen Streifzüge gelegentlich im lautlosen Flug begleitete.

Eine entfernte Turmuhr schlug gerade Mitternacht, als Morduks Häuschen aus dem Nebel auftauchte. Die Buche, die ihre kahlen Äste über das Dach spannte, ragte wie ein überdimensioniertes Schirmgerippe aus dem Dunst auf. Auch der hohe Haselnussstrauch, der sich an die seitliche Steinwand zu lehnen schien, trug noch keine Blätter.

Laura hatte die Tür noch nicht erreicht, als ein seltsames Gefühl sie anflog: Irgendetwas stimmte nicht, das spürte sie plötzlich. Alarmiert griff sie zu dem klobigen Klopfeisen in der Gestalt eines Echsenkopfes, das an Attilas Haustür hing.

Laute Schläge hallten durch die Nacht, doch der Hausmeister rührte sich nicht.

»Attila?«, rief das Mädchen beunruhigt. »Ich bin's - Laura!«



Wieder kam keine Antwort.

Laura wusste, dass der letzte der Zwergriesen seine Tür für gewöhnlich nicht abschloss. Sie drückte die Klinke herunter und schlüpfte ins Häuschen.

Ihre Hand ertastete den Lichtschalter. Die kleine Lampe in der Mitte des Raumes flammte auf und tauchte ihn in ein spärliches Licht, das die Bezeichnung Helligkeit nicht verdiente. Immerhin reichte es aus, dass Laura den Hausherrn sehen konnte: Attila hing auf einem Stuhl am Tisch und schnarchte vor sich hin. Sein massiger Oberkörper war auf die Tischplatte gesunken. Der kahle Kopf ruhte auf den verschränkten Armen.

Laura war fassungslos. Entweder war Morduk völlig verrückt geworden – oder er besaß Nerven aus Stahl. Wie sonst war es zu erklären, dass er in dieser entscheidenden Nacht so tief schlief?

Rasch trat sie an den Tisch, um den Mann wachzurütteln. Dabei brüllte sie ihm laut ins Ohr: »Aufwachen, Attila! Wir müssen los!«

Doch sosehr das Mädchen ihn auch schüttelte und so laut es auch rief – der Schläfer wachte nicht auf. Wie betäubt schnarchte er einfach weiter, als wäre er narkotisiert.

Das gibt's doch nicht!, fuhr es Laura durch den Kopf, als sie plötzlich eine Hand auf der Schulter spürte. Entsetzt schrie sie auf und wirbelte herum – und sah einen völlig verwirrten Jungen.

Kevin!

»Sorry, ich wollte dich nicht erschrecken«, sagte er mit blassem Gesicht.

»Hast du aber«, antwortete das Mädchen vorwurfsvoll, um dann verwundert hinzuzufügen: »Was machst du denn hier?«

»Lukas schickt mich.«

»Lukas?«

»Ja. Er fühlt sich nicht wohl und hat mich gebeten, dich ins Kloster zu begleiten.«

»Echt?«

Wieder nickte Kevin.



»Ist es was Schlimmes?« Laura schien besorgt.

»Nein. Irgendetwas mit dem Magen, hat er gesagt. Vielleicht ist ihm das Abendessen nicht bekommen. Ich hab ihm ein Mittel gegeben, damit er schlafen kann.«

Laura atmete erleichtert auf und lächelte Kevin an. Ein Glück, dass es ihn gab! Wie lieb er sich um alles kümmerte! Und wie gut, dass sie in dieser misslichen Lage nun nicht alleine war. Auf Kevin konnte sie sich bestimmt genauso verlassen wie auf ihren Bruder. Sie fühlte sich richtig wohl und geborgen bei ihm! Sie war versucht, seine Hand zu nehmen, schreckte dann aber doch davor zurück.

Kevin räusperte sich und deutete auf den Hausmeister. »Was ist denn mit dem los?«

»Keine Ahnung. Attila schläft wie ein Schlafmonster. Ich hab schon versucht, ihn wachzukriegen, aber –« Hilflös zuckte Laura mit den Schultern. »Keine Chance!«

Plötzlich schnupperte der Junge. »Was riecht denn hier so komisch?«

»Komisch?«

»Ja. So wie... wie Alkohol, finde ich.« Verwundert blickte Kevin sich um. Dann griff er zu dem Wasserglas, das inmitten einer Lache aus heller Flüssigkeit umgekippt neben Attila auf dem Tisch lag, führte es an die Nase und roch daran. Sogleich verzog er angewidert das Gesicht. »Kein Wunder«, sagte er und hielt Laura das Glas unter die Nase. »Das erklärt wohl alles!«

Laura sog die Luft ein und schnupperte. »Schnaps!«, entfuhr es ihr überrascht. »Wacholderschnaps. Aber... Das gibt's doch nicht!«

»Ich fürchte doch!«, antwortete Kevin, der inzwischen eine grünliche Flasche auf der Anrichte entdeckt hatte. Es handelte sich tatsächlich um Wacholderschnaps. Die Pulle war fast ganz leer. »Kein Wunder, dass er nicht aufwacht«, stellte er kopfschüttelnd fest.

»Also das... das versteh ich einfach nicht«, stammelte Laura. Das sah Attila doch gar nicht ähnlich! Er wusste doch, was auf dem Spiel stand – wie konnte er sich da so betrinken, dass er nicht mehr in der Lage war, sie »Zum Heiligen Stein« zu fahren? So was machte Attila doch nicht –



und dennoch hing er nahezu regungslos und laut schnarchend auf dem Stuhl.

Was war bloß geschehen?

»Und was machen wir jetzt?«, unterbrach Kevin ihre Überlegungen. »Wie sollen wir denn ins Kloster kommen? Dr. Schwartz oder Frau Taurus können wir ja wohl kaum bitten, uns dorthin zu fahren, oder?«

Natürlich nicht!

Und einen der anderen Lehrer selbstverständlich auch nicht. Schließlich war es allen Ravensteinern strengstens untersagt, das Internat während der Zeit der Nachtruhe zu verlassen.

»Dann können wir die Sache ja wohl vergessen.« Kevin sah seine Mitschülerin niedergeschlagen an, und die Miene, mit der er den schlafenden Hausmeister musterte, hatte wenig Freundliches an sich.

Laura starrte finster vor sich hin. Doch schon nach kurzer Zeit erhellte ein verschmitztes Grinsen ihr hübsches Gesicht. »Keine Angst, Kevin«, sagte sie lächelnd. »Ich weiß, wie wir zum Kloster kommen.«

Als der Schwarze Fürst in Begleitung des Fhurhurs vor dem Gitter des Verlieses auftauchte, sprang Marius Leander von seinem Lager auf undeilte auf seinen Peiniger zu. »Was wollt Ihr?«, herrschte er ihn an.

Borboron verzog das fahle Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Hast du es schon vergessen?« Seine kehlige Stimme hallte schaurig durch den Kerker. »Wir feiern heute das Ostarafest. Und wir haben allen Grund zum Feiern – denn heute wird mir deine Tochter den Kelch übergeben. Im Austausch für dich.«

»Niemals!«, schrie Marius in ohnmächtiger Wut. »Laura wird das niemals tun!«

Der Schwarze Fürst schnaubte. »Du bist und bleibst ein Narr«, sagte er mit mitleidiger Stimme, bevor er dem Trioktiden den Befehl gab, die Tür zum Verlies aufzuschließen.

Portak reckte sich und ließ ein herzhaftes Gähnen hören. Seine steinernen Glieder knirschten, während der freundliche Hüne sie dehnte und streckte. Dann drehte er das granitgraue Steingebild dem Mädchen



zu, das neben ihm stand und ihn ungeduldig beobachtete. »Beinah hätt ich schon gedacht, dass ihr noch dumme Faxen macht.« Der Vorwurf in der Stimme des Riesen war nicht zu überhören. »Und euch nicht mehr darauf besinnt, dass diese Leu zum Flug bestimmt.«

Laura feixte ihn breit an. »Aber, aber, Portak«, sagte sie. »Wer einmal mit Latus und Lateris geflogen ist, wird das doch nie mehr vergessen!«

Bedächtig wiegte der Koloss den Kopf und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Erinner mich bloß nicht daran, was manch ein Mensch vergessen kann. Doch nun müsst ihr die Leu erklimmen, soll die Verwandlung gleich beginnen.«

»Ist ja gut, wir beeilen uns ja schon«, beruhigte Laura den Riesen und wandte sich an Kevin. »Los, kletter auf den Sandsteinlöwen!«, befahl sie dem Jungen.

Kevin, dem das Erstaunen über die wundersame Verwandlung der dicken Säule immer noch ins Gesicht geschrieben stand, sah sie verständnislos an. »Aber wieso das denn?«, protestierte er. »Was soll ich denn auf der alten Steinfigur?«

»Das wirst du gleich erleben«, sagte Laura unwirsch. »Mach schon, wir haben es eilig!«

Der Junge fügte sich. Während er sich anschickte, den geflügelten Löwen auf der rechten Seite der Treppe zu erklimmen, kletterte Laura auf den Rücken seines Bruders und wandte sich erwartungsvoll an Portak. »Es kann losgehen, wir sind so weit.«

Doch der reimende Riese hatte Laura noch etwas mitzuteilen: »Ein Wort nur noch, bevor ihr fliegt – wenn sich noch mal die Not ergibt, kannst du allein die Löwen wecken und selbst sie aus dem Steine schrecken!«

»Echt?«, staunte das Mädchen. »Sorry, dass ich dich belästigt habe, Portak, aber das hab ich wirklich nicht gewusst!«

»Ich weiß, mein Kind, drum sprech ich's an, weil keiner alles wissen kann. Ein jeder Mensch erst lernen muss, was hilfreich ist zum guten Schluss.«



Portak vergewisserte sich, dass Laura und Kevin fest und sicher saßen. Dann machte er alles wieder genauso wie in jener Nacht, als er die Traumreisenden vor der Gestaltwandlerin gerettet hatte. Er zeigte mit den Armen auf die Köpfe der Sandsteinfiguren und sprach die alte Beschwörungsformel, die im Kreis der Wächter weitergegeben wurde seit Anbeginn der Zeiten: »Hört zu, ihr Löwen Rechts und Links, die ihr die Brüder seid der Sphinx; in dieser Stunde größter Not, auch ihr gehorcht des Lichts Gebot und löst euch nun aus totem Stein, damit ihr könnt behilflich sein!«

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis Lateris und Latus zum Leben erwacht waren. Im Gegensatz zu damals allerdings, als sie ihr lautes Brüllen gleich einem wütenden Donnergrollen durch den Burghof geschickt hatten, waren die geflügelten Skulpturen diesmal auf Stille bedacht. Fast hatte es den Anschein, als wüssten sie, dass Laura und Kevin sich auf einer geheimen Mission befanden, von der tunlichst niemand erfahren sollte.

Laura beugte sich nach vorn und kraulte ihren Fluglöwen ganz sachte hinter dem linken Ohr. »Hey, Lateris«, flüsterte sie ihm zu. »Ich find's super, dass wir wieder zusammen sind.«

»Freue mich ebenfalls ganz unbändig, *Madame*«, gab der Löwe geschmeichelt zurück.

»Danke! Und jetzt bringt uns bitte zum Kloster. Ihr wisst hoffentlich, welches ich meine und wo es liegt?«

»Wollt ihr uns beleidigen, *Madame?*«. Der Löwe klang gekränkt. »Das Kloster ist Latus und mir wohl bekannt – wenngleich wir uns selten einigen können, wie wir am schnellsten dorthin gelangen!«

»*Sorry!*« Laura grinste belustigt und wandte sich dann Kevin auf dem anderen Löwen zu. »Halt dich gut fest, es geht los!«

Schon breiteten Latus und Lateris die gewaltigen Schwingen aus und erhoben sich völlig geräuschlos in die Lüfte. Die Reiter auf ihren Rücken schienen sie überhaupt nicht zu spüren. Mühelos stiegen die Löwen empor zum nächtlichen Himmel, durchstießen die letzten nebeligen Schwaden, die um den großen Turm drifteten, und glitten hinaus in das



glitzernde Firmament. Hoch über der Erde durchmaßten sie die Winde und flogen mit Laura und Kevin dem fernen Kloster entgegen.

Nur gelegentlich blickte das Mädchen nach unten. Hin und wieder zogen die flackernden Lichter einer menschlichen Ansiedlung in der Tiefe vorbei. Oder die Scheinwerfer eines Autos leuchteten auf einer einsamen Landstraße unter ihnen auf. Meist jedoch sah Laura nur Dunkelheit, und ihr war, als flögen sie durch einen riesigen Dom aus schwarzem Samt dahin, in dem Gestirne silbrig funkelten. Laura fühlte sich geborgen, und eine Welle satter Zufriedenheit durchströmte sie. Jegliches Gefühl für Zeit und Raum fiel von ihr ab, und als die geflügelten Fabeltiere ganz sachte im Garten hinter dem Kloster aufsetzten, hatte sie nicht die geringste Ahnung, wie lange der wundersame Flug gedauert haben mochte. Als Laura vom Rücken ihres Löwen glitt, fühlte sie sich immer noch leicht, beinahe schwerelos. Dann jedoch kehrte sie in die Realität zurück. Eindringlich mahnte sie Latus und Lateris, keinen Ton von sich zu geben, während sie auf ihre Rückkehr warteten, und schlug mit Kevin an ihrer Seite den Weg zum geheimen Klosterarchiv ein.

Ohne den geringsten Zwischenfall gelangten die beiden in die Bibliothek unter der Erde. Morduks Zauberschlüssel öffnete ihnen jede Tür. Dennoch schien Kevin nicht ganz wohl zu sein in seiner Haut. Seine Miene verdüsterte sich von Sekunde zu Sekunde mehr. Immer wieder blickte er sich beklommen um, und während sie sich eilig dem Wandbild näherten, über dem die Sieben Monde so hell leuchteten, als freuten sie sich über das Wiedersehen mit Laura, wirkte sein Gesicht derart verkniffen, dass das Mädchen schon befürchtete, er werde jeden Moment in Tränen ausbrechen.

Vor dem Fresko angelangt, beschied Laura dem Jungen zu warten. »Was immer auch geschieht, rühr dich nicht vom Fleck, und warte, bis ich zurückkomme.«

Kevin sah sie verständnislos an. »Bis du zurückkommst? Wo willst du denn hin? Hier geht's doch nicht weiter.«

Das Mädchen schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln. »Warte einfach auf mich«, sagte es und machte einen Schritt auf die Mauer zu –



und nur einen Herzschlag später war es verschwunden.

Die Tiere auf dem Schrank schienen Laura bereits zu erwarten. Mit vorwurfsvollen Blicken sahen sie das Mädchen an, verharnten allerdings auf ihren Feldern und liefen nicht wild durcheinander wie beim letzten Mal.

»An deiner Stelle hätten wir uns noch länger Zeit gelassen«, flöteten die Einhörner pikiert. »Sie hat's nicht eilig, weil sie eh nicht weiß, wie's geht, oder?«, jaulten die Wölfe, während die Bären nur verschreckt brummen: »O weh! O weh!«

Die stolzen Löwen dagegen bewahrten die Fassung. »Nun – hast du endlich die richtige Lösung gefunden?«, fragten sie.

Laura lächelte zufrieden. »Ich glaube schon – das Siegel der Sieben Monde steht für die Liebe, und dieses Wort muss ich aus den Anfangsbuchstaben eurer Namen bilden, während ich mich im Rösselsprung über die Felder bewege.«

»Tatsächlich?« Die Gesichter der Löwen verrieten nicht, ob sie auf der richtigen Spur war oder nicht. »Aber wie soll das denn gehen? Uns will nämlich scheinen, dass dir ein Buchstabe fehlt.«

»Ihr meint das I, nicht wahr?«

Wieder verzogen die Löwen keine Miene. Sie zuckten nicht einmal mit den Wimpern.

Laura ließ sich nicht beirren. »Das scheint wirklich der Fall zu sein«, erklärte sie. »Denn in ›Wolf‹ gibt es in der Tat kein I. Weder am Anfang noch am Schluss – und auch nicht mittendrin.«

»Sehr wohl«, bestätigten die Löwen. »Woher also willst du den fehlenden Buchstaben nehmen?«

»Ganz einfach: Von dem Namen, den eure heulenden Kollegen in der Fabel tragen. Darin werden sie bekanntlich nicht ›Wolf‹ genannt, sondern –«

»Sondern?«, wiederholten die Löwen ausdruckslos.

»Sondern Isegrim!«, antwortete Laura triumphierend. »Und das beginnt sehr wohl mit einem I!«

»Was du nicht sagst!«, brummen die Löwen, und dem Mädchen kam



es nun doch so vor, als könne es ein anerkennendes Lächeln in ihren majestätischen Mienen erkennen, wenn auch nur ein angedeutetes. »Solltest du tatsächlich richtig liegen, musst du nur noch die richtige Reihenfolge finden. Aber vergiss nicht: Du hast nur drei Versuche – mehr nicht!«

Angespannt starrte Laura auf die vier mal vier Felder auf der Vorderseite des Schrankes. Natürlich hatte sie alle denkbaren Zugvarianten ausprobiert, nachdem ihr die Eingebung mit dem Fabelnamen der Wölfe gekommen war, und deshalb wusste sie, dass es mehr Möglichkeiten gab als nur drei.

Sehr viel mehr sogar.

Ganz egal, auf welchem Löwenfeld sie anfang – sie konnte von jedem beliebigen Quadrat aus das Wort »Liebe« im Rösselsprung bilden, und das gleich auf mehreren Wegen! Sie musste sich also von ihrer Intuition leiten lassen, eine andere Wahl blieb ihr nicht.

Laura beschloss, auf dem Löwenfeld links unten zu beginnen. Zum einen, weil sie das für ein natürliches Anfangsfeld hielt, und zum anderen, weil von da aus nur ein einziges I-Feld erreichbar war. Sich für das folgende dritte Feld zu entscheiden, war schon schwieriger. Schließlich boten sich gleich zwei an: Das Einhornfeld ganz oben rechts und das zwei Felder darunter. Das letztere erschien ihr allerdings weniger geeignet, da der Zug dann zwangsläufig auf einem Innenfeld geendet hätte. Sie hatte jedoch das Gefühl, dass der letzte Sprung sie auf ein äußeres Feld führen müsse. Auf ein Feld in der obersten Reihe, weil sie ja unten beginnen wollte.

So entschloss sich Laura zu ihrem ersten Versuch und drückte auf das Löwenfeld ganz unten links – aber da brüllte der entsprechende Löwe auch schon wütend auf: »Autsch! Merkst du Tollpatsch denn nicht, dass du mir wehtust?!«

»Ähm... Entschuldige«, erklärte Laura hastig. »Das war dumm von mir. Tut mir wirklich Leid!« Zum Glück war ihr sofort eingefallen, was sie falsch gemacht hatte: Sie durfte die Felder nicht mit der Hand drücken, sondern musste sie mit der Kraft ihrer Gedanken bewegen.



Natürlich!

War doch klar, dass ein Meister der Telekinese wie Professor Morgestern den Schrank auf diese Weise zusätzlich vor unbefugtem Öffnen gesichert hatte!

Also begann das Mädchen noch einmal von vorn. Es konzentrierte alle Gedanken auf das Feld unten links, sprang von da auf den linken Wolf in der dritten Reihe, machte einen Sprung zum Einhorn ganz oben rechts, von dort zum rechten Bären in der zweiten Reihe und endete auf dem linken Einhorn oben.

Danach trat Laura einen Schritt zurück und blickte mit gespannter Erwartung auf den Schrank. Doch nichts tat sich. Die Vorderfront bewegte sich nicht einen Millimeter. Dafür geizten die Tiere nicht mit Kommentaren. »Sie ist wirklich zu dämlich!«, wieherten die Einhörner. »Wir haben es doch gleich gesagt, oder?«, heulten die Wölfe, und die Bären stammelten ein entsetztes »Oh, Schreck! Oh, Schreck!«. Die Löwen dagegen stellten bloß nüchtern fest: »Jetzt bleiben nur noch zwei Versuche!«

Laura dachte fieberhaft nach. Vielleicht ist es doch besser, mit dem rechten Löwen in der untersten Reihe anzufangen?, überlegte sie. Vielleicht begann der Zug gerade deshalb auf diesem Feld, weil es nicht nach einem logischen Anfangsfeld aussah? Wäre doch möglich, oder?

Sie musste es einfach probieren!

Kurz entschlossen wagte das Mädchen den zweiten Versuch:

Vom rechten Löwen in der untersten Reihe sprang Laura auf den rechten Wolf in der dritten, von dort zurück auf das linke Einhorn in der zweiten Reihe, zum rechten Bären ganz oben, um auf dem rechten Einhorn in Reihe zwei zu enden.

Obwohl sie einen völlig neuen Zug gemacht hatte, kam das Ergebnis auf das Gleiche heraus: Nichts rührte sich. Der Schrank öffnete sich nicht, und wieder musste sie Spott und Häme ertragen. »Nie im Leben ist sie die Richtige!«, maulten die Einhörner. »Das ist doch offensichtlich, oder?«, stimmten die Wölfe ein, während die Bären enttäuscht die Köpfe hängen ließen und laut brummten: »Welch ein Jammer! Welch ein



Jammer!«

Selbst die Löwen schienen strenger dreinzublicken als zuvor. »Nun kommt der letzte Versuch«, sagten sie eindringlich, und ein scharfer Unterton lag in ihren Stimmen. »Es wäre sicherlich hilfreich, wenn du dich noch mal gut auf den Rätselspruch besinnen würdest.«

Auf den Rätselspruch besinnen?

Was konnten sie damit bloß meinen?

Laura drehte sich um und warf Kevin einen Hilfe suchenden Blick zu. Aber der konnte sie ja nicht sehen. Der Junge stand immer noch ratlos vor der Wand und schien darüber nachzugrübeln, wo sie wohl geblieben war.

Auf den Rätselspruch besinnen?, überlegte Laura noch einmal und versuchte, ihn sich ins Gedächtnis zurückzurufen. »Obwohl zu viert, für fünf wir steh'n, weil einer von uns doppelt zählt«, murmelte sie kaum hörbar vor sich hin. »Nach Rösserart muss vorwärts –« Plötzlich brach sie ab und kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Ihr Gesicht glich einer ausdruckslosen Maske, während sie sinnierend in die Ferne starrte. Ohne dass sie es merkte, bewegten sich ihre Lippen: »Weil einer von uns doppelt zählt«, wiederholte sie. Und noch einmal: »... einer von uns doppelt zählt...«

Da hatte sie eine Eingebung!

Erneut richtete Laura ihre Gedanken auf die Felder und machte alles genauso wie bei ihrem ersten Versuch – mit Ausnahme des letzten Zuges. Denn anstatt vom rechten Bären in der zweiten Reihe auf das linke Einhorn oben zu springen, sprang sie wieder auf das gehörnte Tier in der rechten oberen Ecke zurück, auf das sie bereits der dritte Zug geführt hatte. Vielleicht wollte »weil einer von uns doppelt zählt« ja genau das ausdrücken – dass ein Buchstabe nicht nur zweimal vorkam, sondern auch zweimal das gleiche Feld zu bewegen war!

Für einen winzigen Wimpernschlag hielt Laura den Atem an, bevor sich herausstellte, dass sie richtig vermutet hatte. Sie hatte die Lösung gefunden! Ein helles, fast überirdisches Sirren ertönte, und die Vorderseite des Schrankes schwang auf, wie von Geisterhand bewegt, sodass das



Mädchen in das Innere sehen konnte.

Der Anblick, der sich Laura darbot, war einfach überwältigend. Der Kelch der Erleuchtung gleißte im Licht. Auf seiner goldenen Oberfläche schienen sich alle Sterne und Monde zu spiegeln, die an der Gewölbedecke aufgezogen waren, und ihr Funkeln brach sich in den Smaragden und Rubinen, die das wertvolle Gefäß schmückten.

Laura strahlte vor Glück. Der Jubel der Tiere drang wie aus weiter Ferne in ihr Bewusstsein, das von grenzenloser Erleichterung erfüllt war.

Endlich!

Endlich hatte sie es geschafft!

Sie hatte sich als wahre Kriegerin des Lichts erwiesen und war gerade noch rechtzeitig in den Besitz des Kelches gelangt. Bis zum Sonnenaufgang blieb nun noch ausreichend Zeit, das Gefäß mit dem Wasser des Lebens durch die magische Pforte hinüber nach Aventerra zu bringen.

Wie unter einem geheimnisvollen Bann stehend, trat Laura dichter an den Schrank. Es war nicht sie selbst, die ihre Bewegungen leitete. Ohne ihr Zutun reckten sich ihre Hände dem Kelch entgegen und hoben ihn vorsichtig aus dem Schrank, der ihn über Monate vor dem Zugriff der Duokien geschützt hatte. Obwohl das Gefäß aus purem Gold gefertigt war und deshalb ein enormes Gewicht besitzen musste, fühlte es sich völlig schwerelos an – als bestünde es aus nichts anderem als reinem Licht.

»Gib her, Laura, und lass dir helfen!«, drang da plötzlich Kevins Stimme an ihr Ohr. Verwundert drehte das Mädchen sich um und sah den Jungen neben sich stehen. Er hatte die Arme ausgestreckt, um den Kelch der Erleuchtung an sich zu nehmen.

Seltsam, wunderte sich Laura. Wie ist Kevin plötzlich in das Wandbild gekommen? Wie konnte er so dicht an den Schrank gelangen? Dazu waren doch nur Wächter imstande? Nur die Krieger des Lichts vermochten hinter die Dinge zu blicken...

... und natürlich auch die Dunklen!

Laura glaubte, ihr Herz müsse stehen bleiben. Fassungslos starrte sie den Jungen an, auf dessen Gesicht sich plötzlich ein böses Grinsen zeigte.



Seine Augen begannen zu glühen: Glutrot leuchteten sie auf – wie das Feuer der Hölle.

Noch im selben Moment erblickte Laura auch schon eine hagere Gestalt, die um das Regalende bog. Das totenfahle Gesicht unter dem feuerroten Haar war ebenfalls von einem hämischen Grinsen gezeichnet, während der Mann rasch näher kam.

Da wusste Laura, dass alles verloren war.

»Oh, nein!« Paravain wurde leichenblass. »Was ist los?« Mit sorgenvoller Miene schaute Morwena ihn an. »Was hast du?«

»Das Rad der Zeit!«, flüsterte der Weiße Ritter und deutete auf das goldene Amulett, das der Hüter des Lichts um den Hals trug. »Es hat aufgeglüht und sich bewegt!«

Ein Ausdruck des Entsetzens verzerrte das hübsche Gesicht der Heilerin. »Bist du sicher?«

»Es hat sich bewegt, ganz bestimmt!«

»Aber das würde ja bedeuten...?«

»Das würde bedeuten, dass der Kelch in Gefahr ist«, sagte Paravain kummervoll.

»Aber wieso hat ElySION das nicht bemerkt?«

»Das hat er mit Sicherheit. Doch es scheint ihn nicht zu beirren.«

Der Ritter musterte den Hüter des Lichts mit scheuem Blick. Trotz seines Alters saß der Herrscher kerzengrade im Sattel. Er schien die Ruhe selbst zu sein, und sein Gesicht strahlte nichts als Zuversicht aus.

»Offensichtlich kann nichts ihm den Glauben nehmen«, flüsterte Paravain weiter, »dass der Kelch zu uns zurückgebracht wird.« Er seufzte. »Ich möchte nur wissen, woher er seine Zuversicht nimmt.«

Der Ritter schaute hinab ins Tal der Zeiten, in dessen Mitte sich die magische Pforte geöffnet hatte, die den Menschenstern und Aventerra verband. Die gleißende Lichtsäule überstrahlte alles ringsum. Paravain beugte sich über den Hals seines Pferdes – und bemerkte plötzlich, dass sie nicht die Einzigen waren, die auf die Kelchträgerin warteten.



»Schneller, Attila! Jetzt gib doch endlich Gas!« Fast panisch schrie Lukas den Mann hinter dem Lenkrad an. »Es geht schließlich um Leben und Tod!«

»Weiß ich doch selbst!«, brummte der Hausmeister, während er das Gaspedal bis zum Bodenblech durchdrückte. »Aber der Wagen hat schon ein paar Jahre auf dem Buckel!«

Dennoch jagte er den Opel Kapitän mit wahnwitziger Geschwindigkeit durch die Nacht. Attila Morduk versuchte die letzten Reserven aus dem Motor herauszuholen. Die Maschine heulte gequält auf, als wolle sie gegen die rüde Behandlung protestieren. Aber der Zwergriese kannte keine Gnade. Erbarmungslos knüppelte er den Oldtimer über die Landstraße und flog auf Hinterthur zu.

Lukas ging es trotzdem nicht schnell genug. Der Junge war der Verzweiflung nahe. Der Schock, der ihn beim Aufwachen gepackt hatte, steckte ihm immer noch in den Gliedern. Die Uhr hatte nämlich zwanzig vor eins gezeigt, als er aus dem Schlaf hochgeschreckt war.

Vierzig Minuten nach Mitternacht. Er hatte verschlafen!

Im ersten Augenblick hatte Lukas nicht verstehen können, dass er den Wecker überhört hatte. So etwas war ihm noch nie passiert! Dabei hatte er auch die Weckfunktion seines Handys aktiviert und Kevin gebeten, seinen Wecker ebenfalls zu stellen. Unfassbar, dass er trotz der zweifachen Absicherung nicht wach geworden war!

Wie von tausend Taranteln gestochen, sprang Lukas aus dem Bett – und entdeckte noch im gleichen Augenblick, dass Kevin verschwunden war.

Schlagartig wurde ihm alles klar: Sein Wecker war ausgestellt und sein Handy deaktiviert worden, wie eine schnelle Überprüfung ergab – die Bestätigung für die Erkenntnis, die sich mit der Wucht einer Dampfhammer in Lukas' Bewusstsein hämmerte: Kevin, der vermeintliche Freund, dem sie so sehr vertrauten, dass sie ihm Lauras großes Geheimnis offenbart hatten, war ein gemeiner Verräter! Ein Komplize der Dunklen, der sie arglistig getäuscht hatte – und von ihnen nichtsahnend in sämtliche Pläne eingeweiht worden war. Seit dem Tag, an dem er in



Ravenstein aufgetaucht war, hatten die Dunklen Mächte über jeden ihrer Schritte Bescheid gewusst. Und wie zur Krönung der perfiden Intrige versuchte dieser hinterhältige Spitzel nun vermutlich, der ahnungslosen Laura den Kelch zu entreißen, sobald sie ihn aus dem Versteck geholt hatte. Denn dass Kevin mit der Schwester zum Kloster aufgebrochen war, erschien Lukas völlig logosibel.

Da sah er das Glas auf seinem Nachttisch, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Kevin hatte die blöde Cola wahrscheinlich mit einem Schlafmittel versetzt. Und auf genau die gleiche Weise musste er Kaja und ihn außer Gefecht gesetzt haben, als sie während Lauras Traumreise nach Aventerra an ihrem Bett Wache gehalten hatten. Völlig ahnungslos hatte jeder von ihnen gleich zwei Gläser ausgetrunken und eine ordentliche Dosis Schlafpulver geschluckt, sodass sie mitten am hellen Nachmittag eingeschlafen waren.

Zum Glück hatte er heute nur an dem Getränk genippt und den größten Teil in einen Blumentopf gegossen, als Kevin gerade wegschaute. Diese bescheuerte Power-Cola schmeckte doch nicht einmal!

Unglaublich!

Wie blind sie doch gewesen waren, Laura und er! Nur Kaja hatte Kevin von Anfang an intuitiv misstraut und aus ihrer Ablehnung auch keinen Hehl gemacht – und sich zum Dank dafür auch noch Vorwürfe eingehandelt. Es war wirklich unfassbar!

Lukas griff sich das leere Glas, in dem sich nur noch ein kärglicher Rest der dunklen Brause befand. Er schnupperte daran, konnte aber nichts Verdächtiges riechen. Trotzdem war er sicher, dass eine chemische Analyse seine Vermutung bestätigen würde. Aber die musste bis zum nächsten Tag warten, schließlich gab es Wichtigeres zu tun.

Viel Wichtigeres!

Attila Morduk aus dem Schlaf zu rütteln erwies sich als ein nahezu unmögliches Unterfangen. Was Lukas auch tat, der Hausmeister war einfach nicht wachzukriegen. Bis der Junge in seiner Not ihm schließlich einen Eimer eiskalten Wassers über den Schädel kippte. Da endlich schreckte Attila hoch, schüttelte sich wie ein junger Hund und glotzte



Lukas verdattert an.

»Was hab ich dir getan, dass du mich mitten aus den schönsten Träumen holst?«, knurrte er.

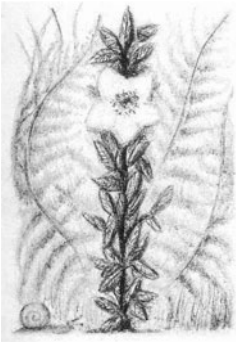
»Was?«, wunderte sich Lukas nur und machte ein Gesicht wie ein unwissender Quizkandidat.

»Ja, klar. Ich hab gerade geträumt, dass ich unter einem wunderschönen Wasserfall stehe und das herrliche Nass ganz sanft über mich hinwegplätschert – und da weckst du mich einfach auf. Das ist nicht fair, Lukas!« Das Mondgesicht des letzten aller Zwergriesen war ein einziger Vorwurf – aber dann dämmerte endlich auch Attila, was Sache war. »Dieses fiese Bürschchen!«, schimpfte er, nachdem Lukas ihm schnell Bericht erstattet hatte. »Warte nur, bis ich den in die Finger kriege! Ich prügele ihn windelweich, das garantier ich dir! Ich gerbe ihm das verderbte Fell, bis es grün und blau ist!«

Attila hatte allen Grund, sauer zu sein. Kevin hatte ihm nicht nur die manipulierte Power-Cola untergeschoben – von der er gleich zwei Gläser getrunken hatte! – , sondern nach seinem Einschlafen auch noch die Schnapsflasche in die Hütte geschmuggelt, das Wasserglas mit Wacholdergeist gefüllt und es dann auf dem Tisch umgekippt, um so den Eindruck zu erwecken, der Hausmeister habe sich betrunken.

»Dieser durchtriebene Schurke!«, tobte Morduk noch auf dem Weg zum Parkplatz. »Der wird mich kennen lernen, der ruchlose Kerl.«





Kapitel 30 ✎ Die Nacht der Entscheidung

n voller Geschwindigkeit raste der Opel Kapitän am Ortsschild von Hinterthur vorbei. Doch Attila Morduk trat nicht auf die Bremse, sondern trieb den Wagen in unvermindertem Tempo durch das Städtchen, das in tiefes Dunkel getaucht war. Die Beleuchtung war bereits ausgeschaltet, und nur das Silberlicht des Mondes ergoss sich über die Dächer der Häuser, die die Hauptstraße säumten. Gleich den weit aufgerissenen Augen eines erschreckten Riesen geisterten die Strahlenkegel der Scheinwerfer über die Mauern, hinter denen die Menschen im Schlaf lagen und nichts von dem dramatischen Geschehen ahnten, das in unmittelbarer Nähe seinen Lauf nahm.

Lukas hatte die Finger in das verschlissene Polster des Beifahrersitzes gekrallt und startete wie gebannt durch die Windschutzscheibe, als könne sein fiebernder Blick dem Wagen zusätzliche Geschwindigkeit verleihen. Mit einem Mal tauchten in der Ferne die Scheinwerfer eines anderen Autos aus der Dunkelheit auf und wurden rasend schnell größer. Weder Attila noch der Junge konnten erkennen, um welches Fahrzeug es sich handelte, als dieses unvermittelt, ohne den Blinker zu setzen, nach links von der Hauptstraße abbog und in einer kleinen Gasse verschwand. Obwohl der Winterurlaub schon eine geraume Zeit zurücklag, erinnerte sich Lukas sofort, dass das Sträßchen zum Chalet von Maximilian Longolius führte.

Ein purer Zufall – oder hatte das etwas zu bedeuten?

Attila verringerte die Geschwindigkeit. Als er am Abzweig angekommen war, bremste er und spähte in die Seitenstraße, wo in der Ferne die Rücklichter des Wagens aufleuchteten.

»Ich will verdammt sein!«, rief er mit gähnendem Entsetzen aus.



»Was ist denn los?«

»Der Wagen!« Der Hausmeister deutete in das dunkle Gässchen. Die Rücklichter waren kaum größer als Glühwürmchen und verschwanden dann völlig, als das Gefährt um eine ferne Kurve bog. »Es war der schwarze Lieferwagen. Derselbe, den ich in der Nacht beobachtet habe, als der Professor verschwunden ist!«

Schon wollte Lukas diese Aussage in Zweifel ziehen, als ihm einfiel, über welch außerordentliches Sehvermögen Zwergriesen bei Nacht verfügen. Attila hatte sich bestimmt nicht geirrt! Und wenn Kevin es inzwischen tatsächlich gelungen war, Laura den Kelch zu entreißen, erschien es mehr als nahe liegend, dass er ihn im Ferienhaus des Onkels in Sicherheit bringen wollte. Zumindest so lange, bis die Dunklen ein besseres Versteck für das wertvolle Gefäß gefunden hatten.

»Schnell, hinterher!«, rief der Junge dem Hausmeister aufgeregt zu. Allerdings hätte es dieser Aufforderung gar nicht bedurft, denn Attila hatte bereits die Verfolgung aufgenommen. Während er aufs Gaspedal trat, schaltete er die Scheinwerfer aus. »Sie brauchen ja nicht gleich zu merken, dass wir ihnen auf der Spur sind«, brummte er.

Als sie in Sichtnähe des Anwesens von Mister L gelangten, fuhr der Lieferwagen gerade die Einfahrt hoch und hielt vor dem stattlichen Chalet an. Attila parkte den Opel unauffällig am Straßenrand und schaltete den Motor aus. Lukas und er stiegen aus und schlichen im Schutz einer Hecke so dicht wie möglich an das Ferienhaus heran, um die Geschehnisse genauer beobachten zu können.

Zwei dunkle Gestalten sprangen aus dem Lieferwagen. Lukas erkannte nur Umrisse, aber trotzdem war er sicher, dass es sich um Kevin und Konrad Köpfer handelte. Die beiden kletterten in den Laderaum. Als sie wieder auftauchten, trugen sie ein verschürtes Bündel zwischen sich, das heftig zuckte. Es konnte sich nur um einen gefesselten Menschen handeln.

Um Laura – wen sonst?

Schon verschwanden die Dunklen mit ihrem wehrlosen Opfer im Seiteneingang.



Lukas war der Schweiß ausgebrochen, obwohl die Nacht kühl war. Aufgeregt stieß er den Zwergriesen an. »Und jetzt?«, brachte er nur hervor. Er musste sich zwingen, Ruhe zu bewahren, damit er noch klar denken konnte.

»Am besten, wir alarmieren die Polizei.«

Lukas war nicht begeistert über Attilas Vorschlag, doch er sah ein, dass ihnen nichts anderes übrig blieb. »Ich kann nur hoffen, dass die Typen uns wenigstens diesmal glauben und nicht allzu lange auf sich warten lassen.« Widerwillig zog er das Handy aus der Tasche. »Unsere sauberen Freunde haben doch bestimmt schon die anderen Dunklen informiert – und wenn die vor der Polizei hier eintreffen, sehe ich schwarz!«

»Ich lass vorsichtshalber die Luft aus den Reifen«, erklärte Attila gerade, als er plötzlich den Kopf hob und überrascht zum Himmel emporstarrte.

Lukas konnte in der Dunkelheit nicht das Geringste erkennen. »Was ist denn?«, wollte er wissen, doch der Zwergriese zischte unwirsch »Psst!« und lauschte angespannt. »Ich glaube, Lukas, auf die Polizei können wir nun getrost verzichten«, sagte er schließlich fröhlich.

Laura wehrte sich, so gut sie konnte. Doch es half ihr nichts. Genauso wenig, wie ihr Widerstand in der geheimen Bibliothek hatte verhindern können, dass Konrad Köpfer und Kevin ihr den Kelch entrissen, sie überwältigt und wie eine Teppichrolle zusammengeschnürt hatten, konnte sie die beiden nun davon abhalten, sie durch die Flure des Ferienhauses zu schleppen, obwohl sie sich wild gebärdete und zuckte wie ein gefangener Aal. Der Stoffknebel, den sie ihr in den Mund gestopft hatten, erstickte jeden Hilferuf bereits im Ansatz. Der stinkende Fetzen reizte Laura zum Würgen, und sie konnte von Glück reden, dass sie überhaupt Luft bekam.

Als das Mädchen bemerkte, dass es ins Kaminzimmer gebracht wurde, war es doch überrascht. Was wollten die Kerle denn im Kaminzimmer mit ihr? Seltsam! Im Keller gab es doch einige Räume, die weit besser dazu geeignet waren, jemanden gefangen zu halten, als der gemütliche



Fernsehraum. Schließlich hatten sie es doch ganz offensichtlich nicht nur auf den Kelch abgesehen, sondern wollten sie auch aus dem Verkehr ziehen. Bis nach dem Ostarafest wahrscheinlich. Denn dann würde es wieder drei lange Monde dauern, bis sie durch die magische Pforte nach Aventerra gelangen konnte.

Der Gedanke, der urplötzlich in Laura aufstieg, ließ mit einem Schlag alle Gegenwehr erlahmen: Was, wenn die Dunklen den Kelch noch in dieser Nacht in die Welt der Mythen zurückbrachten? Bis zum Sonnenaufgang war doch noch reichlich Zeit, um dem Schwarzen Fürsten das ersehnte Gefäß mit dem kostbaren Wasser des Lebens zu übergeben, womit er endlich am Ziel seiner Wünsche angekommen wäre. Er war dann nicht mehr darauf angewiesen, dass Laura ihm den Kelch aushändigte, um ihrem Vater das Leben zu retten. Dann bestand für ihn auch kein Grund mehr, Marius Leander zu schonen, und nichts würde ihn davon abhalten, Papa eiskalt zu töten!

Oh, nein!!! Laura hätte am liebsten laut aufgeschrien angesichts dieser schlimmen Erkenntnis. Allein der Knebel hinderte sie daran. Die Tränen, die nun über ihre Wangen strömten, konnte er jedoch nicht zurückhalten.

Zu Lauras Verwunderung setzten die beiden sie in einem Fernsehsessel ab. Konrad Köpfer trat an die Holzvertäfelung zwischen den beiden Bücherregalen und fingerte daran herum. Offenbar löste er eine verborgene Verriegelung, denn mit einem Mal ließ die Holzwand sich mühelos zur Seite schieben. Eine Stahltür kam zum Vorschein. Ob es sich dabei vielleicht um den Eingang zu einem Bunker handelte? Soweit Laura sich erinnerte, war das Haus an einem Hang gebaut, sodass es im Berg mit Sicherheit genug Platz für einen solchen Schutzraum gab. Plötzlich ging ihr auf, warum sie damals, in den Winterferien, als sie die Stimme von Quintus Schwartz im Fernsehzimmer zu hören meinte, diesen dann trotzdem nicht im Raum entdecken konnte. Er hatte sich wohl kurzerhand in den Bunker zurückgezogen, sodass Laura glaubte, sich getäuscht zu haben.

Natürlich – so musste es gewesen sein!



Da zog Konrad Köpfer auch schon die perfekt getarnte Panzertür auf. Dahinter verbarg sich tatsächlich ein Bunker. Noch bevor die Bösewichte sie packten, um sie hinein zu stoßen, wusste Laura, wen sie dort wiedersehen würde.

Kaltes Neonlicht erhellte den Schutzraum und ließ die Haut von Aurelius Morgenstern noch fahler aussehen. Seine faltigen Züge entgleisten, als er die gefesselte Laura erblickte, und ein Seufzer der Verzweiflung drang aus seiner Kehle, während er sich in einem Stahlrohrbett aufrichtete, das in der äußersten Ecke des geräumigen Bunkers stand.

»Damit hat er wohl nicht gerechnet!«, höhnte Konrad Köpfer, während er Laura auf dem Boden absetzte und Kevin sich daran machte, ihre Fesseln zu lösen. »Jetzt ist er mit seinem Latein am Ende, der hochgelehrte Herr, was?«

Der Professor überhörte die hämische Bemerkung. »Was habt ihr mit uns vor? Wie lange wollt ihr uns hier noch festhalten?«, bestürmte er den hageren Mann.

»Solange es meinem Gebieter gefällt«, antwortete Konrad Köpfer. »Es mangelt ihm hier doch an nichts, und er wird bestens behandelt – oder will er sich vielleicht beklagen?«

Morgenstern antwortete nicht, sondern musterte seine Schülerin besorgt.

Endlich war Laura frei von den Stricken. Als Kevin ihr den Knebel aus dem Mund nahm, konnte sie sich nur mit Mühe beherrschen. Sie hätte am liebsten losgebrüllt und ihn mitten ins Gesicht geschlagen. Wut und Enttäuschung lieferten sich einen erbitterten Kampf in ihrem Innern. Noch von keinem Menschen war sie so hintergangen worden wie von Kevin. Während sie sich die schmerzenden Glieder rieb, zischte sie den Jungen an: »Für diesen Verrat wirst du büßen, das garantier ich dir!«

Kevin grinste hämisch. »Was du nicht sagst!«, spöttelte er, gesellte sich zu Köpfer und blickte unruhig auf die Uhr. »Wo bleiben die denn?«, fragte er. »Du hast ihnen doch Bescheid gegeben, dass wir alles erledigt haben, oder?«

In diesem Moment drang das Schrillen der Haustürklingel durch die



offen stehende Bunkertür. »Das werden sie sein!«, sagte der Junge und gab dem Hausdiener einen Wink. »Geh, und mach auf – ich pass derweil auf, dass die beiden keinen Unsinn anstellen!«

»Was sollten die Maid und der Murmelgreis schon groß ausrichten können!«, entgegnete Konrad Köpfer verächtlich und eilte davon.

Laura würdigte Kevin keines Blickes mehr. Sie setzte sich zu dem Professor aufs Bett und musterte ihn besorgt. »Haben sie Ihnen was getan?«

Aurelius schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann mich nicht beklagen. Es hat mir an nichts gemangelt, seitdem ich hierher verschleppt worden bin – außer an der Freiheit natürlich.« Er lächelte gequält und schaute seine Schülerin eindringlich an. »Was ist mit dem Kelch, Laura? Hast du ihn gefunden?«

»Das schon.« Das Mädchen senkte beschämt den Kopf.

Morgenstern war alarmiert. »Du hast ihn doch nach Hellunyat gebracht? Verzeih die Frage, aber ich habe sämtliches Zeitgefühl verloren und deshalb keine Ahnung, welcher Tag heute ist.«

Laura schluckte. »Es... Ähm... Es ist mir leider nicht gelungen«, flüsterte sie und deutete auf den grinsenden Kevin. »Ich hab einfach zu spät durchschaut, dass er zu den Dunklen gehört!«

Der Atem des Professors ging keuchend. Er fasste sich ans Herz und starrte Laura mit furchtsam aufgerissenen Augen an. »Wehe uns, wenn sie den Kelch nach Aventerra bringen und den Dunklen Mächten übergeben!«

»Noch dürften sie dazu keine Gelegenheit gehabt haben. Vielleicht gelingt es uns ja doch noch –«, begann Laura kleinlaut, unterbrach sich jedoch und starrte ungläubig zur Tür. Sie hatte ein Geräusch von draußen vernommen. Einen ebenso überraschenden wie unerklärlichen Laut. Er hatte sich angehört wie der Donner, der langsam von den Gipfeln der Berge heranrollt, lauter und lauter wird, um schließlich mit ohrenbetäubendem Hall zu verklingen.

Was hatte das zu bedeuten?

Auch der Professor und Kevin sahen nun zur Tür.

Wieder dröhnte der Donner, lauter und eindringlicher als zuvor. Es



war, als entlade sich ein heftiges Gewitter direkt über dem Haus. Und jetzt – jetzt grollte dieser Donner sogar durch das Innere des Gebäudes!

Kevin war kreidebleich geworden. Er zitterte am ganzen Körper. Laura dagegen strahlte plötzlich. Endlich hatte sie begriffen, was es mit diesem geheimnisvollen Donner auf sich hatte, und einen Herzschlag später rauschte Lateris auch schon in den Schutzraum. Der geflügelte Löwe spreizte die mächtigen Schwingen, öffnete das Furcht erregende Maul und fauchte den Jungen so laut an, dass selbst die Wände des Bunkers ins Beben gerieten!

Kevin schlotterte vor Angst. Die Knie wurden ihm weich, und er brach schluchzend zusammen. »Halt ihn zurück, Laura!«, flehte er. »Bitte, halt ihn zurück, damit er mir nichts tut!«

Als der geflügelte Löwe sah, dass Laura und der Professor wohlaufwaren, beruhigte er sich. Zumal nun auch Lukas und Attila Morduk im Bunker auftauchten.

Der Junge trug den Kelch in der Hand und hielt ihn der Schwester freudestrahlend entgegen: »Sie hatten ihn im Lieferwagen versteckt!«

Behutsam nahm Laura das wertvolle Gefäß an sich. Als handle es sich um eine kostbare Blüte, der schon der geringste Druck Schaden zufügen könne, barg sie ihn an ihrer Brust. Dann aber sah sie den Bruder erschrocken an: »Wo ist denn Köpfer? Er ist doch nicht etwa entwischt?«

»Keine Angst!« Lukas zeigte ein beruhigendes Lächeln. »Er hat sich in die Bedienstetenwohnung im Gartenhaus geflüchtet. Latus passt auf, dass er nicht abhaut.«

»Ein Glück!« Laura atmete erleichtert auf, trat zu Lateris und kraulte ihn sanft hinterm Ohr. »Vielen Dank für alles. Ich weiß gar nicht, was wir ohne dich und deinen Bruder gemacht hätten!«

»Ihr scherzt, *Madame*«, antwortete der Löwe geschmeichelt. »Das waren wir Ihnen doch schuldig! Schließlich haben wir zugelassen, dass die Schurken Euch im Kloster gefangen nahmen.«

»Das konntet ihr doch nicht ahnen!«

»Ihr seid zu freundlich, *Madame*. Wir haben uns auch sofort auf die Verfolgung gemacht, aber leider waren die Kerle mit ihrem stinkenden



Gefährt schneller als wir. Dabei sind wir mit den Windgeistern um die Wette geflogen!«

Lateris' feierlicher Ernst entlockte Laura ein Lächeln. »Das glaub ich dir aufs Wort!«

»Wenn Ihr wieder mal Hilfe brauchen solltet, *Madame*: Stehen stets gerne zu Euren Diensten!«

»Danke, Lateris. Ich werde mit Sicherheit darauf zurückkommen.«
Dann baute sich Laura drohend vor Kevin auf. »Gestehst du freiwillig, oder müssen wir nachhelfen?«, knurrte sie und sah den Löwen auffordernd an.

Bevor das Fabeltier auch nur einen Mucks machen konnte, fing der Junge an zu reden. »Es tut mir Leid, aber ich hatte keine andere Wahl.«

Lauras Gesichtszüge entgleisten. »Keine andere Wahl?«, fragte sie ungläubig.

Kevin nickte beklommen. »Ja. Köpfer hat mich gezwungen mitzumachen. Er hatte mich in der Hand.«

»Wie das?«, wollte Lukas wissen.

»Nun...« Der Junge senkte den Kopf. »Damals, in Hinterthur... Äh... Ich wollte euch beide zum Abschluss der Ferien ins Kino und zum Burger-Essen einladen, hatte aber nicht mehr genügend Geld. Da hab ich mir einen Fünfzig-Euroschein aus dem Portemonnaie meines Onkels...«

»Und dabei hat Köpfer dich überrascht?«

»Ja.« Kevin schluckte. »Er hat mich vor die Wahl gestellt, entweder alles Onkel Max zu erzählen...«

»Oder?«, drängte Laura.

»Oder dich im Auge zu behalten und ihm alles zu berichten, was du treibst!«

»Was?« Mit maßloser Überraschung starrte Laura den Jungen an. »Aber... wieso?«

»Das hab ich ihn natürlich auch gefragt. Köpfer hat behauptet, deine Aktivitäten gefährdeten den Ruf von Ravenstein. Was letztendlich Onkel Max schaden würde, der das Internat seit Jahren als Sponsor unterstützt.«



Lukas runzelte die Stirn. »Das hast du doch nicht etwa geglaubt?«

»Doch. Ich hatte doch keine Ahnung, dass...«

Luras Gesicht verfinsterte sich. »Und weiter?«

»Zunächst hab ich alles gemacht, was Köpfer von mir verlangte. Ich wollte ja nicht, dass mein Onkel erfährt, dass –« Kevin räusperte sich. »Aber nach der Sache mit Pater Dominikus wurde mir klar, dass der Typ mich hinters Licht geführt hat. Ich wollte aussteigen und zur Polizei gehen, aber...«

»Ja?«

»Köpfer hat gedroht, mich ebenso umzubringen wie den Mönch, wenn ich auch nur einem Menschen ein Sterbenswort verrate. Und da hab ich es mit der Angst gekriegt – ich wusste ja, wozu er fähig ist – und weitergemacht.«

Lukas schüttelte den Kopf. »Dann hast du ihm also auch geholfen, die Indizien zu manipulieren, die Professor Morgenstern in Mordverdacht gebracht haben?«

»Ja. Ihm und Quintus Schwartz.«

Laura war fassungslos. »Wie konntest du nur?«, fragte sie. »Wie konntest du nur so etwas Schreckliches tun?«

Doch Kevin schaute nur stumm zu Boden.

Lukas warf ihm einen verächtlichen Blick zu, bevor er sich an die Schwester wandte. »Wir sollten endlich die Polizei rufen. Soll die sich doch mit dem hinterhältigen Verräter herumschlagen! Vielleicht findet sie ja raus, welche Motive ihn angetrieben haben.«

Als Laura, Lukas und Aurelius Morgenstern aus dem Haus traten – Kevin hatten sie in Morduks Obhut zurückgelassen –, hielt Latus immer noch vor dem Gartenhaus Wache. Konrad Köpfer hatte es nicht verlassen, wie der geflügelte Löwe versicherte. In der Wohnung des Hausmeisters konnten sie jedoch nicht die geringste Spur von ihm entdecken. Dabei waren sämtliche Fenster des Häuschens zum Schutz vor Dieben vergittert. Die Freunde stellten das ganze Haus auf den Kopf, durchsuchten jeden Winkel, durchwühlten sämtliche Schränke und Truhen, klopften Wände und Böden ab auf der Suche nach geheimen Schächten,



Verstecken und Ausgängen – jedoch vergeblich. Konrad Köpfer schien sich buchstäblich in Luft aufgelöst zu haben. In seiner karg möblierten Schlafkammer machte Laura allerdings eine merkwürdige Entdeckung. Auf dem Nachtkästchen lag ein Stapel alter Dokumente, in denen offenbar erst jüngst herumgeblättert worden war. Es war eine Abschrift der Burgchronik, die Reimars Kaplan angefertigt hatte. Auf dem obersten Blatt erkannte Laura die Zeichnung von Reimars Henker, die Lukas und sie erst vor einigen Tagen im Archiv der Internatsbibliothek gefunden hatten. Alles war genauso wie auf dem Dokument aus dem Ravensteinsehen Archiv: Im Hintergrund war die Burg zu sehen, daneben ein Galgen und ein Richtblock, an dem ein Henkersbeil lehnte. Es gab allerdings einen entscheidenden Unterschied: Auf dem Blatt in Köpfers Schlafkammer befand sich kein weißer Fleck. Der Henker war darauf deutlich zu erkennen. Der Rote Tod starrte sie böse an, und er glich dem Hausdiener von Longolius aufs feuerrote Haar. Man konnte glauben, dass es sich bei Konrad Köpfer und dem vom Kaplan gezeichneten Scharfrichter um ein und dieselbe Person handelte. Was natürlich völlig ausgeschlossen war – oder sollte der Rote Tod tatsächlich ein Wiedergänger sein? Siedend heiß erinnerte Laura sich an das geöffnete Grab auf dem Schindacker... Sie musste sich zwingen, die Gedanken, die in ihrem Kopf durcheinander wirbelten, zu unterdrücken, denn es war ein völlig unpassender Zeitpunkt, um sich damit zu befassen. Schließlich hatte sie ihre wichtigste Aufgabe noch immer nicht erfüllt.

Laura nahm Sturmwind mit auf ihre Reise nach Aventerra. Und natürlich auch Alarik, der es kaum erwarten konnte, endlich in seine Welt zurückzukehren.

Obwohl diesmal gleich zwei Reiter auf seinem Rücken saßen, hatte der weiße Hengst nicht die geringste Mühe, die Wasser des Drudensees zu überwinden und mit einem ebenso kühnen wie unerklärlichen Sprung auf die kleine Insel zu gelangen. Umhüllt von gleißendem Nebel, stand die endlose Lichtsäule, die die magische Pforte barg, über deren Zentrum. Wie schon zur Wintersonnenwende hatte sich auch diesmal eine



schmale Schneise im undurchdringlichen Gehölz des Eilands gebildet, sodass der Schimmel die Pforte ungehindert erreichte.

Laura warf einen letzten Blick zum nächtlichen Himmel – es würden noch mindestens zwei Stunden vergehen bis zum Sonnenaufgang. Sie drehte den Kopf und sah über die Schulter zu dem Jungen, der hinter ihr saß und wieder die vertraute Kleidung angelegt hatte. »Bist du bereit?«

Alariks Augen leuchteten. »Ja, Laura, ich bin bereit.« Unter der Weste des Knappen bewegte sich etwas, und dann lugte Schmatzfraß neugierig daraus hervor. Seine Knopfaugen funkelten, als er Laura sah, und er fiepte aufgeregt.

Das Mädchen lächelte und trieb Sturmwind mit leichtem Schenkel- druck an. Der Hengst tat einen Satz, und Laura tauchte ein in das Licht. Wohin sie auch blickte, trat ihr ein Gleißer entgegen – und dennoch gab es nichts, was ihre Augen blendete. Ringsum erstreckte sich ein Meer aus unendlichem Weiß, das kein Ende zu nehmen schien.

Als Laura in die Fluten des Lichts eintauchte, um sich dem Spiel der funkelnden Wellen zu überlassen, fühlte sie sich emporgehoben von wärmenden Wogen. Alles tanzte, alles verströmte Leichtigkeit. Sie spürte ihren Körper nicht mehr, und ihre Ängste und Sorgen schwebten davon. Alle Erdschwere fiel von ihr ab, und ihr war, als wehe sie sanft wie der Wind jenseits der Zeiten dahin, und nichts in ihr hätte sich dagegen gewehrt, wenn die Reise zwischen den Welten ewig angedauert hätte. Da trat Sturmwind aus der Pforte.

Laura wusste, dass sie auf Aventerra angekommen war. Denn hoch oben am Firmament, das sich über ihr wölbte, stand das Siegel der Sieben Monde.

Sie befand sich inmitten eines großen Talkessels. Es musste sich um das Tal der Zeiten handeln, wie Aurelius Morgenstern seiner Schülerin erklärt hatte. Kaum hatte Laura sich umgesehen, da bemerkte sie, dass sie schon erwartet wurde.

Auf den Hügelketten, die das Tal säumten, waren zwei riesige Heere aufgezogen. Zahllose Krieger in weißen Rüstungen hatten sich auf den



Erhebungen an der Nordseite aufgereiht, während endlose Kolonnen schwarz gekleideter Ritter auf den südlichen Hügeln Stellung bezogen hatten. Mit ausdruckslosen Gesichtern starrten die Krieger hinunter auf die beiden Grüppchen, die sich an der magischen Pforte gegenüberstanden.

Die Vertreter des Lichts waren zwei Männer und eine Frau auf weißen Pferden. Laura hatte die drei noch nie gesehen, und dennoch wusste sie, dass sie ElySION, dem ehrwürdigen Hüter des Lichts, seinem Weißen Ritter Paravain und der Heilerin Morwena gegenüberstand.

Kaum ein Dutzend Galoppsprünge von ihnen entfernt warteten zwei Männer auf pechschwarzen Streitrössern: Borboron, der Schwarze Fürst, und ihr Vater.

Papa! Lauras Herz tat einen Sprung, doch dann begann es zu rasen, sodass sie fürchtete, es könne aussetzen. Borboron hatte Wort gehalten. Er hatte ihren Vater mit zur Pforte gebracht und erwartete nun, dass sie das Versprechen erfüllte, das sie ihm in ihrer grenzenlosen Verzweiflung gegeben hatte.

Das Versprechen, den Kelch in seine Hände zu legen! In die Hände eines Herrschers, der danach trachtete, die Macht an sich zu reißen und die Erde zu vernichten...

Alarik ahnte offenbar, was Laura vorhatte. »Nein, nicht!«, flehte er sie an. »Tu's nicht! Du darfst das Licht nicht verraten! Niemals, hörst du!«

Alarik hatte leicht reden – ihr blieb doch gar keine andere Wahl! Sie konnte ihren Vater doch nicht einfach opfern! Sie konnte nicht zulassen, dass der Schwarze Fürst ihn umbrachte! Laura fühlte sich mit einem Mal wie betäubt, das Gewicht der ganzen Welt schien plötzlich auf ihren Schultern zu lasten.

Alarik glitt von Sturmwind's Rücken. Dann saß auch Laura ab, den Kelch fest an sich gepresst, und warf der Gruppe um ElySION einen scheuen Blick zu.

Der Hüter des Lichts schaute sie mit ausdrucksloser Miene an. Seine Augen jedoch wirkten wissend und tröstend zugleich, und Laura konnte darin lesen: Solange du auf die Kraft des Lichts vertraust, wird sich alles



zum Guten wenden.

Dankbar wandte sie den Blick ab, um den Schwarzen Fürsten anzusehen. Ein teuflisches Lächeln spielte um seine Lippen. Er schien ganz sicher zu sein, wie Laura sich entscheiden würde.

Marius hingegen hockte mit hängenden Schultern im Sattel, und seine Augen flehten: Du darfst mich nicht aufgeben! Du darfst nicht zulassen, dass Borboron mich tötet!

Laura war so tief berührt, dass sie nicht mehr überlegen musste. Sie wusste, was sie zu tun hatte, sie konnte gar nicht anders.

Alarik versuchte noch, sie zurückzuhalten. Erstellte sich ihr in den Weg und rief: »Nein, nicht! Du darfst den Kelch nicht in die Hände des Bösen geben.«

Schmatzfraß fiepte schrill, als wolle er das Mädchen vor einem falschen Schritt warnen.

Laura schluckte. Sie blickte dem Jungen fest in die Augen, in denen tiefe Trauer über ihren bevorstehenden Verrat geschrieben stand. »Versteh doch, Alarik!«, flüsterte sie. »Ich muss es einfach tun. Verzeih mir!« Damit drehte sie sich um und ging entschlossenen Schrittes auf Borboron und ihren Vater zu.

Das sichere Gefühl des Triumphes ließ die Augen des Schwarzen Fürsten rot aufglühen. Spöttisch lächelte er ElySION an, als erwarte er, dass dieser seine Enttäuschung offenbare. Doch der Hüter des Lichts tat seinem Widersacher den Gefallen nicht, sondern wartete ohne sichtbare Regung den Lauf der Dinge ab.

Laura hatte die beiden Rappen nun erreicht. Schwefelgelber Dampf strömte aus ihren Nüstern, während sie schnaubten und wie zur Begrüßung ungestüm hochstiegen. Der Schwarze Fürst erhob sich im Sattel und reckte ihr gierig die knochige Hand entgegen. »Gib schon her!«, fuhr er das Mädchen mit kehliger Stimme an. »Gib mir den Kelch – und ich werde deinem Vater das Leben schenken!«

»Einen Moment noch!«, erklärte Laura und bedachte den Vater mit einem liebevollem Blick. Hoch am Himmel, genau über seinem Kopf, stand das Siegel der Sieben Monde, und Laura war, als strahle jedes der



sieben Gestirne heller als jemals zuvor. Laura schaute Marius tief in die Augen, voller Sehnsucht nach der grenzenlosen Liebe und der Geborgenheit, die ihr stets daraus entgegengeleuchtet hatten, solange sie zurückdenken konnte. Doch Laura fand die vertrauten Gefühle nicht. Sie waren spurlos verschwunden. Aus den Augen ihres Vaters sprach nichts als – blanke Gier!

Wie war das möglich?

Was war nur geschehen?

Wieder blinkten die sieben Monde, als wollten sie das Mädchen trösten oder es an etwas erinnern – und da endlich verstand Laura.

Eindringlich sah sie den Vater an und fragte: »Sag mir, Papa – was empfindest du für mich?«

Marius war verwirrt. Maßlose Verwunderung stand in seinem Gesicht geschrieben, und er starrte Laura nur wortlos an. »Wa... Wa... Was soll das?«, fragte er endlich mit brüchiger Stimme. »Wa... Was soll ich tun?«

»Ich hab mich doch deutlich ausgedrückt«, entgegnete Laura fest. »Sag mir einfach, was du für mich empfindest!«

»Aber... Aber warum denn?«

Laura blieb ganz ruhig. »Sag mir einfach, dass du mich – liebst!«

Marius erbleichte und schnappte hörbar nach Luft. »Wa... Wa... Was?«, japste er.

»Sag mir einfach, dass du mich liebst!«, wiederholte Laura, während sie den Kelch der Erleuchtung fest umklammerte.

Marius wollte antworten, aber aus seinem Mund drang nur ein heiseres Keuchen. Wütend kniff er die Augen zusammen, und sein Gesicht verzog sich zu einer Fratze grenzenlosen Zorns. »Du verfluchtes Balg!«, zischte er noch, als die Verwandlung schon ihren Lauf nahm. Unter Brüllen und Fauchen zerfloss seine Gestalt, bis Syrin vor Laura stand.

Völlig ungerührt trat das Mädchen dem Schwarzen Fürsten entgegen. »Hast du wirklich geglaubt, du könntest mich mit der Gestaltwandlerin hereinlegen? Hast du denn nicht gewusst, dass mein Vater lieber sterben würde, als den Kelch der Erleuchtung in deinen Händen zu wissen? Ich bin eine Kriegerin des Lichts, das merke dir!«, erklärte sie furchtlos. »Und



noch eines: Ich werde niemals aufgeben und meinen Vater befreien. Gegen die Kraft, die das Siegel der Sieben Monde mir verleiht, werden selbst du und deine Schwarzen Ritter nichts ausrichten können!«

Damit drehte Laura sich um und hob den Kelch der Erleuchtung dem Hüter des Lichts entgegen. Als sie in das gütige Gesicht blickte, in dem sich alles Wissen der Zeiten spiegelte, wusste sie, dass ihre Stunde noch kommen würde.

$\mathcal{E} * \mathcal{N} * \mathcal{D} * \mathcal{E}$